

Anzeige

13.–16.08.26

STADTWEITES PROGRAMM

INSTALLATION UND AUSSTELLUNG
AM BRANDENBURGER TOR

65 JAHRE
MAUERBAU

www.mauerbau65.berlin

Hitzekoller
Trinken, trinken, trinken – und mehr
Klimaanlagen einbauen? Welche
Schutzmaßnahmen wirklich helfen
3–5, 14



Höllentrip
Extrem schnelle Wirkung:
Die neue Droge Monkey Dust ist
billig, reizvoll und gefährlich
25–27


4 193489 605203

60132


€ 5,70 Ausland, € 5,20 Deutschland
Ausgabe Nr. 196
www.taz.de

wochen

taz 

8. – 14. 8. 2026

Endlich ein Aufwärtstrend

Immer mehr Flachlandmenschen zieht es im Urlaub in die Berge. Manche bleiben sogar ganz oben. Warum?
45–51



War zuerst da:
Einheimisches
Murmeltier in
den Alpen
Foto: Martina
Geber/
mauritus
images

5 dinge, die wir gelernt haben

- 1

Merz schafft eine ganze Woche ohne Fehler
Es gibt noch Zeichen und Wunder, Deutschland atmet auf: Zum ersten Mal seit vielen Monaten, ach was, seit Jahren, hat der amtierende Bundeskanzler in dieser Woche keinen einzigen Fehler gemacht. Friedrich Merz hat bis Redaktionsschluss niemanden beleidigt, nichts versprochen, was er nicht halten konnte, und niemanden entlassen, ohne einen Nachfolger parat zu haben. Noch sensationeller: Er war den Rechten nicht zu links und den Linken nicht zu rechts! Auch im Ausland hat er niemanden verprellt, niemand musste sich für ihn genießen oder in fatalistischer Schwermut versinken, weil seine Trampeltaten bisher vor allem der AfD nützen. Ach, könnte Merz doch ewig Urlaub machen! Oder wenigstens bis zu den Landtagswahlen.
- 2

Der Wasserstand sinkt auf kaum noch messbares Niveau
Die Einzigen, die den Kanzler schmerzlich vermissen, wenn er mal nicht da ist, sind die taz-TitelmacherInnen. Weil es in diesen staubtrockenen Zeiten wirklich schwierig ist, eine ganze Woche ohne einen Merz-Scherz über den unbeliebten Kanzler auszukommen, konstatierte die taz am Mittwoch zur Lage der Seen und Flüsse: „Wasserpegel sinkt auf Merz-Niveau“. Viel trockener geht's kaum noch. Wenn doch, werden die deutschen Gewässer bald zu Sommerlöchern.
- 3

Der Rhein ist keine Frau
Wer gedacht hatte, die CDU würde sich ohne Merz kurz von ihrem anstrengenden Personalkarussell erholen, sah sich getäuscht. Kaum war der Kanzler weg, wurde gemeldet: „Rhein im Gespräch“. Gemeint war jedoch nicht der Fluss und sein historischer Tiefststand, sondern der hessische Ministerpräsident Boris Rhein als neuer Kandidat. Nein, noch nicht für die Merz-Nachfolge, aber für die Bundespräsidentenwahl im Januar. Bis auch in der CDU auffiel, dass man sich doch längst vorgenommen hatte, diesmal endlich erstmals eine Frau zu wählen. Einen Mann vorzuschlagen, bringt also wohl Rhein gar nichts.
- 4

Der Trend ist kein Genosse
Noch erschreckender als die aktuellen Wasserstandsmeldungen sind die Wahlumfragen: Im ARD-Deutschlandtrend legt weiter nur die AfD zu. Da kann man schon verzagen – oder wie SPD-Chef Lars Klingbeil einen AfD-Verbotsantrag „ernsthaft prüfen“. Ob das kurz vor den Landtagswahlen eher selbstbewusst oder verzweifelt wirkt, liegt im Auge der Wahlberechtigten und wird sich zeigen.
- 5

In der Trauer liegt ein Trost
Wer einmal ein Konzert des irischen Sängers Glen Hansard erlebt hat, wird ihn nicht vergessen. So zart, so kraftvoll. In Irland wurde er geliebt wie kaum ein anderer. Die Trauer, die der Unfalltod des 56-jährigen Folkmusikers jetzt auslöste, war herzergreifend. Sie zeigte, wie der bescheidene und sozial engagierte Barde Menschen zusammenbrachte. Tagelang trafen sich viele auf Straßen und Plätzen, sie weinten, sie tanzten, sie sangen „Falling Slowly“ und seine anderen Lieder. Sie bleiben. (lkw)

der leitartikel

Ein Zwangsdienst ist nie gut, auch nicht für eine gute Sache

Von **Pascal Beucker**

Eigentlich sollte man Karin Prien danken. Wenn die christdemokratische Familienministerin jetzt verkündet, dass sich ihr Ressort intensiv mit der Reaktivierung des Zivildienstes beschäftigt, ist das zunächst erfreulich. Nein, das gilt nicht für den Vorgang an sich. Menschen – in diesem Fall junge Männer – brauchen keine Zwangsdienste, auch nicht für eine gute Sache. Aber es ist gut, dass Prien diejenigen, die davon betroffen sein könnten, daran erinnert, dass die Wiedereinsetzung der Wehrpflicht noch nicht zu den Akten gelegt ist.

Seit das Gesetz zur Modernisierung des Wehrdienstes am 1. Januar 2026 in Kraft trat, herrscht eine trügerische Ruhe. Denn es hätte ja schlimmer kommen können. Dass junge Leute nun nach dem 18. Geburtstag einen Fragebogen von der Bundeswehr zugeschickt bekommen, ist noch nichts, was auf die Barrikaden treibt. Aber wie lange bleibt das so?

Die schwarz-rote Regierung plant, die Zahl der aktiven Soldat:innen bis 2035 von derzeit rund 185.200 schrittweise auf bis zu 270.000 anzuheben. Hinzukommen sollen mindestens 200.000 Reservist:innen. Nach monatelangem Streit hatten Union

Es herrscht eine trügerische Ruhe

und SPD im Herbst 2025 beschlossen, dass diese Personalsteigerung zunächst durch Freiwilligkeit und höhere Anreize realisiert werden soll. Gelingte das nicht, solle eine „Bedarfswehrpflicht“ her. So steht es im Gesetz – und das ist der Knackpunkt.

Von den angeschriebenen Jungs haben laut Bundeswehr bisher rund 96 Prozent geantwortet – kein Wunder, denn sonst drohen 250 Euro Bußgeld. Bei den jungen Frauen, denen kein Bußgeld droht, liegt der Rücklauf

bei 4 Prozent. In beiden Gruppen haben etwa 20 Prozent Interesse an einem Wehrdienst. Die Gefahr, dass das Comeback der Wehrpflicht nur in die nächste Legislaturperiode verschoben worden ist, ist groß. Sowohl die Union als auch relevante Teile der SPD gehen davon aus, dass das Thema dann wieder oben auf der Tagesordnung steht. Wer aber wieder einen verpflichtenden Militärdienst einführen will, muss auch den Zivildienst reaktivieren – zur Abschreckung, damit nicht zu viele auf dumme Gedanken kommen. Das ist der unerfreuliche Hintergrund von Priens Plänen.

Als eine Lehre aus der militaristischen deutschen Vergangenheit bekam das Recht auf Kriegsdienstverweigerung 1949 einen zentralen Platz im Grundgesetz. Doch dieses Jahr feiert die Bundesrepublik ein zweifelhaftes Jubiläum: Im Juli 1956 verabschiedete der Bundestag – gegen die Stimmen der SPD – die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht für Männer. Damit wurde gleichzeitig das Grund-

recht auf Kriegsdienstverweigerung zu einem Ausnahmerecht herabgestuft, das beantragt werden muss, an die Ableistung eines „Ersatzdienstes“ gekoppelt ist und auch von staatlichen Stellen abgelehnt werden kann. Diese Kopplung an die Wehrpflicht ist der grundsätzliche Konstruktionsfehler des Zivildienstes.

Als mit der Aussetzung der Wehrpflicht 2011 auch der Zivildienst seine Existenzberechtigung verlor, wurde er durch den auch für Frauen offenen Bundesfreiwilligendienst ersetzt. Das war keine schlechte Idee – wenn sie denn bloß ernst gemeint gewesen wäre. Die Regierung wollte so demonstrieren, dass sie weiterhin das Engagement in sozialen, kulturellen, ökologischen oder anderen gemeinwohlorientierten Einrichtungen unterstützt. Nur kosten sollte es nicht zu viel. Daher gibt es viel zu wenige Plätze. Nur ein Bruchteil der Interessierten bekommt überhaupt einen Platz. Dabei gibt es dafür nur ein „Taschengeld“ von maximal 676 Euro monatlich. Das dürfte ein Grund sein,



Pascal Beucker ist Redakteur im Parlamentsbüro der taz. Sein neues Buch „Pazifismus – ein Irrweg?“ ist im Herbst 2024 im Kohlhammer Verlag erschienen.

warum er vor allem jungen Menschen aus finanziell besser ausgestatteten Elternhäusern attraktiv erscheint.

Für einen Zivildienst würde es das Geld nicht aus karitativen, sondern aus militärischen Gründen geben. Da gäbe es dann wieder einen Sold, also mehr als ein Taschengeld. Aber der Weg ist trotzdem falsch. Wie die Rückkehr zur Wehrpflicht wäre auch ein damit verbundener verpflichtender Zivildienst ein nicht ausreichend begründeter erheblicher Eingriff in die Freiheit und Lebensplanung junger Menschen. Die Regierung sollte lieber gesellschaftliches Engagement wesentlich stärker fördern. Dazu würde ein massiver Ausbau des Bundesfreiwilligendienstes gehören – und mehr Geld für diejenigen, die sich dafür entscheiden.

Foto: Jennifer Frey

was für eine woche

„Wo und wie über gefährliche Körperbilder sprechen, ohne über Körper zu urteilen?“

Carolina Schwarz

Sie haben es geschafft! So lange hat eine Meute im Netz den immer schmalere werdenden Körper von Ariana Grande kommentiert, dass er nun ganz verschwindet. Diese Woche verkündete die Sängerin, dass sie sich nach Ende ihrer Tour erst einmal aus der Öffentlichkeit zurückziehe. In den Wochen zuvor wurde ihr Körper von allen Seiten begutachtet. Einer ihrer Sprecher hatte auch diese Kommentare als Grund für ihren Rückzug genannt.

Hört auf, den Körper einer fremden Frau wie ein Stück öffentlich ausliegende Ware zu behandeln, möchte ich der Meute entgegenrufen. Man kommentiert nicht das Aussehen anderer! Doch dann sehe ich selbst die Bilder von dem Körper einer extrem schlanken Frau und denke: Das darf kein Vorbild für Millionen Mädchen sein.

Es ist eine vertrackte Situation: Ferndiagnosen und Bodyshaming bringen niemandem etwas – im Gegenteil. Aber auch unter dem sehr dünnen Schönheitsideal leiden viele Menschen. Es macht sie krank. Doch bislang haben wir noch nicht die richtigen Orte und Worte gefunden, um über gefährliche Körperbilder zu sprechen, ohne über die Körper anderer zu urteilen. Auch mir ist es in diesem Text nicht gelungen.



Foto: privat

Carolina Schwarz leitet gemeinsam mit Doris Akrap taz2, das Ressort für Gesellschaft und Medien.

„Liebe Genoss:innen, es wird Zeit, dass ihr euch wehrt! Am besten schon am Mittwoch“

Ralf Pauli

Es ist schon verrückt: Über Monate verschleppen und sabotieren CDU und CSU die im Koalitionsvertrag versprochene Bafög-Reform – und nun hält Wissenschaftsministerin Dorothee Bär die nächste Provokation parat. In ihrem Referentenentwurf stecken ein paar neue Gemeinheiten, die wieder zulasten der Studierenden gehen. Etwa soll die ohnehin schon späte Erhöhung der Bafög-Sätze auf Grundsicherungsniveau plötzlich noch weiter rausgeschoben werden, auf April 2029. Und was macht die SPD? Druckst herum und spricht von Kompromissen und schwieriger Haushaltslage.

Liebe Genoss:innen, es wird Zeit, dass ihr euch wehrt! Am besten schon am Mittwoch, wenn das Kabinett über die Reform berät. Spätestens aber bitte, wenn das Ganze in den Bundestag geht. Ihr habt schon hingenommen, dass die Bafög-Reform ein halbes Jahr später in Kraft tritt – allein das kostet Bafög-Empfänger:innen bis zu 360 Euro. Jetzt steht endlich auf und sagt nein zu den Verschlechterungen, die Bär den Studierenden unterjubeln möchte. Das seid ihr denen und Schüler:innen schuldig, die eurem Koalitionspartner offensichtlich egal sind – und die auch sonst keine Lobby haben.



Foto: privat

Ralf Pauli ist in der taz für Bildungsthemen zuständig.

„Deutschland sollte eine Übergewinnsteuer für Ölkonzerne einführen“

Anja Krüger

Die acht größten Ölkonzerne haben ihre Gewinne seit Beginn des Irakkriegs fast verdoppelt, Tendenz steigend. Die vielen zusätzlichen Milliarden, die auf ihre Konten gespült werden, müssen Verbraucher:innen und Unternehmen aufbringen. Staaten sollten die Megaprofite der Ölkonzerne mit einer Übergewinnsteuer abschöpfen, statt der Bereicherung tatenlos zuzusehen. Dass es auf europäischer Ebene wie nach dem russischen Angriff auf die Ukraine eine vorübergehende Übergewinnsteuer für Energiekonzerne geben wird, ist aktuell leider sehr unwahrscheinlich. Deshalb sind die Einzelstaaten der EU gefragt. Die konservative Regierung in Portugal will eine Übergewinnsteuer für Ölkonzerne einführen und mit den Einnahmen die Folgen der hohen Kraftstoffpreise dämpfen. Die schwarz-rote Koalition in Deutschland hingegen unternimmt nichts – obwohl sie wegen der Haushaltsmisere doch alles tun müsste, um die Einnahmen des Bunds zu erhöhen. Sie kürzt aber offenbar lieber staatliche Leistungen, als sich mit dem großen Kapital anzulegen. Von CDU-Kanzler Friedrich Merz mögen viele nichts anderes erwarten. Vom sozialdemokratischen Vizekanzler Lars Klingbeil aber schon.



Foto: Pascal Beucker

Anja Krüger ist im Parlamentsbüro der taz zuständig für das Thema Energie.

„Wer mit dem Finger nur auf andere zeigt, übernimmt keine Verantwortung“

Katrin Gottschalk

Insta-Inszenierung können die drei Ministerpräsidenten der CDU in Ostdeutschland. Das versuchen Michael Kretschmer, Sven Schulze und Mario Voigt gerade jedenfalls zu vermitteln. Aber warum wirken sie dabei wie Mäuse, die auf einem Tisch tanzen, weil die Katze gerade nicht da ist?

Kretschmer und Voigt haben nichts zu verlieren. Sie gewinnen durch ihre Forderung nach Erhalt der abschlagsfreien Rente nach 45 Beitragsjahren vielmehr etwas überregionale Aufmerksamkeit. Für Sven Schulze steht in Sachsen-Anhalt dagegen gerade alles auf dem Spiel. Er hätte sich an dieser kleinen Aufführung besser nicht beteiligt. Auch die Wahlkampftour mit Didi Hallervorden stärkt ihn nicht. Hallervorden schießt darin gegen Kanzler und Regierung und setzt damit den Ton. Zu einem Kabarettisten passt das. Einem amtierenden Ministerpräsidenten raubt diese Inszenierung allerdings die Glaubwürdigkeit. Wer mit dem Finger nur auf andere zeigt, übernimmt schließlich keine Verantwortung.

Die AfD skizziert sehr präzise, was sie konkret in Sachsen-Anhalt verändern möchte. Eine echte Machtgeste läge für Schulze darin, überzeugende Gestaltungsideen auf den Tisch zu legen, statt nur darauf herumzutanzten.



Foto: Anja Weber

Katrin Gottschalk ist gemeinsam mit Ulrike Winkelmann und Barbara Junge Chefredakteurin der taz.

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag.
Herausgeb.: taz die tageszeitung.
Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift:
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Katrin Gottschalk,
Barbara Junge, Ulrike Winkelmann
Chefreporter: Peter Unfried

Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23,
22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7,
28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21,
10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0

Verantwortlich i. S. des Pressegesetzes:
Barbara Junge
Anzeigen: Dieter Schwengler
Berliner Lokalteil: Susanne Memarnia |
alle Berlin
Regionalteil Nord: Jan Kahleke | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlags strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

tazshop: 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf:
taz-Anzeigenabteilung,
Friedrichstraße 21
Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer:innen:
Aline Lüllmann, Andreas Marggraf
Gesellschafter:
taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin
Vorstand:
Pascal Beucker, Redakteur |
Anne Fromm, Redakteurin |
Aline Lüllmann, Kauffrau |
Andreas Marggraf, Kaufmann |
Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

Aufsichtsrat:
Tolgay Azman, Unternehmer, Hamburg |
Dr. Astrid Deilmann, Historikerin, Berlin |
Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/
Steuerberater, Bielefeld
Druck auf PALM Recyclingpapier: A. Belg
Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG,
25421 Pinneberg | MDV GmbH & Co. KG,
35390 Gießen

Abo-Service: 030 | 25 902 590
9–16 Uhr | Mo.–Fr.
Fax: 030 | 2 59 02-680
E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht
vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär
44,80 €



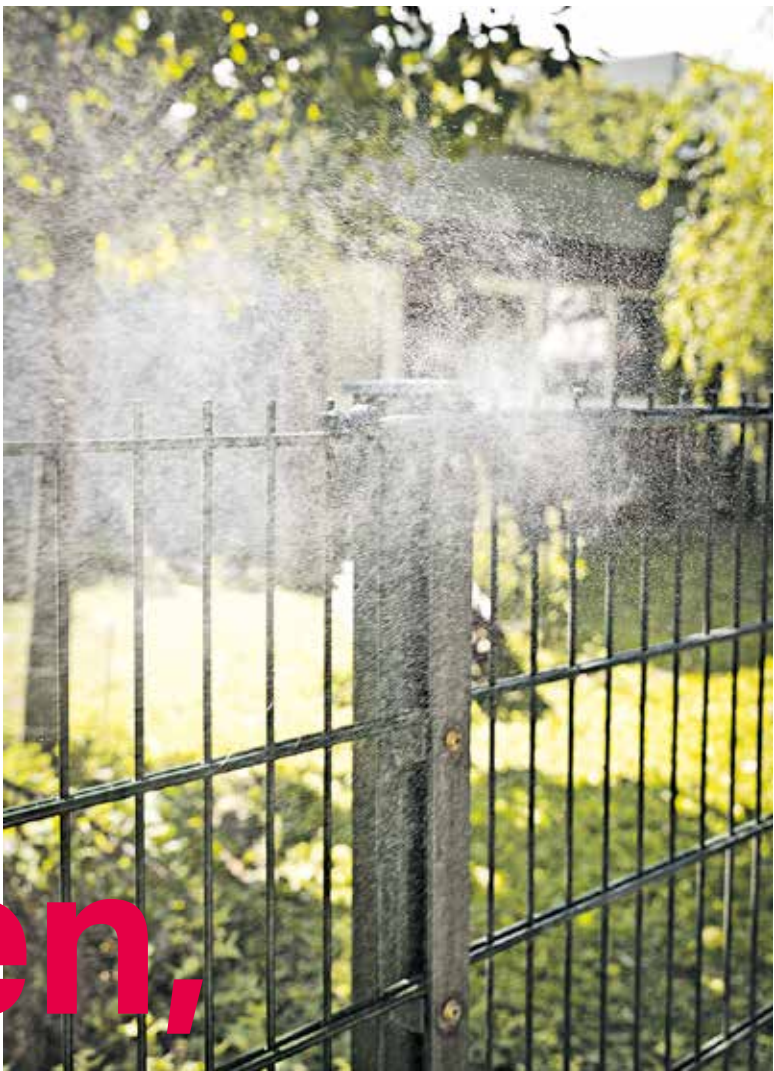
KONTEXT:

WOCHENZEITUNG

Teurer Spaß: der Streit um die Software von Palantir in Baden-Württemberg

Ein Teil unserer Auflage enthält eine Beilage von: Freiluftkino Rehberge

Zum Glück gibt es seit dem Sommerfest Sprühnebel im Garten der Seniorenstiftung Prenzlauer Berg – und schattige Plätzchen



Trinken, trinken, trinken

Aus Berlin **Leonie Gubela** (Text) und **Tina Eichner** (Fotos)

Auf dem Weg zu Frau Grabowski ganz am Ende des Ganges biegt Pfleger Colin Kepler scharf rechts in das Zimmer von Frau Braun ab. Frau Braun ist nicht da, Fenster und Tür stehen sperrangelweit offen. Immerhin sind die Außenjalousien runtergefahren. „Wir haben halt jetzt den Punkt am Tag erreicht, wo es draußen wärmer ist als drinnen“, sagt Kepler und schließt das Fenster. Genau genommen ist der Punkt schon ein bisschen her, es ist Donnerstagvormittag im Berliner Ortsteil Prenzlauer Berg, die 25 Grad sind überschritten. Auf dem weiteren Weg zu Frau Grabowski macht es sechsmal Rumms. Die Flurfenster, die zu Beginn der Frühschicht um 5.45 Uhr allesamt auf Kipp gestellt wurden, schließt Kepler im Vorbeigehen. Auch Monika Grabowski, die in ihrem Zimmer der Radioanalyse eines Bibelzitats lauscht, tut das vor offenem Fenster. Kepler fragt, ob er es zumachen darf, den Griff schon in der Hand.

„Haben Sie gut was getrunken, Frau Grabowski?“, fragt er. „Nicht viel, wenn ich ehrlich bin“, antwortet sie, vor ihr zwei Flaschen stilles Wasser, die eine halb leer. „Dann wissen wir ja, was wir jetzt zu Mittag machen“, sagt Kepler, hilft Grabowski in den Rollstuhl und fährt sie in den Küchenbereich. Die 86-Jährige hätte lieber Saft als Wasser, gerne Kirsch, aber bitte nicht Ananas. Saft gehe immer. „Ich sitze vor dem Wasser und denke, ach, trinkste nachher.“ Ob sie ansonsten gut klarkomme in diesem Hitzesommer? „Jaaaa“, sagt Frau Grabowski. „Ich tu ja nüscht.“ Sie lacht laut auf. „Wenn ich arbeiten müsste, dann säh das anders aus. Aber ich werd hin- und hergefahren, geh ins Bett und steh wieder auf, ich komm klar!“ Jetzt lacht Colin Kepler. „Wir schwitzen gerne für unsere Bewohner.“ „Wie bitte?“, sagt Frau Grabowski. „WIR SCHWITZEN GERNE FÜR SIE“, sagt Kepler. „Das ist mir recht“, sagt Frau Grabowski und trinkt den Kirschsaft, der ihr mittlerweile gereicht wurde.

Colin Kepler, hochgewachsen, kurze blonde Haare, ist Altenpfleger in der Seniorenstiftung Prenzlauer Berg. Fast

570 Menschen leben hier in vier Anlagen, 500 Mitarbeitende hat die Einrichtung insgesamt. Anders als sein Kollege Qorban Yosofi, der in der Küche gerade die dampfende Spülmaschine ausgeräumt hat, trägt Kepler kein nasses Kühl Tuch um den Hals. Die Geschäftsführung hat diese Kühl tücher kürzlich erst angeschafft, auch über Nackenventilatoren für die Belegschaft wurde nachgedacht. Aber weil die zu sehr aussehen wie Haltegriffe, sei das zu gefährlich. Nicht, dass sich noch jemand daran hochziehen will. Yosofi füllt Götterspeise in kleine Schüsselchen, sein blaues Polohemd ist vom Kühl Tuch vorne ganz nass.

Eine „kleine Linderung“ seien diese Tücher, sagt Colin Kepler. Zur Not könne man sonst auch mal in die Personaldusche springen – vorausgesetzt, die Zeit ist da. Was ihm an heißen Tagen wie heute auf dem Weg zur Arbeit durch den Kopf gehe? „Ich hoffe dann einfach, dass die Kollegen gute Vorarbeit geleistet und nachts auf den Gängen viel quergelüftet haben“, sagt er. Und dass der Tag so ruhig wie möglich wird, Hauptsache wenig rennen müssen, das wäre gut.

„Das Sportprogramm, das ziehe ich durch – eiskalt“

Regina Theuer, 85, wohnt in der Seniorenstiftung Prenzlauer Berg

Natürlich hätte er gerne, dass auch die Bewohner nachts ihre Fenster öffneten, „aber die dürfen auf ihren Zimmern natürlich machen, was sie möchten, die wohnen ja hier.“ Im Alter ändere sich bei vielen Menschen das Kälteempfinden, gerade Durchzug könnten viele einfach nicht ab. „Wir haben hier Bewohner, die möchten auch bei 36 Grad ‘ne warme Decke haben oder Strickjacke tragen, und das akzeptieren wir selbstverständlich.“ Die dick eingepackten habe man dann besonders im Blick, wie auch die Leute, „die

kreislauftechnisch sehr instabil sind“, oder diejenigen, die „Krankheitsbilder mit Trinkmengenbeschränkung“ haben. Darunter fallen zum Beispiel Herzinsuffizienz und Nierenerkrankungen. Aber grundsätzlich schaue man natürlich auf alle. „Und die schauen ja auch auf uns“, sagt Colin Kepler. Wenn er zum x-ten Mal eine Bewohnerin zum Trinken animiere, werde er auch schon mal mit der Frage „Und Sie???“ konfrontiert. Und von der Melone bleibe auch immer mal was übrig.

Wasser und Melone ohne Ende sind nur zwei der vielen Maßnahmen, die den Alten die Hitze erträglicher machen sollen. Zur Liste gehören außerdem: Handtücher aus dem Gefrierfach, Sprühflaschen, Ventilatoren, Fußbäder, leichte Betttücher, Kalschalen, Eiskaffee. Zur Liste gehört nicht: eine Klimaanlage.

„Jaaa, das Thema Klimatisierung ist schwierig“, sagt Leif Rothermund. Der Einrichtungsleiter sitzt im schattigen grünen Innenhof unter einem riesigen Markisengestell. Sehr viel Geld habe das Teil gekostet, und jeden Monat müsse der Techniker kommen und es reparieren. In zwei Häusern habe man für jeweils 250.000 Euro Außenjalousien nachgerüstet. Aber die hielten die Wärme nun mal nicht komplett draußen.

Doch alle Bewohnerzimmer zu klimatisieren, sei wiederum ein so massiver Eingriff in Baukörper und Strukturen, „mit einem so extremen Kostenfaktor, das ist nicht sinnvoll, das in Bestandseinrichtungen zu tun“, sagt Rothermund. Die Finanzierung des Umbaus müsste außerdem das Land übernehmen. Das tue es aber nicht, weswegen die Baukosten auf die Bewohner umgelegt werden müssten, bei eh schon hohen Eigenanteilen. Tatsächlich sind nach deutschem Pflegerecht die Bundesländer zuständig für die Förderung der Investitionskosten. Diese Förderungen werden vielerorts jedoch nur teilweise übernommen.

Als Träger sei es zudem extrem zermürbend, sich durch die Dschungel der Förderprogramme zu schlagen. „Du willst einfach, dass es passiert, und nicht zwei Jahre lang Anträge be-

arbeiten und irgendwelche Evaluationen machen“, sagt Rothermund. Es sei außerdem mehr als fraglich, ob eine Vollklimatisierung so wünschenswert wäre. Rothermund habe mal in der vollklimatisierten Aachener Uniklinik gearbeitet, „da geht kein Fenster auf, es wird Sommer wie Winter mit der Klimaanlage gearbeitet“. Auch weil Temperaturempfinden wahnsinnig individuell sei, „ist das einfach keine Lösung für uns“. Grundsätzlich sind Klimaanlagen in deutschen Pflegeheimen bisher noch die Ausnahme.

Ein Thema für die nächsten Jahre seien eher punktuelle Kälteorte, sagt er. Klimatisierte große Aufenthaltsräume beispielsweise. Und wenn er sich etwas backen könnte? Rothermund lacht. „Einen Swimmingpool!“

Einem Swimmingpool vielleicht am nächsten kommt das kleine Sprühnebelssystem am Hühnergehege. Auch das ist recht neu, wurde zum Sommerfest vor ein paar Wochen installiert und seitdem nicht mehr abgebaut. Regina Theuer verweilt hier gerne, beobachtet die Hühner und hält dabei das Gesicht in die winzigen Wassertropfen. Draußen sei es an solchen Tagen wie heute allemal besser als drinnen, sagt die 85-Jährige. Ihr Zimmer auf der Ostseite heize sich schon morgens auf, sie verlasse es nach dem Frühstück und kehre erst abends wieder zurück. Ja, Trinken sei ein Problem, „im Alter hat man einfach keinen Durst mehr.“ Die ständigen Aufforderungen gingen ihr auf die Nerven, „aber es muss ja, es muss ja“. In ihrem langen Leben sei dieser Sommer 2026 der heißeste gewesen. „Das ist der Klimawandel, und wir bemerken das sehr.“

Eine Sache, von der sie sich nicht abbringen lässt, egal, wie hoch die Temperaturen sind, sind ihre Routinen. „Das Sportprogramm zum Beispiel“, sagt Theuer. „Das ziehe ich durch – eiskalt.“

Eine halbe Stunde zuvor, im großen Aufenthaltsraum: Sechs Seniorinnen und Senioren trainieren angeleitet von Anita Jädicke im Sitzen ihre Muskelpartien in Armen, Schultern und Rücken, Fünf-Kilo-Gewichte zu beiden Seiten. „Und jetzt die schweren Hanteln mal zur Seite legen und entspannt zur Ruhe

Für alte Menschen ist der Hitzesommer besonders gefährlich, in den Heimen fehlen Klimaanlagen. Frau Grabowski und Frau Theuer machen das Beste draus

kommen“, sagt Jädicke. Reihum sammelt sie die mit Reis gefüllten Säckchen wieder ein, trainiert wird nicht wirklich mit 5 Kilo, sondern eher mit 100 Gramm. Aber die Kursmitglieder sollen sich gerne vorstellen dürfen, sie seien in einer richtigen Muckibude, wo der Schweiß von der Decke tropft.

„Habt ihr Muskelschmerzen irgendwo?“, fragt Jädicke nach dem Cooldown. „Wir haben doch gar keine Muskeln mehr“, ruft Rudolf Plamper, 95 Jahre alt. „Dann gibt’s beim nächsten Mal schwerere Hanteln“, entgegnet Jädicke. „Und jetzt bitte seid so lieb, wenn ihr hochgeht. Trink.“ – „...en, trinken“, stimmen die sechs Sportlerinnen in leicht ermüdetem Tonfall mit ein.

Nur einem regelmäßigen Teilnehmer sei es heute zu heiß gewesen für Training, sagt Jädicke, die ihre Übungen natürlich an die Hitze anpasst. Und wenn es gar nicht geht, bringt sie statt der „Hanteln“ Kniffel, Karten und Kühl pads mit oder gibt Kopf- und Nackenmassagen. Eine Teilnehmerin ist besonders froh, ihr Zimmer heute für den Kurs verlassen zu haben, 29 Grad seien es da drin, trotz Deckenventilator. Sie empfinde immer wieder eine Enge im Brustkorb. „Und wenn man schlafen will und es ist so stickig und man merkt, es kommt keine Luft ... Da braucht es einfach eine Klimaanlage!“

Es gibt ein geflügeltes Wort in der Seniorenstiftung Prenzlauer Berg, und das lautet „Schweine streicheln“. Wenn alles zu viel wird, kann man die Lausitzer Mini-Schweine Molly und Paco besuchen, sie residieren hinterm Hühnergehege und sind überaus zutraulich. An ihnen zeigt sich außerdem, dass ein anderes geflügeltes Wort, nämlich „schwitzen wie ein Schwein“, nicht der Wahrheit entspricht. Schweine können nicht schwitzen, sie können auch nicht hecheln wie ein Hund. Und haben dazu auch noch empfindliche Haut. Sich im Wasser aufzuhalten, versuchen Molly und Paco ebenfalls zu vermeiden, die Tierpflegerin hat deswegen Futter in die kleinen Planschbecken geworfen.

Kreativ werden und Angebote schaffen, das gilt dieser Tage also für alle Bereiche des Hauses.

„Eis? Das war fast schon höhnisch“

Ärztin, 34 Jahre alt, arbeitet auf der Intensivstation einer kommunalen Klinik in Oberbayern

Die Klinik, in der ich arbeite, wurde in den 1980er Jahren gebaut. Es gibt nur im Operationstrakt eine Klimaanlage, auf den Bettenstationen und der Intensivstation nicht. Nur zwei der sieben Zimmer der Intensivstation sind mit einer Umluftanlage versorgt, die für etwas kühlere Raumtemperaturen sorgt. In den restlichen Zimmern lag die Temperatur in den letzten Tagen öfter über 30 Grad, nachts bei etwa 27. Die Arbeit in der Hitze ist sehr anstrengend, ermüdet und macht unkonzentriert.

Insbesondere Arbeiten, die eine sterile Bekleidung – Kittel, Handschuhe, Kopfhaube, Mund-Nasen-Schutz – erfordern, sind durch die Hitze deutlich erschwert. Nach solchen Tätigkeiten ist die Arbeitskleidung unter der Schutzausrüstung regelmäßig vollkommen durchgeschwitzt.

Zudem ist die Hitze für die Patient:innen mehr als problematisch. Es treten vermehrt etwa Flüssigkeitsmangel und Fieber auf.

Auch die Lagerung von Medikamenten bei Temperaturen über 25 Grad ist teilweise nicht zulässig. Zur Kühlung des Lagerraums wurde eine mobile Klimaanlage angeschafft. Seitdem liegen die Temperaturen dort durchschnittlich bei 27 Grad – also eigentlich immer noch zu hoch.

Die restliche Station wurde mit Ventilatoren versorgt. Nachts werden die Fenster geöffnet, damit die Nachtluft die Zimmer herunterkühlt. Die Fenster tagsüber durchgängig geschlossen zu halten, um die Hitze draußen zu halten, ist aber kaum möglich. Denn intensivmedizinisch nötige Geräte strahlen zusätzlich Hitze ab.

Die Ausstattung der Intensivstation oder des Gesamthauses mit einer Klimaanlage ist in absehbarer Zeit nicht geplant. Dabei wäre das dringend notwendig. Der Staat müsste Finanzierungsmöglichkeiten zur Verfügung stellen. Mein Arbeitgeber hat einmal Eis an alle Mitarbeitenden verteilt. Das war fast schon höhnisch.

Protokoll: Lisa Schneider

„Der Supermarkt ist schön kühl“

Wohnungslose Frau, 66 Jahre alt, angetroffen an einer Essensausgabe in Berlin

Die heißen Tagen machen mich wach, topfit und super motiviert. Und die Hitze macht mich viel lockerer. Nee, ich mach nur Spaß. 25 Grad möchte jeder gern, aber das ist ja nicht zu haben auf Dauer. Die 40 Grad letztens waren wirklich eine Herausforderung. Aber man hat ja dann so ein gemeinsames Leiden mit allen, die sind dann alle so: Okay, ist jetzt so. Aber keiner möchte immerzu schwitzen. Es ist schön, wenn es dann endlich wieder aufhört.

Wenn man keinen Zugang zu Trinkwasser hat, ist das schon schwierig. Trinkbrunnen sind dann mal wirklich gut. Wenn es warm ist, macht das bei vielen Kreislaufprobleme. Schwindel oder Kopfschmerzen oder Kreislauf – zum Glück geht das bei mir irgendwie.

Mir hilft keiner, durch die heißen Tage zu kommen. Ich mache lieber alles allein. Ein bisschen Sonnencreme benutze ich an diesen Tagen, was ich sonst gar nicht mache. Ich müsste eigentlich auch mal eine Sonnenbrille haben, es war doch sehr hell letzte Woche. Ich achte schon darauf, dass ich immer mal wieder im Schatten bin.

Sonst habe ich da keine großen Rezepte. Ich habe genug Wasser und, na ja, den kühlen Supermarkt. Wenn ich im Supermarkt bin, denke ich: Hier bleibe ich. Aber ich kann ja nicht immer einkaufen gehen. Es gibt auch Kirchen, die offen sind an den heißen Tagen. Auch wenn die Kirchen jetzt warm sind, sie sind trotzdem noch irgendwie kühler. Im Prinzip müsste es, damit es mir gutgeht, nach zwei, drei Tagen wieder kühler werden, so um 25 Grad. Diese Phase, als es zwei Wochen lang so extrem heiß war, das war schon wirklich viel.

Vielleicht bräuchte ich eine persönliche Klimaanlage oder einen Springbrunnen zum Reinspringen. Es gibt ja wohl auch Wasserangebote, ich weiß nur gar nicht, wo man da nachschauen kann. Im Winter freue ich mich ja immer auf den Sommer, aber jetzt habe ich schon wieder genug von der Sonne.

Protokoll: Sean-Elias Ansa

„Mein Haus wird keine Wärmedämmung bekommen“

Sekretärin, 49 Jahre alt, wohnt in Esslingen am Neckar und arbeitet in Stuttgart

Seit drei Jahren wohne ich in einer Maisonettewohnung im dritten Stock eines Altbaus. Eigentlich fühle ich mich da recht wohl – eigentlich. Aber seit fast vier Wochen nicht mehr. In meinem knapp 40 Quadratmeter großen Schlafzimmer direkt unter dem Dach zeigt das Thermometer fast kontinuierlich über 40 Grad an. Im Raum darunter ist es kaum kühler. Da helfen auch mehrere Ventilatoren nichts. Das fühlt sich an wie eine Fangopackung.

Das Haus hat keine Wärmedämmung und wird auch keine bekommen. Es steht unter Denkmalschutz. Wegen der Überhitzung leide ich unter Schlaflosigkeit und kann mich nur mit Mühe konzentrieren. Mir fehlt deshalb die Energie, um meinen Alltag geschmeidig zu bewältigen.

Normalerweise erledige ich einen Teil meiner Arbeit im Homeoffice. Das erspart mir die oft staulastige Anfahrt nach Stuttgart. Außerdem verbrauche ich so weniger Sprit, da freut sich dann die Haushaltskasse.

Arbeiten zu Hause bei dieser Gluthitze ist aber auch eine Zumutung. Ich trinke dann viel Wasser, zwischendurch gehe ich auch schnell mal unter die Dusche. Und ich benetzte häufiger meine Unterarme mit kaltem Wasser. Das kommt während einer Zoomkonferenz bei den anderen Teilnehmer*innen allerdings weniger gut an. Gleiches gilt, wenn man legere, lockere Bekleidung trägt, etwa ein leichtes Top oder ein dünnes T-Shirt. Da hat sich ein Kollege neu-

lich doch etwas irritiert gezeigt. Also habe ich meine Tätigkeiten wieder an meinen Schreibtisch in der Firma verlagert. Da sind die Räume klimatisiert, da lässt es sich gut aushalten.

Weil die Hitze im Sommer zu einem Dauerproblem werden könnte, habe ich schon überlegt, mir eine neue Wohnung zu suchen. Doch es findet sich keine, die bezahlbar ist. Also lautet die Devise wohl erst einmal: Weiter schwitzen!

Protokoll: Barbara Oertel

Problem Hitzeschutz

Bis Ende Juli sind schon über 10.000 Menschen in Deutschland wegen der Hitze gestorben. Das Land ist überfordert von den Temperaturen. Aber warum?

Von Jonas Waack

Hitze tötet, in Deutschland tötet sie besonders oft: Pro 100.000 Einwohner*innen starben aufgrund der Hitzewelle Ende Juni in Deutschland 11,5 Menschen, in Frankreich 3,9. Über den Sommer betrachtet gab es in Deutschland bis zum 26. Juli laut Robert-Koch-Institut 10.700 bis 13.100 Hitzetote. Warum?

„Nur vereinzelt sind Krankenhäuser, Pflegeheime und Kommunen auf die Hitze gut vorbereitet“, sagt Dorothea Baltruks, Leiterin des Centre for Planetary Health Policy CPHP. Vielerorts hätten Krankenhausbetreiber, Pflegeheimträger und Verwaltungen Hitzeschutz nicht priorisiert. Bauliche Anpassungen seien komplex und kosteten, sagt Baltruks. Einer Umfrage des paritätischen Gesamtverbands zufolge haben 70 Prozent der 2.800 befragten sozialen Einrichtungen – darunter Kitas, Krankenhäuser, Pflegeheime und Sozialberatungsstellen – noch nicht einmal einen

Hitzeschutzplan. „So ein Plan ist kein Hexenwerk“, sagt Baltruks, es gebe viele gute Vorlagen. Für Pflegeheime könnte etwa vorgegeben werden, den Heimbewohner*innen stündlich etwas zu trinken anzubieten, die Medikationen an die Hitze anzupassen und morgens zu lüften.

Einfache Regeln, die laut Baltruks aber helfen. „Mich verwundert schon, dass so wenige Einrichtungen so einen Hitzeschutzplan haben.“ Verpflichtet sind sie dazu nicht: Hitzeschutz ist Katastrophenschutz und ist damit laut Grundgesetz in der Verantwortung der Bundesländer. „Wenn die Länder Hitzeschutz zur Pflichtaufgabe erklären würden, würden die Krankenhäuser, Pflegeheime und Kommunen sagen: Dann brauchen wir dafür auch Geld“, sagt Baltruks.

Und nicht zu knapp: Die Deutsche Krankenhausgesellschaft (DKG) will 31 Milliarden Euro staatlicher Förderung, um Krankenhäuser an den Klimawandel anzupassen und klimafreundlich zu machen. Wärmepumpen zum Beispiel könnten weitgehend CO₂-frei heizen

und kühlen, Sanierungen der Gebäudehülle ebenfalls gegen Hitze und Kälte schützen.

„Seit Jahrzehnten verweigern sich die Länder ihrer Pflicht, die Investitionskosten der Krankenhäuser in tatsächlicher Höhe zu tragen“, beschwert sich DKG-Vorsitzender Gerald Gaß. „Statt in Kühltechnik fließt das wenige Geld daher zuerst in Geräte, die zur unmittelbaren Versorgung notwendig sind, sowie in unverzichtbare Bauarbeiten.“

Ähnlich sieht es in den Pflegeheimen aus. „Die Betreiber könnten die Investitionskosten auf den Pflegesatz umlegen, aber das ist nicht sinnvoll“, sagt Baltruks. Heimplätze würden ohnehin immer teurer. „Da muss der Staat einspringen“, bisher täten das aber nur einige Bundesländer.

Die meisten Hitzetoten aber sterben nicht im Pflegeheim oder Krankenhaus, sondern zu Hause. Um dort Leben zu retten, müssen Wärmepumpen oder Klimaanlagen eingebaut, Häuser saniert und die Gesundheitsämter besser ausgestattet werden. Man könnte wie in Frankreich Hitzeaktionspläne

schreiben, Hitzeregister aufstellen und in Zusammenarbeit mit sozialen Einrichtungen regelmäßig nach den Menschen schauen.

„Während der Coronapandemie wurden in den Gesundheitsämtern mehr Menschen eingestellt und die Digitalisierung wurde vorangebracht“, sagt Baltruks. Aber der Pakt für den öffentlichen Gesundheitsdienst, mit dem Bund und EU die Finanzierung unterstützen, gilt nur bis Ende des Jahres. „Wir laufen Gefahr, dass die Gesundheitsämter wieder so schlecht dastehen wie vor Corona.“

Die Kommunen schlagen seit Monaten Alarm, in einer akuten Finanzkrise zu stecken: Laut Städtetag belaufen sich ihre Haushaltsdefizite jedes Jahr auf insgesamt 30 Milliarden Euro. „Klimaanpassung ist kein ‚Nice to have‘, sondern existenziell für unsere Zukunft“, sagt Christian Schuchardt, Hauptgeschäftsführer des Städtetags. „Unterm Strich reden wir da über Milliardensummen bundesweit, die investiert werden müssen.“ Das könnten die Städte nicht allein stemmen.

„Die Finanznot der Kommunen und die knappen Budgets der Länder sind der zentrale Grund für den mangelnden Hitzeschutz“, sagt Baltruks. Zwar sei es sinnvoll, dass der Katastrophenschutz Ländersache ist, weil die Herausforderungen je nach Bundesland unterschiedlich sind. „Aber das Hitzeproblem ist überall so groß, dass es jetzt Zusammenarbeit braucht“, sagt Baltruks. „Das sollte nicht von unterschiedlichen Länderfinanzen abhängig sein.“

Das Bundesumweltministerium erarbeitet derzeit einen Vorschlag, um Klimaanpassung als Gemeinschaftsaufgabe im Grundgesetz zu verankern. Weil der Katastrophenschutz Ländersache ist, darf die Bundesregierung den Hitzeschutz sonst nicht flächendeckend finanzieren. Die Landesumweltminister*innen sollen darüber im Herbst entscheiden.

Der Finanzbedarf wird dadurch nicht geringer, sondern nur auf mehr Schultern verteilt. Das Geld für Sanierungen, Personal und Technik muss irgendwo herkommen. Bundeskanzler Friedrich Merz versprach, „alles dafür zu tun“, Menschen künftig vor Naturkatastrophen zu schützen. Konkreter wurde er nicht. Sein Sprecher wiegelte nach der Hitzewelle Ende Juni ab: Das Thema zur „Chefsache“ zu machen, „wird das Wetter nicht ändern“. Baltruks zeigt sich bestürzt: „Dass von der Bundesregierung fast nichts kommt, einfach hinzunehmen, dass 10.000 Leute gestorben sind – das ist erschreckend.“



Ein Hitzeschutzplan ist einfach und kostet nicht viel. Doch viele Einrichtungen haben keinen Foto: Tina Eichner

die erklärung

Sind Klimaanlage böse?

Teuer, unökologisch und krankmachend – über Klimaanlage gibt es viele Vorurteile. Wie schlimm ihr Einsatz wirklich ist, warum Kriminelle sie gerade lieben und was eine Physiotherapeutin rät

Von **Svenja Bergt**

Mythos 1: Der Betrieb von Klimaanlage ist eine Ökosauerei

Klar: Kein Stromverbrauch ist besser als Stromverbrauch. Wer eine 24 Grad warme Wohnung auf 19 Grad kühlen will, sollte sich den Einbau also besser noch mal überlegen. Anders sieht es aus, wenn eine Wohnung mit 38 Grad Innentemperatur über sommerliche Wochen unbewohnbar wird. Laut ADAC benötigt eine Anlage mit der besten Effizienzklasse A+++ rund 0,3 bis 0,5 Kilowattstunden pro Stunde. Zum Vergleich, was man mit 0,5 Kilowattstunden noch machen kann: eine halbe Stunde Haare föhnen oder die Waschmaschine einmal bei 40 Grad laufen lassen. Entscheidend für den Gesamtverbrauch ist aber auch das Verhalten der Bewohner:innen: Die üblichen Hitzeschutzmaßnahmen – von nachts lüften bis Sonneneinstrahlung abschirmen – sollten auch mit Klimaanlage umgesetzt werden. Fenster und Türen sollten geschlossen bleiben und die Innentemperatur nicht mehr als 8 Grad unter der Außentemperatur liegen. Das ist auch aus Gesundheitsgründen sinnvoll. Die klimaschädliche Wirkung lässt sich zudem deutlich verringern, wenn die Wohnung mit Ökostrom versorgt wird – oder gleich mit der Energie von einer Solaranlage auf Dach oder Balkon. Laut Stiftung Warentest arbeiten erste Modelle bereits mit Propan als Kältemittel. Andere Mittel, die im Einsatz sind, wirken, falls sie versehentlich austreten, extrem klimaschädlich. Propan nicht.

Mythos 2: Klimaanlagenluft macht krank

Eine Klimaanlage macht einen Raum nicht nur kühler. Sie verursacht auch einen Luftzug und tendenziell trockenere Luft. Darauf reagieren Menschen unterschiedlich sensibel. Wer etwa Asthma hat oder eine andere chronische Lungenkrankheit, kann unter stärkeren Symptomen leiden. Wenn eine Person sich bereits einen Virus eingefangen hat, können Kälte und Zugluft den Ausbruch eines Infekts begünstigen, unter anderem weil bei Kälte die Durchblutung der Schleimhäute und damit die Immunabwehr in der Nase abnimmt. Manche Menschen klagen nach einem Tag im klimatisierten Büro, Zug oder Auto auch über Verspannungen. Der Mechanismus dahinter: Zugluft kühlt die Körperstelle aus, die Gefäße ziehen sich zusammen, und durch die mangelnde Durchblutung der Muskeln ist ihre Funktion einge-

schränkt, erklärt Ute Repschläger, Vorstandsvorsitzende des Bundesverbands selbstständiger Physiotherapeuten. „Am häufigsten ist von diesem Prozess die Schulter- und Nackenmuskulatur betroffen“, sagt sie. Als Vorbeugung empfiehlt sie, sich regelmäßig zu bewegen. Und wenn es doch passiert ist: Wärme, sanfte Dehn- und Bewegungsübungen.

Mythos 3: Klimaanlagen sind heute schon billig zu haben

Sie heißen „Cooler“ oder „Breeze“ und werden gern mit dem Schlagwort „Nasa-Technologie“ beworben oder damit, dass hier eine neuartige Entwicklung dahinterstecke, die die Industrie geheim halten wolle. Und dann dieser wahnsinnig günstige Preis! Mit zwei- bis maximal dreistelligen Summen sind sie so billig, dass der hitzegeplagte Kopf allzu gern das Kaufen-Signal sendet. Aber Achtung! Das ist höchstwahrscheinlich ein Fake. Anbieter solcher Fakeshops passen ihr Angebot perfekt saisonal an: Im Winter Heizlüfter und Heizöl, vor Silvester Feuerwerk, im Frühjahr Gartenzubehör – und wenn es heiß wird, Klimaanlage. Gerade bei erstaunlich günstigen Preisen gilt: Seriosität der Seite überprüfen, zum Beispiel anhand von Impressum, Siegeln wie Trusted Shops und dem Fakeshop-Finder der Verbraucherzentralen.

Mythos 4: Klimaanlagen sind teuer

Die Verbraucherzentralen beziffern die Kosten für ein Splitgerät, bei dem sich ein Teil der Klimaanlage im Raum befindet und ein großes, eckiges Gerät außen am Gebäude, auf bis zu 2.600 Euro. Wer ein Gerät in der Energieeffizienzklasse A+++ haben will – das ist die derzeit beste Klasse –, zahlt meist über 2.000 Euro. Gerade in den schlechteren Klassen geht es deutlich günstiger, aber dann leidet das Verhältnis von Kühlleistung zu Stromverbrauch. Achtung! Wer mit Preisvergleichsportalen nach einem Gerät sucht, sollte immer genau hinschauen. Nicht nur im Hinblick auf eventuelle Fakeshops. Sondern auch, weil bei einem besonders günstigen Angebot vielleicht nicht die ganze Anlage verkauft wird, sondern nur das Innenteil. Zu den Anschaffungskosten kommen noch die für die Installation. Der ADAC rechnet für Anschaffung und Installation zusammen zwischen 2.000 und 8.000 Euro. Je mehr Innengeräte angebracht werden



Wenn Markise und Sonnenschirm nicht reichen, kann dann die Klimaanlage eine Lösung sein? Hitzeschutz im Seniorenheim Foto: Tina Eichner

sollen, desto teurer wird es. Mal schnell selbst bohren, anschrauben und anschließen ist nicht erlaubt. Bei Splitgeräten muss ein Fachbetrieb die Montage übernehmen. Dazu kommt die Wartung, die in der Regel einmal im Jahr dran ist.

Mythos 5: Ein Monoblockgerät mit Schlauch aus dem Fenster tut's auch

Gerade in Mietwohnungen kann es schwierig werden mit der Installation eines Splitgeräts – denn da muss der:die Eigentümer:in zustimmen. Als Alternative bewirbt der Handel Monoblockgeräte. Sie bestehen nur aus einer Gerätekomponente, von der ein Schlauch durch ein angekipptes Fenster nach draußen gelegt wird. Schon das verringert die Effizienz, weil durch den Fensterspalt wieder warme Luft nach innen strömt. Aber auch sonst schneiden die Anlagen so schlecht ab, dass etwa die Stiftung Warentest seit 2021 keine Monoblocke mehr testet. Wegen ihrer geringen Kühlleistung im Verhältnis zum Stromverbrauch seien die Geräte nicht über die Note ausreichend hinausgekommen. Die französi-

sche Verbraucherorganisation Que Choisir kommt nach einem aktuellen Test zu dem Schluss, dass Monoblocke aber dann helfen können, wenn bei einer Hitzewelle eine Wohnung nur wenige Tage im Jahr etwas gekühlt werden soll.

Mythos 6: Klimaanlagen braucht man nur ein paar Wochen im Jahr

Klimaanlagen sind im Prinzip Wärmepumpen. Und genau wie Wärmepumpen Wohnungen in einem gewissen Rahmen kühlen können, lassen sich Klimaanlage zum Heizen nutzen. „Das Heizen mit einer effizienten Splitklimaanlage ist deutlich umweltfreundlicher als eine Gas- oder Ölheizung“, sagt Peter Schick, der bei der Stiftung Warentest eine aktuelle Untersuchung von Klimageräten geleitet hat. Beim Heizen mit der Klimaanlage entstünden kaum mehr als halb so viele Treibhausgase wie beim Heizen nur mit Gas. Berechnungsgrundlage war ein mäßig gedämmtes Haus und der deutsche Durchschnittsstrommix. Mit besserer Dämmung und/oder Ökostrom oder einer eigenen Solaranlage

würde sich die Ökobilanz also weiter verbessern. „Die Ersparnis beim Treibhausgasausstoß im Winter überwiegt die zusätzliche Belastung durch den Stromverbrauch beim Kühlen im Sommer deutlich“, erklärt Schick. Auch finanziell lohne sich die Nutzung der Klimaanlage zum Heizen in der Regel. In einer Beispielrechnung für ein

südlich ausgerichtetes 25-Quadratmeter-Zimmer kommt die Stiftung zu dem Ergebnis, dass die jährliche Ersparnis beim Heizen die Stromkosten fürs Kühlen im Sommer übersteige. Aber: Für Haushalte, deren Hauptheizung bereits eine Luft-Wasser-Wärmepumpe ist, lohne das Heizen mit einer Klimaanlage eher nicht.

Dirk Spilker

1975 – 2026

Wir sind schockiert und traurig, dass Dirk uns so plötzlich verlassen hat.

Wir werden seinen Humor, sein Feingefühl und seine Genauigkeit sehr vermissen. Ohne ihn hätte die taz panterstiftung viele internationale Projekte nicht umsetzen können.

Unser herzliches Beileid gilt seiner Familie und seinen Freund:innen.

taz panterstiftung

Von **Christian Jakob**

Es ist eine Größenordnung, die alles Vergleichbare um ein Vielfaches übersteigt. Auf insgesamt rund 72.000 korrigierte der spanische Innenminister Fernando Grande-Marlaska mittlerweile die Zahl der Menschen, die in der vorigen Woche die Grenze der spanischen Exklave Ceuta von Marokko aus durchbrochen hatten. Beobachter:innen schilderten der taz, wie Busse ungehindert durch Marokko in Richtung Ceuta unterwegs waren und die Insassen vor den Augen der marokkanischen Sicherheitskräfte nahe der Grenze ausstiegen. Migrant:innen berichteten zudem davon, dass marokkanische Sicherheitskräfte sie über die Grenze getrieben hätten, teils mit Gewalt. In sozialen Medien häuften sich Gerüchte, dass Spanien angeblich nicht mehr abschiebe.

Marokko wird seit etwa 20 Jahren von Spanien und der EU dafür bezahlt, die Grenzen der spanischen Exklaven Ceuta und Melilla dicht zu halten. Pro Jahr fließen deutlich über 100 Millionen Euro nach Rabat. Die Zäune um Ceuta sind sechs Meter hoch, stark überwacht. „Und plötzlich gehen da die Tore auf. Das ist eine politische Entscheidung“, sagt Helena Malo von der NGO Caminando Fronteras mit Sitz in Madrid.

Spanien bemühte sich, Marokko keine Vorwürfe zu machen. „Es muss nicht unbedingt jemand schuld sein“, sagte Innenminister Grande-Marlaska.



Gnadenlos: Dieser junge Marokkaner hat die Grenze umschwommen, doch ein spanischer Soldat hält ihn davon ab, an Land zu gehen. Ceuta, 31. Juli
Foto: Claudio Palma/Imago

Sie wurden benutzt

Weil Zehntausende von Marokko aus nach Ceuta durchbrachen, galt Spaniens Premier schnell als Buhmann der EU. Dabei schiebt auch seine Regierung härter ab, als EU-Recht es erlaubt

Das Portal Euractiv schrieb, die Regierung in Madrid habe auch die anderen EU-Staaten gebeten, Marokko wegen des Grenzdurchbruchs nicht öffentlich zu kritisieren.

„Wenig überraschend“ nennt das Daniele Saracino vom Bonn International Centre for Conflict Studies. Saracino ist Experte für

die Instrumentalisierung von Migration. Dieses Phänomen wurde erstmals breit diskutiert, als Belarus und Russland im Herbst 2021 rund 30.000 Menschen nach Polen und ins Baltikum durchließen, um Druck auf die EU aufzubauen. Belarus wurde damals „Instrumentalisierung“ und „hybride Be-

drohung“ vorgeworfen. Doch die EU sei dabei „sehr selektiv“, sagt Saracino. Das oberste Ziel sei die weitere Grenzschutz-Zusammenarbeit mit Marokko und anderen Staaten. „Das will man nicht gefährden.“

Die EU hatte es schon 2021 nicht als „Instrumentalisierung“ bezeichnet, als Marokko rund 8.000 Menschen nach Ceuta durchließ, um Spaniens Anerkennung von Marokkos Herrschaft über die Westsahara zu erzwingen. Und nun tat die EU es auch nicht. „Damit ist einmal mehr klar geworden, dass aktiv herbeigeführte Migrationsbewegungen bei asymmetrischen Machtverhältnissen erfolgreich sein können“ sagt Saracino. Solche Provokationen seien ein „starkes außenpolitisches Instrument“.

Die EU-Staaten fielen zunächst über Spanien her. Italiens Ministerpräsidentin Giorgia Meloni forderte Spaniens Ausschluss aus dem Schengenraum. 22 EU-Regierungschefs machten Spanien in einem Brief Vorwürfe wegen seiner progressiven Migrationspolitik, die die Krise in Ceuta als „Pullfaktor“ angeheizt habe. Bundeskanzler Friedrich Merz ließ Spanien im gewohnten Befehlston wissen, er habe die „klare Erwartung“, dass es seiner „Pflicht zur Grenz-sicherung nachkommt“.

Der Vorsitzende der Europäischen Volkspartei Manfred Weber (CSU) forderte gar, dass die EU-Grenzschutzagentur Frontex künftig das Kommando in EU-Staaten an sich ziehen dürfe, die ihre Außengrenzen nicht selbst sichern könnten oder wollten. Die Ereignisse in Ceuta aber sind nicht darauf zurückzuführen, dass Frontex irgendetwas nicht gedurft hätte – sondern darauf, dass die EU sich beim Grenzschutz seit Jahren von Partnerstaaten abhängig macht.

Bundesinnenminister Alexander Dobrindt (CSU) forderte „physische Barrieren“ an den Außengrenzen. Dabei sind die Grenzbarrieren nirgends massiver als in Ceuta.

Madrid empfand die Schuldzuweisungen als Affront. „Hätten sie alle Ruhe walten lassen und gesagt: ‚Wir vertrauen Spanien‘ – was für ein starkes Signal wäre das nach außen gewesen!“, sagt auch Forscher Saracino. Doch so habe die EU den Schaden selbst angerichtet, die

Einigkeit sichtbar zerbröseln lassen.

Erst als sich abzeichnete, dass Spanien fast alle Angekommenen schnell und weitgehend ohne Gewalt wieder nach Marokko zurückgebracht hatte, änderte sich der Ton. Spanien gebühre „Anerkennung für seine rasche Reaktion auf die Lage in Ceuta aus“, sagte der irische Innenminister Jim O’Callaghan, Vorsitzender der EU-Innenministerkonferenz. Die beschloss am Dienstag unter anderem, für den Schutz der Außengrenzen, „enge Partnerschaften mit Drittländern aufzubauen“.

Dabei geschieht genau das seit Jahren – und hat die Eskalation in Ceuta in dieser Form erst möglich gemacht. „Offen-

Die Zäune um Ceuta sind sechs Meter hoch und stark überwacht

sichtlich ist es so, dass Marokko den Grenzdurchbruch absichtlich herbeigeführt hat“, sagt Saracino. Dafür müsse es einen Grund geben, doch der sei noch ungeklärt.

Manche vermuteten Russland hinter dem Grenzdurchbruch, denn Moskau hat die Situation über seine Propagandakanäle ausgeschlachtet. Spanien hatte bereits 2022 vor durch Russland getriggerten Migrationsbewegungen aus Afrika gewarnt. Andere mutmaßten, die USA oder Israel hätten Rache für die Haltung Spaniens im Gaza- und Irankrieg genommen. Der Thinktank American Enterprise Institute hatte Marokko im März dazu aufgerufen, die Exklaven Ceuta und Melilla mit „unbewaffneten Zivilisten“ zurückzuerobern.

Alles Spekulation, sagt Saracino. Er plädiert dafür, das genuin eigene Interesse Marokkos in den Blick zu nehmen – die Kontrolle über die Westsahara. Spanien plant, Bewohnern seiner Ex-Kolonie, die vor dem spanischen Abzug 1976 geboren sind, die spanische Staatsangehörigkeit anzubieten – was Rabat missfällt.

Auch die desolate wirtschaftliche Lage dürfte viele junge Ma-

rokaner für den Ausbruch anfällig gemacht haben. Doch bis Donnerstag wurden 75 Leichen geborgen, viele weitere Menschen werden vermisst. Auch für die Übrigen gab es keinen Neuanfang in Europa. Sie wurden benutzt, ohne selbst zu profitieren.

Die in Berlin ansässige NGO Cyffluence Research Center hat Posts in elf Sprachen aus den ersten 24 Stunden nach dem Grenzdurchbruch von Ceuta auf den Plattformen X und Reddit analysiert. Demnach zeigten sich typische Muster „feindlicher Einflussnahme“, wie sie von Akteuren wie China und Russland bekannt seien. Die laufenden Ereignisse seien mithilfe „verschwörungstheoretischer Narrative“ instrumentalisiert worden. „Influencer“ hätten „böswillige Botschaften verstärkt“, um den Zusammenhalt in Europa und der Nato zu untergraben. So sei verbreitet von einer „islamischen“ oder „militärischen“ Invasion die Rede gewesen, etwa auch bei X-Eigner Elon Musk. Andere richteten sich gegen die liberale Migrationspolitik der Sánchez-Regierung.

Die EU hat in ihrem neuen Asylsystem Geas einen Mechanismus eingeführt, der bei der Instrumentalisierung von Migration greifen soll. Doch wie zuvor Polen machte auch Spanien von der Regelung keinen Gebrauch. Beide setzten lieber auf direkte Pushbacks. „Die Instrumentalisierungsklausel im Geas erlaubt aber keine Pushbacks, menschenrechtliche Standards müssten weiter eingehalten werden, wenn auch in abgesenkter Form“, sagt Saracino.

Und auch sonst wird das im Juni in Kraft getretene Geas missachtet. Spanien müsste Ankommende eigentlich in Aufnahmезentren einem Screening-Verfahren unterziehen und gegebenenfalls ein Asylverfahren durchführen. Doch das Land schiebt in Ceuta und Melilla Ankommende seit Jahren direkt nach Marokko zurück – und denkt nicht daran, diese „heißen Abschiebungen“ aufzugeben. In der EU wird das akzeptiert. „Kein Mitgliedstaat wird von Spanien erwarten, wegen des Geas nun ein Screening-Zentrum in Ceuta zu errichten“, sagt Saracino. „Was sie erwarten, ist, dass Migranten da nicht hinkommen.“

Wir trauern um unsere Freundin, Kollegin und Weggefährtin

DR.THEA DÜCKERT

* 5. Juni 1950 † 30. Juli 2026

Mitglied des Landtages von Niedersachsen, 1986-1994
Mitglied des Deutschen Bundestages, 1998-2009

Mit Dr. Thea Dückert verlieren wir eine leidenschaftliche Politikerin und eine mutige Streiterin für Demokratie. Sie hat Partei und Fraktion mit ihrem langjährigen Schaffen geprägt. Ihr plötzlicher Tod schmerzt sehr.

Thea saß für Die Grünen von 1986 bis 1994 im Niedersächsischen Landtag. Gemeinsam mit Jürgen Trittin und Johannes Kempmann bereitete sie dort der ersten rot-grünen Landesregierung den Weg. Dass diese Koalition trotz knapper Mehrheit die gesamte Legislatur überdauerte, war auch ihr Verdienst. Diese Erfahrungen waren wesentlich auch für die Bildung und den Erfolg der ersten rot-grünen Regierung auf Bundesebene.

1998 zog sie in den Deutschen Bundestag ein und blieb bis 2009 dessen Abgeordnete. Sie war arbeitsmarkt- und sozialpolitische Sprecherin, stellvertretende Fraktionsvorsitzende und Parlamentarische Geschäftsführerin der Bundestagsfraktion.

Thea war eine ruhige, nachdenkliche Politikerin, die von allen wegen ihres strategischen Weitblicks geschätzt wurde. Hartnäckig stritt sie für Demokratie und Frauenrechte. Sie war dabei immer freundlich und zugewandt, offen für die Menschen und ihre Lebensumstände. Für viele von uns war sie eine enge Freundin, Wegbegleiterin und Ratgeberin. Sie blieb der Bundestagsfraktion auch nach ihrem Ausscheiden immer treu verbunden. Sie wird uns fehlen. Unsere Gedanken und Anteilnahme sind in diesen schweren Stunden bei Theas Familie, ihren Angehörigen und Freund*innen.

Bündnis 90/Die Grünen

für die Bundestagsfraktion
Katharina Dröge und Britta Haßelmann

für den Bundesvorstand
Franziska Brantner und Felix Banaszak

Der Landstrich, in dem man Aufenthalt hat

Unsere Autorin Annett Gröschner hat vor 44 Jahren Magdeburg verlassen. Vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt blickt sie auf ihre alte Stadt, deren Schätze und die Zumutungen der AfD

Von Annett Gröschner

Wenn jemand mich bei einer öffentlichen Veranstaltung damit vorstellt, dass Magdeburg meine Heimatstadt sei, fühlt sich das für mich wie eine Behauptung an, die mir nicht behagt. Ja, ich bin dort geboren und habe dort gelebt, bis ich volljährig war. Aber Heimat? Wäre dann, analog, die DDR mein Heimatland? Das hieße ja, dass man sich Heimat nicht aussuchen kann, dass sie Schicksal ist. Noch so ein Wort aus der nationalen Mottenkiste.

Das Grimm'sche Wörterbuch sieht in der „heimat“ neben dem Geburtsort: „patria, domicilium. das land oder auch nur der landstrich, in dem man (...) bleibenden aufenthalt hat“. Meinen bleibenden Aufenthalt habe ich mir selbst gesucht, als ich volljährig war. Ich wollte auf der Straße nicht mehr damit beschimpft werden, dass man vergessen habe, mich zu vergasen, ich wollte nicht von der Polizei angehalten werden, weil ich mir auf der Brücke die Haare kämme, ich wollte nicht wegen melancholischer Texte zum Psychiater geschickt werden und mich vor dem Brigadier der Patenbrigade der Stahlgießerei nicht rechtfertigen müssen, dass sich meine Gedichte nicht reimten.

Ich wollte eine freie Künstlerin sein, und das konnte ich in den engen Verhältnissen meiner Geburtsstadt nicht. Also suchte ich mir ein neues Zuhause – Berlin. Das ist jetzt 44 Jahre her. Ich habe allerdings nie den Kontakt zu Magdeburg verloren, denn ich

habe dort Familie und viele Geschichten im Kopf, die sich lohnen, erzählt zu werden. Es geht mir dabei wie Uwe Johnson, der in seinem Text „Versuch, eine Mentalität zu erklären“, schreibt: „Hier ist eine Rechnung nicht abgeschlossen. Aber: Es gibt da auch Dinge, die der Regen nicht abwischt. Was da an Biographie gestiftet wurde, war immerhin nicht alles notwendig zum Leben.“ Es hat seinen Vorteil, in der Provinz aufgewachsen und später in eine Großstadt gegangen zu sein. Es ist diese doppelte Erfahrung.

Es ist mir bis heute nicht gleichgültig, was mit und in Magdeburg passiert

Es ist mir bis heute nicht gleichgültig, was mit und in Magdeburg passiert. Das lässt sich schon daran ablesen, dass ich mich immer ärgere, wenn auf Veranstaltungen, auf dem Bahnhof oder im Radio jemand auf Dresden oder Hamburg, dabei hat die Stadt mit dem Magdeburger Recht im Mittelalter europäische Geschichte geschrieben. Es galt seit dem 12. Jahrhundert in über 1.000 Städten Mittel- und Osteuropas in verschiedenen, regional angepassten Formen und in seinen Ausläufern bis ins 19. Jahrhun-

dert. Heute wird es als eine Geschichte der städtischen Selbstverwaltung und als Baustein für das moderne Europa beschrieben. In Magdeburg war diese Geschichte lange nicht der Erinnerung wert.

Es war leicht, nach den Jahren der Transformation, die aus der „Stadt des Schwermaschinenbaus“ einen Ort der Industriebrachen gemacht hatte, gekränkt zu sein. Die AfD hat aus dem Gekränktheit ein Geschäftsmodell gemacht, dessen Währung Schadenfreude und Fremdenfeindlichkeit sind.

Bis vor Kurzem habe ich, wenn das Wort auf Heimat kam, ganz unsentimental behauptet: „Heimat ist dort, wo die Rechnungen ankommen.“ Aber dann fiel mir auf, dass die meisten Rechnungen inzwischen nicht mehr im Briefkasten, sondern im E-Mail-Postfach liegen. Das Internet kann eine sehr kalte Heimat sein, in der Leute pöbeln, für die die Würde des Menschen durchaus antastbar ist – für die Menschenrechte nur für ihresgleichen gelten und Demokratie heißt, dass die Mehrheit Minderheiten nicht schützt, sondern vernichtet, wenn nicht physisch, dann psychisch oder wenigstens finanziell. Die Schnittmenge dieser Leute mit der AfD ist groß.

Im Regierungsprogramm der AfD Sachsen-Anhalt, mit dem sie die Zeit hundert Jahre zurückdrehen will, kommt 41 Mal in verschiedenen Varianten das Wort „Heimat“ vor. Der Begriff ist so eng, dass eigentlich nur AfD-Wähler*innen, die in Sachsen-Anhalt wohnen und einen sortenreinen Ahnenpass vorweisen können, ihr Umfeld als Heimat bezeichnen dürfen.

Einmal mehr ein Grund, Heimat zurückzuerobern. Das Wort „Patriot“ in allen möglichen Varianten kommt 18 Mal im Programm vor. Ich finde, wir sollten auch diesen Begriff nicht der AfD überlassen, sondern auf der Definition im Film „Die Patriotin“ des großen, gerade verstorbenen Alexander Kluge beharren, der ein Weltbürger war, aber Halberstadt immer im Herzen behielt. Die Geschichtslehrerin Gabi Teichert gräbt in diesem Film nach den Wurzeln der deutschen Geschichte und fragt: Wie konnte es zum Faschismus kommen, zum Holocaust, zum Krieg. Unentwegt ist sie auf der Suche nach einer Republik, für die der Einsatz lohnt. Ich persönlich würde Patriot*in schön mit Gendersternchen schreiben, dem wirksamsten Abwehrzauber gegen die AfD.

Und wenn schon Heimat, dann sollten wir sie sowieso nur im Plural betrachten. Die Linke in Sachsen-Anhalt sieht das ähnlich. „Heimat ist für alle da“ ist eins ihrer Wahlkampfmotti. Aber wird das reichen? Im Berliner Haus der Kulturen der Welt gibt es seit zwei Jahren eine Reihe, die „Heimaten“ heißt und die Pluralität von Kunst und Kultur in der Bundesrepublik zeigt. Die kurdisch-syrische Lyrikerin Widad Nabi, mit der ich seit vielen Jahren ein literarisches Tandem bilde, hat dort über ihren Heimat- und Sprachbegriff gesprochen. Sie verglich ihre eigenen kulturellen Brüche mit der berühmten japanischen Keramikunst, die Risse mit Gold repariert und so neue, einzigartige Werke schafft.

Mein Leben wäre so viel ärmer, hätte ich Widad nicht kennengelernt. Ich fürchte, sie wäre

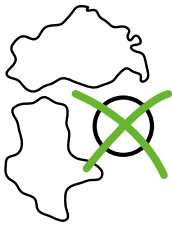
in Sachsen-Anhalt nicht sicher. Die AfD Sachsen-Anhalt kündigt für den Fall einer Regierungsübernahme eine „neue patriotische Kulturpolitik“ an. Was nichts anderes heißt als Pflege des Deutschtums, für das die Geschichte dann kräftig ideologisch zurechtgebogen wird. Die Kulturinstitutionen Sachsen-Anhalts haben sich zusammengeschlossen, um der nationalistischen Instrumentalisierung von Geschichte und Kultur entgegenzutreten. „Wir warnen vor einer Entwicklung, die die Freiheit der Kunst, die Offenheit kultureller Institutionen und die demokratisch verankerte Erinnerungskultur grundlegend in Frage stellt“, schreiben sie in einem Statement.

Seit ein paar Jahren bin ich wieder gern in Magdeburg. Die Stadt hat sich dem Fluss zugewandt, sie hat wunderbare Parks und die Elbauenlandschaft, die Luft ist sauber. Es gibt Projekte der Zivilgesellschaft und viel Hoch-, Sozio- und Subkultur. Das Theater Magdeburg und das Puppentheater sind über die Grenzen der Stadt hinaus als innovativ bekannt. Von außen betrachtet frage ich mich, ob die Stadtregierung weiß, welchen Schatz sie da hat, der sich gegen Kräfte wie die AfD zu verteidigen lohnt. Ich habe da meine Zweifel, seit ich lesen musste, dass die Magdeburger Stadtschreiberstelle, in der eine Schriftstellerin oder ein Schriftsteller seit 2012 für ein halbes Jahr Stipendium und Wohnung in Magdeburg bekommt, für das nächste Jahr nicht mehr ausgeschrieben wird.

Die stellvertretende Oberbürgermeisterin und Beigeordnete für Kultur, Regina-Do-

lores Stieler-Hinz, begründete das mit der „finanziellen und personalwirtschaftlichen Gesamtsituation“. Es geht um 15.000 Euro, jede Social-Media-Kampagne kostet mehr. Eigentlich gibt es kein preiswerteres Stadtmarketing als eine Stadtschreiber*innenstelle. Man muss natürlich auch wollen, dass jemand von außen kommt und die Stadt auf wohlwollende, kritische, in jedem Falle intellektuelle Art betrachtet. Es braucht eine Neugierde auf fremde Einblicke. Und ein Mindestmaß an Gastfreundschaft. Das Bemerkenswerte daran ist, dass die Verwaltung selbstständig einen Antrag der AfD umsetzte, der zuvor und über Jahre stets vom Stadtrat abgelehnt worden war. Das ist nun wahrlich ein kulturelles Armutszeugnis.

Annett Gröschner ist freie Schriftstellerin und Journalistin. Zuletzt erschien ihr Roman „Schwebende Lasten“, für den sie unter anderem mit dem Evangelischen Buchpreis ausgezeichnet wurde.



Wetten, die Demokratie gewinnt? Nach den Wahlen in Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern droht erstmals eine AfD-Regierung. Die taz berichtet, was auf dem Spiel steht – und wer jetzt die Demokratie verteidigt. Alle Texte zur Serie finden Sie unter taz.de/ltw26



Auf dem Alten Markt in Magdeburg. Der Heimatbegriff der AfD ist so eng, dass nur Leute mit sortenreinem Ahnenpass ihr Umfeld als Heimat bezeichnen dürfen Foto: Harald Krieg/Agentur Focus/Ostkreuz Archiv

In tiefer Trauer nehmen wir Abschied von unserer ehemaligen Landes- und Fraktionsvorsitzenden

DR. THEA DÜCKERT

1950 - 2026

Ihr unermüdlicher Einsatz für soziale Gerechtigkeit und die Gleichstellung von Frauen wird uns fehlen.

Wir behalten Thea mit ihrer Warmherzigkeit, Klugheit und Beharrlichkeit als prägende Persönlichkeit in dankbarer Erinnerung.

Unser tiefes Mitgefühl gilt ihrer Familie und allen, die ihr nahestanden.

Greta Garlichs & Maximilian Strautmann
Für den Landesvorstand
Niedersachsen

Anne Kura & Detlev Schulz-Hendel
Für die Landtagsfraktion
Niedersachsen

In tiefer Dankbarkeit und mit großem Schmerz nehmen wir Abschied von

Dr. Thea Dückert

*5. Juni 1950 † 30. Juli 2026

Sie war ein warmherziger Familienmensch, eine treue Freundin, eine mutige Kämpferin für ihre Überzeugungen, eine selbstbestimmte Frau und leidenschaftliche Politikerin.

Wir vermissen sie sehr.

Jacob Krafft und In-Hae Lee mit Kuno und Na-Yeon
Sarah Tacke und Sebastian Schneider
Anne Thormeyer-Tacke und Alfred Tacke
Joseph Hutchinson und Franz Alisch
Bärbel Wyrembek und Britta Johansson
Benjamin und Tanja Wischer mit Minia, Rae, Lise, Wiesje und Keke
Katrin Göring-Eckardt und Thies Gundlach
Marina von Uexküll

Die Gedenkfeier findet am 28. August 2026 um 13 Uhr im Casablanca Kino, Johannisstraße 17, 26121 Oldenburg statt. Die Beisetzung im Friedwald Hasbruch folgt zu einem späteren Zeitpunkt im engsten Familien- und Freundeskreis.

Anstelle von Blumen bitten wir im Sinne von Thea um eine Spende an die Gesellschaft für Freiheitsrechte, IBAN: DE88 4306 0967 1182 9121 00, Vermerk: Thea Dückert

Moish Ekman und Gilad Kenan sitzen auf Stühlen, die nicht ihre sind. In Wohnungen nur für den Übergang.

Moish Ekman in der israelischen Stadt Pardes Hanna: Vor der Schiebetüre zum Wohnzimmer liegt ein kleiner Garten mit Pool unter Palmen. Gilad Kenan in Berlin: Altbau mit Südbalkon in Prenzlauer Berg. Beide haben in den letzten zwölf Monaten ihre Heimat verlassen.

Beide beginnen das jeweilige Gespräch zögerlich in der Landessprache, der eine auf Hebräisch, der andere auf Deutsch, bevor sie ins Englische wechseln. „Wir haben keine Zukunft gesehen“, sagt Ekman. Im vergangenen August sind seine Frau Jade und er mit ihren vier Kindern umgezogen. Kenan sagt: „Wir mussten weg, wir wollten das nicht für uns und unsere künftige Familie.“ Mit seiner Partnerin Carmel packte er im März 2026 die Koffer.

Der australische Jude Ekman ging nach Israel. Der jüdische Israeli Kenan wollte nur noch weg von dort.

Vor allem Kenans Weg wählen derzeit viele: Die Zahl der jüdischen Israelis, die das Land verlassen, steigt. Mehr als 82.000 zogen laut dem israelischen Amt für Statistik 2024 ins Ausland. Die Zahl der Einwanderer brach hingegen ein. Unterm Strich verließen seither mehr Juden das Land, als hinzogen. Das ist nicht nur ein historischer Einschnitt in der Einwanderungsgeschichte des Landes, es fordert auch das Selbstverständnis Israels als Zufluchtsort für Jüdinnen und Juden aus aller Welt heraus.

Der Philosophie-Doktorand Gilad Kenan ist so israelisch, wie es nur geht. Er kommt aus der Stadt Rehovot südlich von Tel Aviv und wuchs in einer linken Mittelschichtsfamilie auf. Sein Elternhaus ist säkular und steht politisch der lange unangefochten regierenden Arbeiterpartei nahe, die mittlerweile Teil der Demokratischen Partei Israels ist. Seine Erziehung beschreibt er als „patriotisch und zionistisch“, „Ich habe an die Notwendigkeit eines jüdischen Staates als Lehre aus dem Holocaust geglaubt“, sagt der 40-Jährige.

In der Berliner Wohnung hat er bisher vor allem seine Bücher ausgepackt. Im Regal stehen Werke von Slavoj Žižek und Hannah Arendt. Mit seiner feinen randlosen Brille und dem schmalen Oberlippenbart fügt er sich mühelos ins Berliner Straßenbild. Kenans Großvater stammt aus der Nähe von Trier, eine der Großmütter aus Lettland. „Ich habe mich persönlich mit dem Erbe der Schoah identifiziert.“ Statt drei verpflichtender Jahre blieb er fünf bei der Armee, wurde Offizier in der Geheimdienst-Eliteeinheit 8200.

Auch der Immobiliengutachter Moish Ekman pflegt schon lange eine Verbindung zu Israel, allerdings ist die mehr religiös als ideologisch. Als Anhänger der Chabad-Bewegung innerhalb des orthodoxen Judentums hat er im neuen Haus in Pardes Hanna als Erstes ein Bild des verstorbenen Chabad-Rabbi Menachem Mendel Schneerson aufgehängt. Die Chabad-Bewegung betreibt weltweit Begegnungs- und Bildungszentren, um Jüdinnen und Juden unabhängig von ihrer religiösen Ausrichtung zusammenzubringen.

Ekmans Urgroßeltern, ebenfalls Chabad-Anhänger, kamen im späten 19. Jahrhundert in einer der ersten zionistischen Einwanderungswellen aus Russland ins historische Palästina. Doch das Leben in der ländlichen osmanischen Provinz war hart, die jüdische Gemeinschaft klein. „Sie emigrierten 1912 wieder nach Melbourne und bauten dort die erste australische Chabad-Gemeinde auf“, sagt der 43-Jährige.

Ekman folgt halb ihren Spuren, halb seiner viel weniger religiösen Frau Jade. Er ging als junger Mann für eineinhalb Jahre zum Thora-Studium nach Jerusalem. Sie besuchte die jüdische Schule in Melbourne und trat ebenfalls der Chabad-Bewegung bei. Später wurde für Jade Rudolf Steiner wichtiger als der Rabbi. Die Kinder kamen auf eine Waldorfschule, und Familie Ekman zog aus Melbourne in den von Hippie-Gegenkultur geprägten Ort Mullumbimby. Moish Ekman trägt auch heute noch Birkenstock-Sandalen. Unter seinem dichten Vollbart lächelt er viel. Unter einem Surfer-Hemd schauen die Fran-

sen seines religiösen Zizithemds hervor. „Etwas hat uns dort gefehlt“, sagt Moish Ekman.

Die aktuelle Auswanderungswelle aus Israel hingegen treiben besonders zwei Faktoren: Schon 2023 verließen viele Israelis das Land, nachdem die in Teilen rechtsextreme Regierung unter Benjamin Netanjahu ihren Angriff auf die unabhängige Justiz forcierte – wogegen es über Monate Massenproteste gab. Dann kam der blutige Überfall der Hamas am 7. Oktober 2023 und traf ein schon zerrissenes Land, das sich seitdem fast pausenlos im Kriegszustand befindet, mitten ins Herz. Doch für Gilad Kenan begann das Nachdenken übers Auswandern schon vorher.

„Die Risse in meinem Weltbild kamen viel früher“, sagt Kenan. Mitte der 2010er Jahre sah er mit Freunden aus seiner Geheimdienststeinheit den Film „Das Leben der Anderen“. Als Soldat war er damals für die Überwachung von Palästinensern zuständig. Die Parallele zu dem ostdeutschen Stasi-Mitarbeiter, der im Film einen Künstler überwacht, lässt ihn nicht los. „Wir haben das Gleiche getan.“ 2014 veröffentlichte Kenan mit 42 anderen Soldaten der 8200-Einheit einen offenen Brief. Darin kündigten sie den Dienst, weil ihre Arbeit „politische Verfolgung und die Spaltung der palästinensischen Gesellschaft“ zur Folge habe.

Kenan begann, Dialogkurse mit Palästinensern zu besuchen. Er fuhr mit besatzungskritischen NGOs ins Westjordanland. „Im Kopf blieben mir die banalen Details, die nirgendwo berichtet werden: etwa, dass aus einer Siedlung das ungeklärte Abwasser in das palästinensische Dorf darunter geleitet wurde.“

Ihm sei damals klar geworden: Solange es die Besatzung gebe, müsse die Ruhe und Sicherheit der Israelis mit immer mehr Überwachung und Gewalt erzwungen werden. „Es war klar, dass es explodieren würde, und am 7. Oktober ist es explodiert“, sagt Gilad Kenan.

Auch Moish Ekman war am 7. Oktober in Israel. Es war der erste Aufenthalt gemeinsam mit seiner Familie, er wollte den Kindern das Land zeigen. Die Ekmans überlegten ebenfalls seit Jahren schon, zu migrieren – Aliyah machen, wie man die Einwanderung von Juden nach Israel auf Hebräisch nennt: Aliyah bedeutet „Aufstieg“.

Als in den Morgenstunden Tausende bewaffnete Hamas-Anhänger Dörfer im Süden des Landes überrannten, rund 1.200 Menschen massakrierten und 251 verschleppten, war Familie Ekman zu Besuch in Tekoa, einer jüdischen Siedlung im Westjordanland, nach dem Völkerrecht illegal errichtet. Zehn Tage blieben die Eltern mit ihren Kindern. Bewaffnete Siedler und Soldaten beobachteten nach dem Massaker noch misstrauischer die palästinensischen Nachbardörfer. Ekman erzählt unaufgeregt: Er habe sich vor allem um die Kinder gekümmert und für die Soldaten ein Grillfest ausgerichtet. „Danach sind wir mit einer australischen Militärmaschine ausgeflogen worden.“ Die Aliyah-Pläne hätten er und seine Frau danach erst mal auf Eis gelegt.

Anderen aber wurde gerade das Grauen des 7. Oktobers zum Anlass für einen Umzug nach Israel. Eve Karlin, eine jüdische US-Amerikanerin, gründete kurz nach dem Hamas-Überfall in den USA eine Initiative unter dem Namen „Stärke für Israel“ und sammelte etwa 18.000 Dollar für israelische Hilfsorganisationen. Als „laute und stolze Zionistin“ stehe sie „zu Israel“, schreibt die 39-Jährige damals in den sozialen Medien. Im Juni 2025, einen Tag vor dem Beginn des Zwölftegekriegs mit Iran, stieg sie in den Flieger und zog selbst in den jüdischen Staat. Auf Instagram zeigte sie sich am Ben-Gurion-Flughafen von Tel Aviv, gehüllt in blau-weiße Israelflaggen.

Bevölkerungszahlen waren schon immer ein wichtiger Faktor im Nahostkonflikt. Ein jüdischer Staat braucht eine jüdische Mehrheitsbevölkerung, so das vorherrschende Grundverständnis. Einschließlich des Gazastreifens und des Westjordanlands leben zwischen Jordan und Mittelmeer heute allerdings gut sieben Millionen jüdische Israelis und etwa ebenso viele Palästinenser. Ein Leben in einem gemeinsamen Staat – eine Einstaatenlösung –

Exodus

Israels Gründerväter träumten von einem sicheren, demokratischen, säkularen Ort für Juden aus aller Welt. Knapp drei Jahre nach dem 7. Oktober verlassen mehr Israelis den jüdischen Staat, als neu einwandern. Wer geht, wer zieht heute noch nach Israel – und warum?

Aus Berlin und Pardes Hanna **Felix Wellisch**

mit gleichen Rechten für alle kommt allerdings für viele jüdische Staatsbürger nicht in Frage.

Doch der jüngste Exodus ist nicht nur ein Zahlenspiel: Wer geht, sind vor allem gut gebildete, liberale Israelis. Sie treibt, Umfragen zufolge, der Demokratieabbau aus dem Land sowie die enorm gestiegenen Lebenshaltungskosten und die Unsicherheit angesichts der scheinbar endlosen Kriege.

Die Neuankömmlinge, besonders aus westlichen Ländern, kommen oft aus religiösen Gründen oder aus zionistischer Überzeugung. Die Gesellschaft verändert sich. Die liberale Mitte, die das Land lange auch wirtschaftlich getragen hat, bröckelt. Der nationalistische und religiöse Sektor wächse, auch weil zusätzlich zur Abwanderung die Geburtenraten dort weit höher liegen als im Landesdurchschnitt. Vielfalt und Demokratie leiden.

Eve Karlin steht für diesen Zuwachs an nationalistisch-zionistischen Einwanderern aus dem Westen. Israel kannte sie schon seit ihrer Jugend, unter anderem durch sogenannte Birthright-Touren, bei denen jungen Jüdinnen und Juden aus der ganzen Welt eine zehntägige Reise durch Israel geschenkt wird. Das soll den Teilnehmenden ihr Anrecht auf ein Leben in Israel

nahebringen. Dass auch andere Menschen dasselbe Recht haben, wird dabei meist völlig ausgeblendet. Auf dem Programm stehen die jüdische Kultur und die Geschichte Israels. Leitend ist das Narrativ von Israel als Schutzraum für Juden aus aller Welt. Oft begleiten israelische Wehrdienstleistende die Tour, auch, um Kontakte zu knüpfen.

Eve Karlins Großmutter stammt aus Deutschland und entkam als Kind nur knapp den Nazis in die USA. Eve Karlin begleitete nach ihrer eigenen Birthright-Reise selbst mehrere solcher Touren. Nach einem Aufenthalt in einer Armeebasis schrieb sie 2020 unter einem Foto in Uniform: „Ich kann euch ehrlich sagen: Israel ist Zuhause.“

Sie hatte der taz ein Interview zugesagt, ihre Einwilligung aber nach Nachfragen zu Israels Vorgehen in Gaza und dem Westjordanland zurückgezogen. Ihr weiterer Weg lässt sich anhand ihres öffentlichen Auftritts in den sozialen Medien nachvollziehen. Kurz nachdem sie im Juni 2025 in die Maschine stieg, die sie über den Atlantik bringen sollte, starteten in Israel Kampfflugzeuge. Mit der Operation „Rising Lion“ begann Israel einen offenen Krieg gegen den Iran. In Tel Aviv warnten kurz nach Karlins Landung die Sirenen vor anfliegenden iranischen Raketen. Eve

Karlin fühlte sich bestätigt. „Ich bin einem Ruf gefolgt, den ich seit meiner ersten Reise als Teenager gefühlt habe“, schreibt sie und dokumentiert in den folgenden Monaten ihr Leben zwischen Bunker, Strand und Bars unter dem Hashtag „#makealiyah“.

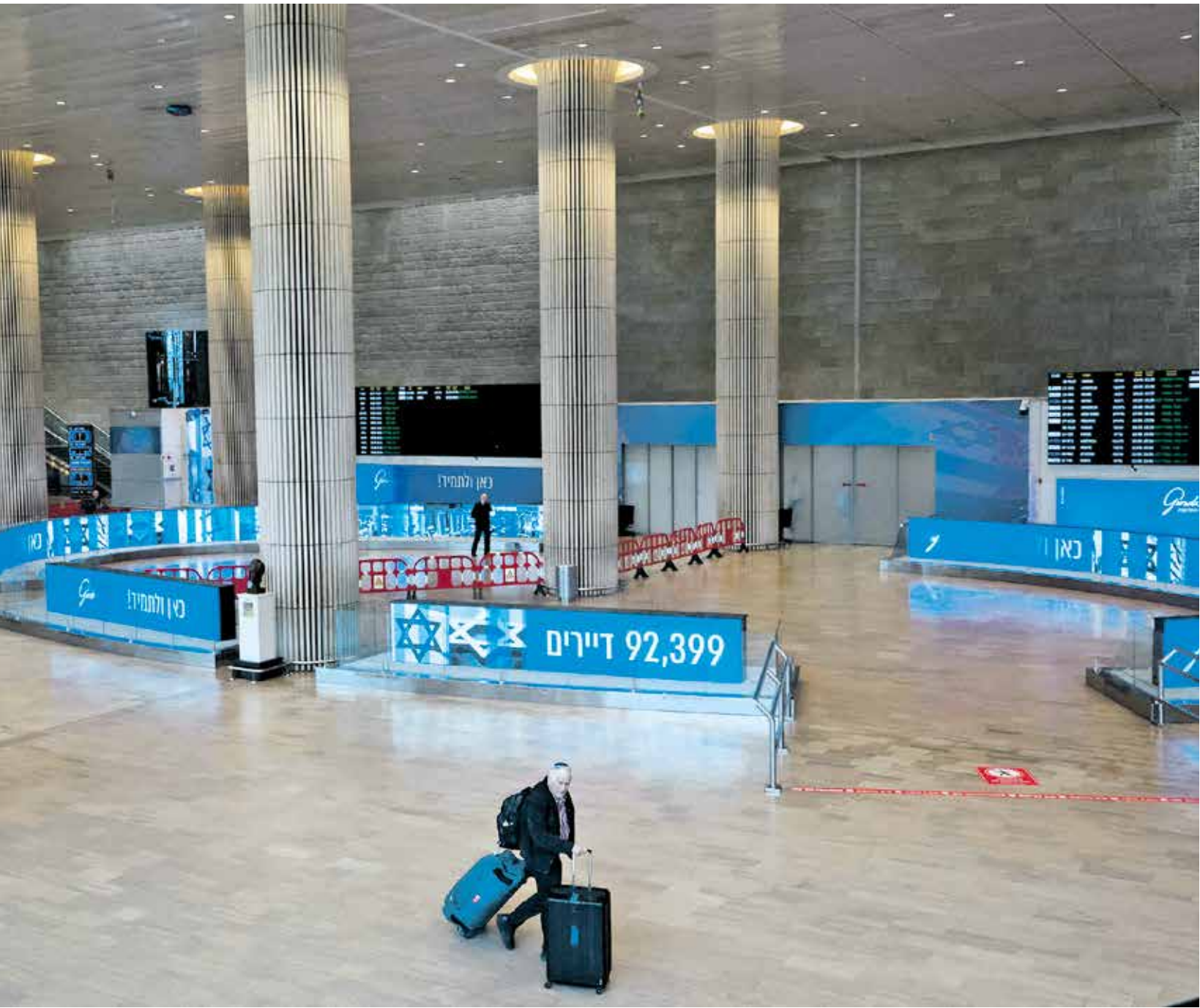
Über Monate blockierte die israelische Armee im Sommer 2025 die Einfuhr von Nahrungsmitteln in den Gazastreifen, bis dort in der Folge Menschen an Hunger starben. Karlin, die sich in ihren Social-Media-Profilen mit der Black-Lives-Matter-Bewegung solidarisierte, erwähnt die Situation in Gaza kaum – mit Ausnahme der israelischen Geiseln.

Für Gilad Kenan hingegen werden ebendiese Monate der Hungerblockade zum entscheidenden Bruch. Während aus dem Küstenstreifen Bilder verzweifelter Menschen vor Essensausgaben kamen, fragte er sich: Wie soll das unserer Sicherheit helfen? Und er sah sich an die Geschichten seiner lettischen Großmutter erinnert. „Die Nazis haben ihre Familie ebenfalls in Lager gesteckt“, sagt Kenan, „keine großen Konzentrationslager, sondern kleine, temporäre, und dem Hunger überlassen. Wie können wir als Juden so etwas tun?“

Gilad Kenan suchte damals nach Gleichgesinnten: „Ich habe jeden, den



Moish Ekman in seinem neuen Haus im israelischen Pardes Hanna Foto: Felix Wellisch



Wo geht die Reise hin? Ein Passagier läuft durch die leere Halle des Flughafens Ben Gurion in Tel Aviv nach dem Beginn des USA-Israel-Iran-Krieges im April 2026
Foto: Gil Cohen Magen/Xinhua/imago

ich traf, gefragt: Seht ihr, was ich sehe?“ Es habe ihn nicht überrascht, dass „Rechte und Rassisten“ wenig Empathie aufgebracht hätten, sagt Kenan. Er habe nur nicht ertragen, dass Linke und Liberale untätig zusahen. „Damals ist in mir etwas zerbrochen.“

Die Öffentlichkeit in Israel sei „abgekoppelt von der Realität“. Seine Nichte habe als Soldatin Kameradinnen in Gaza verloren, sein Bruder musste wegen Hisbollah-Angriffen fast zwei Jahre sein Haus an der Grenze zum Libanon verlassen. Auch er habe sich für die Rückkehr der Geiseln eingesetzt. Aber „den obsessiven Einsatz für die einen, während das Leid der anderen Seite keine Rolle spielt“, ertrug er nur schlecht. Mit seiner Partnerin Carmel zog er Anfang März schließlich 2026 nach Berlin.

Offiziell trat im Oktober 2025 auf Druck der USA eine Waffenruhe im Gazakrieg in Kraft, alle noch lebenden Geiseln wurden freigelassen. Israelische Angriffe waren dennoch weiter an der Tagesordnung. Mindestens 1.180 Menschen wurden seitdem laut dem palästinensischen Gesundheitsministerium getötet, die meisten von ihnen Zivilisten. Die Hamas weigert sich, ihre Waffen abzugeben, und Israels Armee drängt die zwei Millionen Be-

„

„Im Kopf blieben mir die banalen Details, die nirgendwo berichtet werden: etwa, dass aus einer Siedlung das ungeklärte Abwasser in das palästinensische Dorf darunter geleitet wurde“

Gilad Kenan, ehemaliger israelischer Geheimdienstoffizier

wohner des Küstenstreifens Hilfsorganisationen zufolge ohne ausreichende Versorgung auf immer engerem Raum zusammen. Mehrere UN-Gremien, Menschenrechtsorganisationen und Genozidforscher haben Israel seitdem Völkermord vorgeworfen.

Familie Ekman entschied sich schließlich im Sommer 2025 für den Umzug. Kurz darauf erklärte die UN-gestützte IPC-Initiative offiziell, dass in Nordgaza eine Hungersnot herrschte. Die israelische Regierung wies das zurück. Nur wenige Wochen waren seit dem Krieg mit Iran vergangen. Die Hisbollah beschoss weiterhin den Norden Israels. Wollte Familie Ekman da nicht gleich wieder umdrehen?

Moish Ekman winkt ab. Im Umkreis von Pardes Hanna zwischen Tel Aviv und Haifa gebe es kaum militärische Einrichtungen. Der Iran und die Hisbollah feuern ihre Raketen und Drohnen meist auf Ziele anderswo in Israel. In der grünen Kleinstadt Pardes Hanna, bekannt als Hippie-Hochburg, scheinen Krieg und Hunger weit weg. Zu Meditationszentren und selbstgebauten Pizza-Restaurants kommt in den vergangenen Jahren eine wachsende religiöse Gemeinde. Ekman arbeitet am Aufbau eines neuen Zentrums für die Chabad-Bewegung.

Ende Februar 2026 dann starteten die USA und Israel einen weiteren Krieg gegen Iran. Die Ekmans haben an jenem Samstag Gäste zum Schabbat-Essen eingeladen. „Ich war sicher, dass niemand kommen wird, und habe den Tisch gar nicht gedeckt.“ Doch die Gäste kamen trotzdem. Der Krieg war zur Routine geworden, in der dank Raketenabwehrsystemen und Bunkern der Alltag für viele mehr oder weniger weiterging. „Für unsere Kinder war der Krieg schwer, die haben nachts bei uns geschlafen“, sagt Moish Ekman.

Und die Berichte über Hunger und Kriegsverbrechen? „Lügen, wie sie in der Geschichte immer wieder gegen Juden erhoben wurden“, sagt Ekman. Internationalen Medien wirft er Doppelstandards vor. Seine eigenen Informationen beziehe er maßgeblich von einzelnen, dezidiert proisraelischen Reportern, etwa der ehemaligen Sky-News-Journalistin Erin Molan.

„Wir tun, was wir tun müssen, um zu überleben“, sagt Moish Ekman. Damit spricht er aus, was viele in Israel denken. Es sei gut, dass das israelische Militär jetzt oft präventiv zuschlage. Das eigentliche Problem sei, „dass wir stets kurz vor dem Sieg gestoppt werden“. Damit klingt er ähnlich wie Regierungschef Benjamin Netanjahu, der, laut Ekman, seit dem 7. Oktober „Großartiges“ geleistet habe.

Das iranische Regime sei der „Kopf der Schlange“, sagt Ekman. Wenn es falle, würden auch Hamas und Hisbollah ihren Rückhalt verlieren. Diese Hoffnung hegen viele in Israel, je klarer wird, dass weder in Gaza noch im Libanon rein militärischer Druck zu einem Sieg führen dürfte.

Derzeit deutet wenig darauf hin, dass sich diese Hoffnung erfüllen könnte. Trump und Netanjahu sind mit ihrem angekündigten Regimewechsel im Iran vorerst gescheitert. Teheran tritt weit selbstbewusster auf als vor dem Krieg. Die Blockade der Straße von Hormus für den Welthandel hat sich als schmerzhaftes Druckmittel erwiesen.

Die Katastrophe in Gaza und die außer Kontrolle geratene Siedlergewalt gegen Palästinenser im Westjordanland untergraben indes Israels Ansehen in der Welt. Beim wichtigsten Verbündeten USA steht mittlerweile sowohl bei den Demokraten als auch bei den Republikanern die Unterstützung für Israel zur Debatte.

Moish Ekman bleibt trotzdem optimistisch: „Ich denke, die Kriege werden bald vorbei sein“, sagt er. Er hofft danach auf weitere Annäherungen an die arabischen Nachbarländer im Stile der Trump’schen Abraham-Abkommen.

Und darauf, dass „Israel in 20 Jahren ein weniger militaristisches Land ist.“

Tochter Keila kommt vom Töpferkurs nach Hause. Wie sieht sie den Umzug nach Israel? „Ziemlich blöd, aber ich verstehe meine Eltern auch“, sagt die 18-jährige. Deren Einschätzung, dass Israel der einzige Ort für eine jüdische Zukunft sei, stimmt sie nur zum Teil zu. „Ich selbst habe mich in Australien sicher gefühlt, aber ich weiß, dass es viele Jüdinnen und Juden dort anders sehen.“

Moish Ekman hat der antisemitische Terroranschlag mit 15 Toten am Bondi-Beach bei Sydney vergangenen Dezember in seinem Entschluss bestätigt. Die Bedrohung sei aber nur einer von mehreren Gründen gewesen. „Wir wollten, dass unsere Kinder Hebräisch lernen und in einer Umgebung aufwachsen, in der eine jüdische Identität selbstverständlich ist“, sagt er.

Gilad Kenan in Berlin sagt: „Es ist in den vergangenen Jahren schwerer geworden, als Israeli im Ausland zu leben.“ Antisemitismus habe zugenommen, aber auch ganz zulässige Kritik an Israel, die viele Israelis mit Antisemitismus verwechseln würden. „Ich bleibe Israeli und muss weiter mittragen, was immer Israel tut.“ In Berlin habe er sich der Gruppe „Israelis for Peace“ angeschlossen.

Mit dem Umzug sei eine große Last von ihm abgefallen, sagt Gilad Kenan. Er „heile und trauere gleichzeitig“. Berlin sei multikulturell, seine Freundin Carmel und er sprechen bereits einigermaßen Deutsch. Er habe einen hebräischen Chor gefunden, sagt Kenan. „Aber ich werde hier nie so zu Hause sein, wie in Israel.“

Kenan nennt Berlin einen „Test“, die Chance auf Rückkehr aber sieht er düster. Die Polarisierung auch unter Jüdinnen und Juden in Israel wachse. Die Regierung treibt ihre Pläne zur Einschränkung der Justiz voran. Armee, Geheimdienste und Polizei sind schon heute von rechten Siedlern durchsetzt. Für ein Ende der militärischen Kontrolle der Palästinenser setzt sich selbst in der israelischen Linken kaum noch ein Politiker ein.

Viele oppositionelle Israelis sehen die Wahlen am 27. Oktober als letzte Chance für einen Richtungswechsel. Moish Ekman in Pardes Hanna kann sich vorstellen, für Netanjahu zu stimmen. Gilad Kenan und seine Partnerin haben noch nicht entschieden, ob sie überhaupt noch an den Wahlen teilnehmen wollen. „Wenn wir gedacht hätten, dass die Wahlen dort noch etwas ändern, wären wir nicht gegangen“, sagt Kenan.



Gilad Kenan in seiner Wohnung in Berlin-Prenzlauer Berg Foto: Felix Wellisch



Peter Unfried
Die eine Frage

Macht es bum in Sachsen-Anhalt?

Nicht nur Ostler wollen, dass es jetzt mal richtig kracht. Bum, AfD gewinnt die Wahl und womöglich die absolute Mehrheit in Sachsen-Anhalt – und dann passiert endlich was. Egal was. Hauptsache was. Weil sonst, so geht der betreute Gedanke, passiert ja nur was für Wessis und die da oben.

Dieses Grundbedürfnis nach dem Bum haben sie in und um Sachsen-Anhalt nicht exklusiv: Bei der CDU sehnen sich manche danach, dass es kracht und man sich damit aus dem Ist-Zustand und der schwierigen Koalition befreien kann, bei der SPD selbstverständlich auch. Wie wäre es denn, wenn man Merz rauswirft hier und Klingbeil und Bas dort? Bum, bum, bum. Und plötzlich gäbe es Luft zum Atmen und Raum für etwas Neues, Besseres?

Ich gehe davon aus, dass fast alle wissen, dass sich die Rahmenbedingungen einer liberalen Demokratie, besonders die Notwendigkeit zu Kompromissen in einer Regierungskoalition, nicht durch symbolische Personalentscheidungen ändern lassen – aber manchmal sind die Gefühle einfach stärker. Man schindet damit ein paar Wochen Zeit bei den Leuten und den Medien, die auch wissen, dass das nichts bringt, sich aber stets gern ablenken lassen.

So gesehen könnten die Regierungsparteien ihre Top-Führungskräfte am besten schon Mitte August rauskanten, dann könnte die Mediengesellschaft drei Wochen Leitartikel, Reels, Poesiealbumsprüche produzieren. Für die Wahl in Sachsen-Anhalt wird das kaum helfen.

Der „Außenseiter“ ist der erfolgreiche Typus der Zeit

Neben dem sinnlosen Personal- statt nötigem Politikwechsel gibt es zwei weitere Moves, mit denen gern agiert wird, um Hilflosigkeit zu verschleiern. Der eine ist die Ansage, die Partei müsse zu ihren „Kernthemen“ zurück. Der andere ist der Trick, einen „Außenseiter“ an die Spitze der Partei zu stellen, der sagt, dass es so nicht weiter gehe. Wenn man sich die Lage über Deutschland hinaus anschaut, dann sieht man, dass der „Außenseiter“ der erfolgreiche Typus der Zeit ist: AfD, Le Pen, Meloni, Mélenchon, zeitweise Wagenknecht.

Das Problem ist, dass immer mehr Außenseiter von jenseits der liberalen Demokratie das „Establishment“ angreifen. Dieses Establishment sind im populistischen Denken europäisch und transnational ausgerichtete Mitte-Parteien, die für die liberale Moderne und relativ offene Gesellschaften, Grenzen und Märkte stehen, also Grüne, SPD, die Union im Westen. Dagegen steht ein regressiver, stets antieuropäischer und teilweise völkischer Rückzug auf das Nationale, der offenbar auf Gefühlsebene von hoher Anziehungskraft ist. Macron war der einzige Außenseiter, der mit radikalem Europäertum die Wahl gewann. Die Kollateralschäden sind leider beträchtlich.

In ihrer Angst greifen die liberal-demokratischen Parteien mittlerweile auch sich selbst an. Sachsen-Anhalts CDU-Ministerpräsident Schulze teilt in der Hoffnung auf eine Handvoll Wähler gegen Bundesregierung, Bundespartei und die eigenen Werte aus. Der Konservative Boris Johnson war mit Antieuropa zeitweise erfolgreich, und jede neue Labour-Hoffnung, nun auch Burnham, steigt auf mit Kritik an der eigenen Partei. Man habe die „einfachen Leute“ vergessen, heißt es häufig.

Nun ist Selbstkritik dringend nötig und Politik für Globalisierungsverlierer eh, aber es verstärkt auch den von illiberalen Systemsprengern gewollten Eindruck einer negativen Verbindung zwischen Globalisierungsgewinnern („Establishment“) und Europa gegen – je nachdem – die armen Arbeiter oder das aufrechte Volk. Wer dann auch noch Klimapolitik zur Bewahrung der gemeinsamen Lebensgrundlagen thematisiert, wird vollends als asoziale Elite eingestuft.

Was heißt das jetzt alles für Sachsen-Anhalt? Ich fürchte, es heißt: Bum.

Eine libanesische Familie sucht Schatten unter den beschädigten Solarmodulen ihres zerstörten Hauses im Südlibanon
Foto: Mohammed Zaatari/ap/dpa



Kein Stein mehr auf dem anderen

Israel und Libanon verhandeln über die Entwaffnung der Hisbollah-Miliz und den israelischen Abzug aus dem Libanon

Aus Beirut **Julia Neumann**

Der Architekt Tarek Mazraani hat in seinem Heimatdorf Hula geholfen, hunderte Häuser zu bauen. Auch traditionelle Werkzeuge von Bauern, alte Bücher und Fotografien hat er zusammengetragen und daraus ein Heimatmuseum errichtet, um die Geschichte des Dorfs im Südlibanon zu dokumentieren. Nun ist alles weg. „Mein Haus ist weg, das ganze Dorf zerstört“, sagt er. Der aktuelle Waffenstillstand zwischen Libanon und Israel gilt offiziell seit Mitte Juni. Das bilaterale Abkommen sieht vor, dass Israel die Besatzung beendet und die Hisbollah entwaffnet wird. Die Hisbollah war an dem Deal jedoch nicht beteiligt und sträubt sich gegen die Entwaffnung. Israels Regierung möchte

weiter den Südlibanon besetzen und dort alle Infrastruktur für eine „Pufferzone“ zerstören. Für die Bewohner*innen der Region ist der Krieg also nicht vorbei. „Täglich werden Häuser zerstört, Gebäude mit Sprengfallen versehen und gesprengt, bewaffnete Soldaten patrouillieren, verbrennen landwirtschaftliche Flächen“, erzählt Mazraani. Das geschehe entlang des gesamten Grenzstreifens. „Die Zerstörung ist systematisch, geplant und vorsätzlich – die Zerstörung aller öffentlichen Plätze und Gebäude, religiöser Einrichtungen, der großen Wasserreservoirs, die das gesamte Dorf mit Wasser versorgen, Gemeindezentren, Schulen, Krankenhäuser, Kliniken. Die Dörfer wurden dem Erdboden gleichgemacht, ihre Wahrzeichen zerstört. Kein Stein steht mehr auf dem anderen.“ Die israelische Armee besetzt über 600 Quadratkilo-

meter im Südlibanon – fast 60 Dörfer. Mehr als 360.000 Menschen wurden laut UN-Nothilfebüro Ocha vertrieben. Auch Tarek Mazraani ist seit drei Jahren vertrieben, musste wegen des Kriegs mehrfach seine Unterkunft wechseln. „Niemand darf zurückkehren“, sagt er. „Jeder, der es versucht, wird getötet. Am Dorfrand werden Minen vergraben. Vor einiger Zeit gingen einige junge Männer hinaus, Zivilisten, die sich umschauen wollten. Die Israelis eröffneten das Feuer, töteten vier von ihnen. Ihre Körper wurden 20 Tage später im Tal gefunden.“ Derzeit würden Checkpoints errichtet. „Als wollten sie eine langfristige Besatzung aufrechterhalten.“ Extremisten in Israels Regierung möchten Israels Nordgrenze zum Litani-Fluss verlegen, 30 Kilometer ins Landesinnere des Libanon. Im Mai

erklärte der rechtsextreme Minister für Nationale Sicherheit, Itamar Ben-Gvir, Israel habe einen „Siedlungsplan für den Libanon“. Dabei sind beide Länder derzeit in historischen bilateralen Gesprächen. Von Dienstag bis Donnerstag sprachen die in den USA akkreditierten Botschafter*innen beider Länder über die schrittweise Umsetzung des Juni-Abkommens. In einer „Pilotzone“ in Zawtar al-Gharbiyah hat sich das libanesische Militär stationiert, das israelische Militär hat sich zurückgezogen, Bewohner*innen sind zurückgekehrt. Diese Woche sollte es um weitere Pilotzonen gehen, aus denen Israel abziehen soll.

Das israelische Militär hatte zuvor seine Angriffe eskaliert und Häuser in mehreren Städten abgerissen. Im Dorf Jarun zündete die Armee ein Feuer an und brannte laut Gemeindeverwaltung 1,2 Quadratkilometer Olivenhaine nieder. Libanesische Medien berichten, die israelische Armee wolle weitere Gebiete einnehmen, darunter den strategisch wichtigen Ali-Taher-Hügel und das Dorf al-Mansouri.

Dort hätte ein Sprengsatz fast die Verhandlungen gesprengt. Israelische Militärfahrzeuge patrouillierten durch al-Mansouri. Dabei detonierte ein wohl von der Hisbollah versteckter Sprengsatz und tötete zwei Soldaten. Das meldete das israelische Militär am Donnerstag. Israels Militär erließ eine Zwangsvertreibungswarnung für das Dorf und flog Luftangriffe.

Medienberichten zufolge forderte die libanesische Delegation daraufhin, die Drohung gegen die Bewohner*innen von Mansouri zurückzunehmen. Die USA sollen interveniert und die Sitzung am Donnerstag vorzeitig beendet haben. Sie sprachen getrennt mit beiden Seiten.

Tarek Mazraani aus Hula hat mittlerweile eine Bürgerinitiative gegründet, die sich für die Rückkehr der Bewohner*innen des Südlibanons einsetzt. Diese fordern den Stopp der Gespräche mit Israel – solange die „systematische und tägliche Zerstörung, Bombardierung und Vernichtung von Dörfern“ weitergehe.

Kurz vor Sonnenuntergang kommt die Finsternis



Derzeit wird unsere Sonne nur hin und wieder von Wolken verdunkelt. Das ändert sich am Abend des 12. August, denn dann verdeckt der Mond die Sonne über Deutschland zu 80 bis 90 Prozent. Auf dem Höhepunkt der partiellen Sonnenfinsternis wird von ihr nur noch eine schmale Sichel zu sehen sein. Das sollte man sich jedoch nur mit einer dafür geeigneten Schutzbrille ansehen. Foto: Patrick Pleul/dpa

Peter Unfried ist Chefreporter der taz.

„Wir müssen als CDU in der Lage sein, besser zu argumentieren“

Im Kampf gegen die AfD fordert Nathanael Liminski, Chef der Staatskanzlei in NRW, mehr intellektuelle Selbstbehauptung der CDU. Zusammenarbeit mit den Grünen schade nicht

Interview Sabine am Orde und Stefan Reinecke



Niemand in der CDU-Führung will eine wie auch immer geartete Zusammenarbeit mit der AfD, sagt Nathanael Liminski, hier rechts neben Friedrich Merz
Foto: Sven Simon/Volker Essler/imago

taz: Herr Liminski, würden Sie dem rechten Onlineportal Nius ein Interview geben?
Nathanael Liminski: Nein.
taz: Warum nicht?
Liminski: Weil ich dort keine ausreichende Selbstverpflichtung auf journalistische Standards erkennen kann. Nius verfolgt eine politische Agenda, die journalistische Aufmachung scheint mir eher Anstrich zu sein.
taz: Sie haben 2025 gefordert, die CDU müsse eine Antwort auf die rechtspopulistische Öffentlichkeit finden. Hat sie die gefunden?
Liminski: Wir leben in einer von sozialen Medien und Messengern geprägten Empörungsdemokratie. Die dort aufgeworfenen Fragen kann man aber nicht einfach als rechtes Geschwätz abtun. Man muss sie ernst nehmen und Antworten geben. Das ist anstrengend, kostet Ressourcen, Kraft und Zeit.
taz: Hat die CDU eine Strategie für den Umgang mit der AfD?
Liminski: Politische Klarheit und sachliche Konsequenz. Friedrich Merz hat die Haltung der CDU nach der Vorstandsklausur klar zum Ausdruck gebracht. Die AfD ist ein Angriff auf alles, was Konrad Adenauer seinerzeit geschaffen hat.
taz: Die Gegenzählung ist: Die Mitte hat sich nach rechts verschoben, aber die CDU darf wegen der Brandmauer immer nur Koalitionen mit linken Parteien wie SPD oder Grünen eingehen. Was antworten Sie?
Liminski: Stimmungen in der Bevölkerung sind kein Naturgesetz. Wir müssen den Anspruch haben, den Zeitgeist zu prägen. Dem Volk aufs Maul zu schauen und ihm nachzureden, ist nicht mein politischer Anspruch. Und man sollte den Gesängen über vermeintliche bürgerliche Mehrheiten rechts der Mitte nicht erliegen, sondern sich im Klaren sein, wessen Geistes Kind die AfD ist. Die AfD will die CDU zerstören und unsere liberale Demokratie in ihren Grundfesten verändern. Da wird Stauffenbergs mutiges Attentat mit den Worten, „wenn man ihn mal wirklich braucht“, missbraucht, um gegen den Kanzler zu hetzen – und der AfD-Saal jöhlt.
taz: Auf Bundesebene erleben wir einen Zickzackkurs: mal klare Abgrenzung, mal eine gemeinsame Abstimmung mit der AfD im Bundestag. Wo ist da die Strategie?
Liminski: Der Umgang mit der AfD im Januar 2025 war ein Fehler.

taz: Also die Entscheidung, im Bundestag über Anträge und einen Gesetzentwurf abzustimmen, der nur mit der AfD eine Mehrheit hatte.
Liminski: Ja, das war ein Fehler. Das habe ich damals schon gesagt. Ich finde aber, dass der Bundeskanzler beim Parteitag in Stuttgart klare Worte gefunden hat. Er hat sich dazu bekannt, Unterstützung für seine Politik einzig in der Mitte zu suchen. Das hätten ihm nicht alle zugetraut.
taz: Wird sich der Januar 2025 auf keinen Fall wiederholen?
Liminski: Ich kenne niemanden in der CDU-Führung, der eine wie auch immer geartete Zusammenarbeit mit der AfD will. Ob nun die CDU-Wahlkämpfer oder die -Spitzenkandidaten der anstehenden Wahlen: Alle waren und sind klar in der Ablehnung der AfD und teilen die Festlegung der CDU auf die Mitte.
taz: Aber noch mal: Wo ist die Strategie der CDU?
Liminski: Die CDU ist eine vielfältige und föderale Partei, die Ansätze sind unterschiedlich. Wir in NRW gehen unter Führung von Hendrik Wüst das Thema von verschiedenen Seiten an: Wir sind klar in der Abgrenzung zur AfD und bemühen uns zugleich um ihre Wähler. Wir machen die Räume für die AfD thematisch eng – etwa mit einer klaren Politik für innere Sicherheit, mit einem starken Profil in der Sozialpolitik, mit einer unideologischen Schulpolitik. Das schränkt die Möglichkeiten der AfD ein, Wut, Zorn, Angst zu schüren. Zudem arbeitet die Regierung sach- und ergebnisorientiert. Diese Mischung zeitigt bisher einen gewissen Erfolg.
taz: Die AfD liegt in Umfragen in NRW bei 17 Prozent, im Bund vor der CDU, in Sachsen-Anhalt bei 41 Prozent. Uns wundert, wie ruhig Sie sind.
Liminski: Natürlich treibt mich diese Frage um, aber Panik hilft nicht weiter. Wir müssen als Mitte zeigen, dass wir um unsere Demokratie kämpfen. Die Wahl in Sachsen-Anhalt ist noch nicht entschieden.
taz: In der CDU in Ostdeutschland gibt es auch andere Stimmen. Die AfD könnte in Magdeburg versuchen, ein paar CDU-Abgeordnete auf ihre Seite zu ziehen. Wie gefährlich ist das?
Liminski: Die Gefahr einer Spaltung sehe ich bei der AfD viel eher als bei der CDU.
taz: Ihr Parteifreund, der Historiker Andreas Rödder, sieht darin eine

Chance. Er will an die AfD Bedingungen für eine Zusammenarbeit stellen und diese so spalten, in einen extremistischen und einen weniger radikalen Teil, mit dem man zusammenarbeiten könnte.
Liminski: Ich habe nicht gesagt, das Ziel der Union sollte sein, die AfD zu spalten, um mit einem Teil zusammenzuarbeiten. Das Ergebnis unserer Politik muss sein, möglichst viele der AfD-Wähler wieder für das demokratische Spektrum zu gewinnen. Das ist ein Unterschied.
taz: Ihre Ministerkollegen Karl-Josef Laumann und Herbert Reul haben angekündigt, im Falle einer Zusammenarbeit mit der AfD aus der CDU auszutreten. Sie auch?
Liminski: Erst einmal ist die Klarheit der beiden ein Beleg für die Abgrenzung der CDU zur AfD. Ich selbst will nicht über den Austritt aus der Partei spekulieren, die meine politische Heimat ist. Ich will meinen Beitrag dazu leisten, dass die CDU Populismus und Extremismus erfolgreich zurückdrängt.
taz: Wir haben den Eindruck, die CDU fährt beim Umgang mit der AfD auf Sicht.
Liminski: Welche Partei nicht? Es gibt eben keine Weltformel. Die haben unsere Partner in Polen, in Frankreich oder in Italien auch nicht. Das Phänomen ist vielschichtig. Wir müssen anerkennen, dass der Rechtspopulismus in unserem Land keine Zeitererscheinung ist. Er wird nicht verschwinden, nur weil eine Regierung ordentlich funktioniert. Er ist auch in Deutschland inzwischen in verschiedenen Teilen der Gesellschaft tief verwurzelt. Es ist schwierig, manche Menschen noch zu erreichen. Das ist nicht nur ein Problem der CDU. In Ludwigshafen haben bei der Landtagswahl 39 Prozent der Wähler ihr Kreuz bei der AfD gemacht. Darunter sind sehr viele Arbeiter, da ist auch die SPD gefragt.
taz: Klar, aber die AfD will nicht die SPD spalten, sondern die CDU. Kann sich die CDU noch klar abgrenzen, wenn in einem Bundesland 40 Prozent AfD wählen? Wenn das in der Familie, im Freundeskreis, bei der Arbeit normal ist?
Liminski: Allein die rhetorische Abgrenzung zu den vermeintlichen Schmutzkindern reicht nicht. Man muss die Ablehnung dieser Partei begründen und ein attraktives Gegenangebot machen. Der Begriff Brandmauer

ist da missverständlich. Die verhindert im besten Fall, dass der Brand übergreift, aber sie löscht ihn nicht. Man muss den Brandherd bekämpfen.
taz: Sie fordern dazu mehr intellektuelle Selbstbehauptung der CDU gegen die AfD. Was bedeutet das?
Liminski: Dass wir den Kampf um die Köpfe ernst nehmen und aus der Defensive in die Offensive gehen. Nehmen wir das Beispiel Europa: Wenn der CDU beim Thema Europa nichts anderes einfällt als „Ja, aber“ und über Europa nur noch im Kontext von Bürokratieabbau gesprochen wird, dürfen wir uns nicht wundern, wenn immer weniger dem europäischen Projekt zustimmen. Nach meiner festen Überzeugung ist bei zentralen Fragen nicht weniger, sondern mehr Europa notwendig. Und wenn man das bei mehr Verteidigung für Sicherheit oder mehr Binnenmarkt für Wettbewerbsfähigkeit gut begründet, stimmt auch ein kritisches konservatives Publikum zu. Die Zeit der Selbstverständlichkeiten ist vorbei. Wir müssen in der CDU in der Lage sein, besser zu argumentieren. Und so die Partei für die Auseinandersetzungen am Wahlkampfstand und im Netz innerlich härten.
taz: In NRW gibt es Karl-Josef Laumann, einen prägnanten Vertreter des Sozialflügels CDA. Im Bund dominieren hingegen weiterhin Wirtschaftsliberale, auch wenn Friedrich Merz mit Franziska Hoppermann eine CDA-Vertreterin zur Generalsekretärin gemacht hat. Hat sich die CDU zu sehr vereint?
Liminski: Karl-Josef Laumann ist stellvertretender Bundesvorsitzender. Mit Franziska Hoppermann hat jetzt eine weitere starke Stimme des Arbeitnehmerflügels das zentrale Amt der Generalsekretärin im Konrad-Adenauer-Haus inne. Und es gibt auch andere profilierte Vertreter des Sozialflügels, CDA-Chef Dennis Radtke zum Beispiel.
taz: Der sitzt in Brüssel und dringt zum Kanzler nicht durch.
Liminski: Damit ist sicherlich nicht alles getan. Wir müssen unsere Kräfte besser verbinden und Christdemokraten auf allen Feldern präsentieren.
taz: Das heißt?
Liminski: Relevante Themen mehr mit profilierten Köpfen bespielen. Da werden die Sphären Europa, Bund, Länder und Kommunen zu stark getrennt.
taz: Also sollte man unter anderem Hendrik Wüst, Ihren Minister-

präsidenten, mehr in den Vordergrund stellen?
Liminski: Es geht mir bei dem Punkt nicht um meinen Chef Hendrik Wüst, aber warum nicht für bestimmte Themen auch Ministerpräsidenten als Kopf der CDU hinstellen. Oder einen Minister der CDU, der in einem Land für das jeweilige Thema zuständig ist. Was mache ich, wenn das Ministerium im Bund durch den Koalitionspartner besetzt ist? Hat die CDU dann keine Antwort? Wir müssen auch die Vereinigungen stärker einbinden. Die Junge Union hat ja bei der Rentendiskussion gezeigt, welche Rolle sie spielen kann. Im Zusammenwirken von CDU-Vertretern in Regierung, Fraktionen oder Partei ist noch Luft nach oben.
taz: In Nordrhein-Westfalen und in Schleswig-Holstein, beide Schwarz-Grün regiert, sind die Umfragewerte der AfD im Vergleich eher niedrig. Ist eine liberale CDU im Kampf gegen radikal Rechte erfolgreicher?
Liminski: Auf jeden Fall ist die These widerlegt, dass eine Koalition mit den Grünen ein Brandbeschleuniger für die Rechtspopulisten sei. Das müssen manche in der Union erst einmal verdauen, anerkennen, quittieren und Schlüsse daraus ziehen. Es ist ein Vorteil der Union, mit allen demokratischen Parteien koalitionsfähig zu sein. Dazu muss man in der Lage sein, Kompromisse zu machen. Kompromisse sind der Fortschrittsmotor in einer Demokratie und kein notwendiges Übel. Kompromissfähigkeit ist wertvoll.



Foto: S. Hanusch/imago

Nathanael Liminski

ist 40 und Chef der Staatskanzlei in NRW und Landesminister für Bundes- und Europaangelegenheiten, Internationales sowie Medien. Er stammt aus einem katholischen, Opus Dei nahestehenden Elternhaus und gilt in der CDU als wertkonservativ, aber auch als guter Manager der schwarz-grünen Koalition und einer der wenigen Vordenker der Partei.

gesten der macht

Das böse Ungewisse und ein Held

Da sind sie wieder – die „fremden Mächte“. Klingt mysteriös, gruselig, wenn nicht gar religiös-spirituell. Gemeint sind staatliche Akteure, die spionieren, sabotieren, angreifen. Zum Beispiel Deutschland, wie Bundesinnenminister Alexander Dobrindt in dieser Woche mitteilte. Zumindest schließt er Aktivitäten „fremder Mächte“ nicht aus. Eine mit Sprengstoff bestückte Drohne wurde auf dem Flughafen Leipzig entdeckt – in der Nähe einer ukrainischen Transportmaschine vom Typ Antonov. Zum Glück explodierte das unbekannte Flugobjekt nicht. Laut Berichten hatte ein Mitarbeiter des Flughafens die Drohne gestoppt. Der Vorfall hat alle Zutaten, die es für eine dramatische Geschichte braucht: das böse Ungewisse, Gefahr und zum Schluss noch einen Helden.

Leider handelt es sich bei der Drohne in Leipzig nicht um eine Geschichte, sondern um einen bitteren Realitätscheck. Der Begriff der „fremden Mächte“ wird tatsächlich von Sicherheitsleuten und Geheimdienstbehörden genutzt. Dabei kommt eine kleine, aber feine Reihe an staatlichen Akteuren in Frage: Russland, China, Iran, Nordkorea. Ab und an gibt es auch unheilige Allianzen zwischen ihnen. Ihr Ziel ist es, den Staat, den sie im Visier haben, zu destabilisieren.

Um das zu erreichen, müssen diese Angriffe nicht einmal gelingen. Sie müssen auch nicht unerkannt bleiben, im Gegenteil: Auch jede entdeckte, jede vermittelte Attacke bringt die Verunsicherung mit sich, die sie erreichen will. Dazu muss kein Flugzug explodieren, es reicht bereits die Vorstellung, es hätte passieren können. Feine Geste einer fremden Macht, die noch dazu zunächst unerkannt bleibt.

Ein Anfang wäre, ihr die Mystik zu nehmen, sie klar zu benennen. Bestimmt nicht sofort, aber dann doch in nicht allzu ferner Zukunft. Tanja Tricarico



wochentaz

Abdul El Sayed musste am Mittwoch viele Hände schütteln
Foto: Julia Demaree
Nikkinson/ap/dpa

Gegen die Macht der Lobbys

Der progressive Demokrat Abdul El Sayed hat die parteiinterne Vorwahl im US-Bundesstaat Michigan gewonnen. Er verkauft sich erfolgreich als Mann des Volkes

Von Sebastian Moll

Als Bernie Sanders begann, sich politisch zu engagieren, demonstrierten an den US-Universitäten noch Studenten gegen den Vietnamkrieg. Wenn Sanders also etwas sagt wie: „Dies war der bedeutendste politische Sieg, so lange ich denken kann“, dann hat das Gewicht.

Sanders sagte diesen Satz vergangene Woche nach einer Wahl, die im großen historischen Zusammenhang vergleichsweise unbedeutend war. Es ging um die interne Vorwahl der demokratischen Partei für einen der beiden Senatssitze des Staates Michigan. Doch Sanders machte diese Wahl Hoffnung auf einen Neuanfang.

Zuvörderst freute sich Sanders beim Triumph von Abdul El Sayed gegen die amtierende Senatorin Haley Stevens darüber, dass es ein Sieg der einfachen Wähler über die Lobbyisten war. Haley Stevens hatte über 70 Millionen Dollar an Wahlkampfspenden verfügt, mehr als zehnmal so viel wie ihr Herausforderer El Sayed. Trotz dieser Mittel konnte sie den Epidemiologen und ehemaligen Gesundheitsdezernenten der Stadt Detroit nicht bezwingen.

Die Übermacht des Geldes in der US-amerikanischen Politik beschäf-

tigt Sanders, seit er 1991 in das Abgeordnetenhaus gewählt wurde. Sie war zusammen mit der immer extremeren sozialen Ungleichheit in den USA und einer sich verfestigenden Oligarchie das zentrale Thema seiner Präsidentschaftswahlkämpfe 2016 und 2020. Der Sieg von El Sayed in Michigan bestätigt Sanders nun, in Verbindung mit vorangegangenen Vorwahlsiegen progressiver

Sayed spricht die Sprache der Straße. Er redet direkt und hart und scheut sich nicht vor Kraftausdrücken

Kandidaten in Pennsylvania, New York und Colorado, dass Lobbyismus und Korruption in Washington zunehmend zu wahlentscheidenden Themen werden.

Dazu hat mit Sicherheit der schamlose Ausverkauf der US-Politik durch Präsident Donald Trump beigetragen. Hinzu kam in der ersten Hälfte der zweiten Trump-Amtszeit die Zahnlosigkeit des demokratischen Establishments, das immer mehr Wähler mit Sonderinteressen in Verbindung bringen. Besonders

ist dabei mit Beginn des Gazakriegs die israelische Lobbyorganisation Aipac ins Bewusstsein der Öffentlich getreten.

Aipac hat allein in die Michigan-Vorwahl mehr Geld gesteckt, als noch vor vier Jahren in den gesamten Wahlzyklus: 67 Millionen US-Dollar. Das Gesamtbudget für die Midterms dürfte ein Mehrfaches davon betragen.

Der Sieg von Abdul El Sayed, so knapp er auch war, bestätigt nun, dass die Basis der demokratischen Partei auch außerhalb der progressiven Großstädte an den Küsten die Korruption und den Filz in Washington satt haben und eine neue Art von Politik wollen. Es hat sich ein Raum für Politiker wie El Sayed eröffnet, die in der Tradition ihres linken Vorreiters Sanders neue Wege beschreiten und sich trauen, bislang als extrem empfundene Positionen zu vertreten.

Sayed verkauft sich glaubhaft als ein Mann des Volkes. Sein Vater, der in armen Verhältnissen in Ägypten aufwuchs, erfüllte sich seinen amerikanischen Traum, als er mit einem Stipendium an die Universität von Michigan kam und sich zum Automobilingenieur ausbilden ließ. Sein Sohn erlebte als Arzt an vorderster Front die Härte des US-amerikanischen Gesundheitswesens und ging

in die Politik, um solche Unzumutbarkeiten zu korrigieren.

Man nimmt es Sayed deshalb ab, wenn er, obwohl Akademiker, im Arbeiterstaat Michigan die Sprache der Straße spricht. Er redet direkt und hart und scheut sich nicht vor Kraftausdrücken. Er bezeichnet den Krieg gegen die palästinensische Bevölkerung als Genozid und möchte die US-Deportationsbehörde ICE abschaffen. Über Trump sagt er, dieser würde sich mehr um die Vorhänge seines Ballsaals sorgen, als um das Wohl der Bevölkerung.

Für Bernie Sanders und andere im progressiven Flügel der Demokraten ist die Wahl von El Sayed nun der definitive Beleg dafür, dass die Partei bereit ist, einen neuen Weg zu gehen. Man traut sich, die zuvor selbst angelegten Fesseln abzustreifen.

Trump und dessen Anhänger, etwa Sayeds republikanischer Gegner in der Senatswahl, Mike Rogers, glauben derweil noch immer, dass diese Kehre nach hinten losgeht. Trump hat Sayed als Kommunisten geschmäht und prophezeit, dass Michigan den Bach runtergehen werde, wenn es Sayed wählt. Doch womöglich unterschätzt Trump auch den Überdruß mit dem Filz, der Lähmung und Korruption in Washington. Denn der ist auch in seiner eigenen Anhängerschaft ziemlich groß.

Stadtgespräch
Michael Braun aus Rom



Ein linkes Modellprojekt wird wegen eines Feuers evakuiert. Sofort stürzt sich Italiens Rechte darauf, um es dichtzumachen

Ein Auto rollt in diesen Tagen über die vierspurige Via Santa Croce in Jerusalem. Die vierspurige Straße ist abgesperrt, auf dem Asphalt stehen Zelte, zwischen ihnen einige Plastikplanschbecken, in denen Kinder herumhüpfen und einander lachend nassspritzen.

Doch hier steigt kein Stadtteilfest, das machen die müden Gesichter der zahlreichen Erwachsenen klar, die auf den Plastikstühlen und Bierbänken hocken. Sie sind nicht freiwillig auf der Straße. Sie wurden geräumt, am 29. Juli. Rund 400 Menschen sind von der Räumung des „Spin Time“ betroffen, eines der größten besetzten Wohnprojekte in Rom.

Zur Räumung kam es nach einem Brand in einem Technikraum, schnell gelöscht von den Bewohner*innen selbst. Doch angesichts der Rauchentwicklung ordnete die Feuerwehr die komplette Evakuierung an – bisher ohne Rückkehr. Denn umgehend verfügte die Staatsanwaltschaft die Beschlagnahmung des großen früheren Bürokomple-

xes, in dem bis zum Jahr 2010 eine Rentenkasse ihren Sitz hatte.

An kampflosen Abzug aber denkt niemand unter den Besetzer*innen. Sie stammen aus Italien, aus Osteuropa, aus Afrika, aus Lateinamerika. Und alle wiederholen unisono den immer gleichen Satz: „Wir bleiben!“ Vorerst heißt das, vor dem Spin Time auszuharren, über dessen Eingang ein Transparent mit der Aufschrift „Eine andere Welt ist möglich und notwendig“ hängt.

Das gelingt auch dank der Hilfe aus dem Stadtteil. Ein Pavillon mit dem großen Schild „Arbeit für Vereinigungen und Anwohner“ ist die Anlaufstelle für Leute, die mit anpacken wollen, an einem Tapeziertisch werden Lebensmittelspenden entgegengenommen, ein Team unentgeltlich tätiger Ärzt*innen ist vor Ort.

Die Resonanz kommt nicht von ungefähr. Denn das Spin Time ist weit mehr als ein alternatives Wohnprojekt. In ihm ist ein Co-Working-Space ebenso zu Hause wie ein Büro für kostenfreie Rechtsberatung, es gibt gratis Hausaufgabenhilfe für

Kinder, eine Osteria bietet gutes Essen für kleines Geld, und die in der Seenotrettung tätige NGO Mediterranean Saving Humans hat dort ebenso ihren Sitz wie die Redaktion der Monatszeitschrift *Scomodo*, bei der nur unter 30-Jährige mitwirken können.

Der Meloni-Rechten allerdings ist das linke Modellprojekt seit je ein Dorn im Auge. Auf der Liste der Objekte, die der Innenminister gern räumen lassen würde, steht das Spin Time ganz oben. Doch Bürgermeister Roberto Gualtieri und seine linke Stadtregierung halten dagegen. Die Stadt Rom hat jetzt ihr Angebot erneuert, das Gebäude zu kaufen und dann mit den Besetzer*innen einen Nutzungsvertrag abzuschließen. Eigner ist die Immobiliengesellschaft InvestiRE, die wiederum der italienischen Finnat-Bank gehört.

Jetzt laufen die Gespräche zwischen der Stadt und der Immobiliengesellschaft. Ob sie zu einem positiven Abschluss kommen, der das Spin Time retten würde, ist noch nicht abzusehen. Deutlich ist dagegen jetzt

schon, dass der Vorstoß des Bürgermeisters populär ist. Jeden Nachmittag, jeden Abend finden sich dutzende Menschen ein, um ihre Solidarität zu bekunden. Unter ihnen sind immer wieder auch bekannte Gesichter wie zum Beispiel Roberto Saviano, der mit seinem Buch über die Camorra weltberühmt wurde.

Die Rechte dagegen sieht die Gelegenheit gekommen, mit der brandbedingten Räumung das Spin Time endgültig zu versenken. Da sei eine „Millionenoperation“ im Gange, die nicht „von ein paar Vertretern der Linken oder parteiischen Intellektuellen“ entschieden werden könne, wettet die Meloni-Partei Fratelli d'Italia in einem Communiqué und droht auch noch mit einer Klage gegen Bürgermeister Gualtieri, wenn der an seinem Plan zum Ankauf festhalten sollte. Und auch der Forza-Italia-Politiker Maurizio Gasparri poltert, die Linke wolle „die Illegalität zur Regel machen“.

Ganz anders sieht das Roberto Saviano. Er nennt das Spin Time einen „Stützpunkt der Demokratie“.

Mangelware Mensch

Der Soziologe Florian Butollo sagt in „Das knappe Gut Arbeit“ einen drastischen Arbeitskräftemangel voraus, trotz Digitalisierung. Warum Roboter uns nicht helfen werden, dafür aber starke Gewerkschaften

Von Renate Kraft

Wie werden sich Digitalisierung und künstliche Intelligenz auf die Arbeit und die Gesellschaft der Zukunft auswirken? Wohin mit den vielen Beschäftigten, deren Arbeit durch die neuen Technologien ersetzt wird? Drohen Massenarbeitslosigkeit und ein Kollaps des Sozialstaats? Es sind viele bange Fragen, die sich angesichts der technologischen Entwicklung stellen.

Vielfach wird in den Wirtschaftswissenschaften die Ansicht vertreten, dass bei Automatisierungsprozessen immer auch neue Arbeitsplätze in anderen Bereichen entstehen. Der Soziologe Florian Butollo, Lehrstuhlinhaber an der Goethe-Universität Frankfurt und Mitglied der ehemaligen Enquete-kommission des Bundestages zur künstlichen Intelligenz, geht hier gedanklich noch einen Schritt weiter. In seiner jüngsten Veröffentlichung „Das knappe Gut Arbeit“ begründet er ausführlich, warum es in Zukunft zu wenig arbeitende Menschen geben wird, und zeigt auf, welche Folgen das hat.

Digitalisierung und der Einsatz von KI, so Butollo, ziehen eine Vielzahl neuer Aufgaben nach sich. Die Mechanismen, die dabei wirksam sind, nennen Ökonomen „Rebound-Effekte“, in Anlehnung an die im Umwelt- und Energiesektor regelmäßig zu beobachtenden paradoxen Folgen effizienzsteigernder Technik. Zum Beispiel, wenn trotz sparsamerer Heizungen oder Autos der Energieverbrauch nicht sinkt, weil Konsument:innen nun mehr heizen oder mehr Auto fahren.

Ähnliche Mechanismen sind Butollo zufolge auch in anderen Bereichen wirksam: Neue Systeme bedürfen einer aufwendigen Einrichtung und Wartung, betriebliche Abläufe müssen angepasst und Arbeitskräfte umgeschult werden. Darüber hinaus nutzen Unternehmen die frei werdenden Kapazitäten in aller Regel dazu, ihre Produkte zu verbessern und zusätzliche Dienstleistungen anzubieten, um in einem kompetitiven Markt Kunden an sich zu binden. Warum sollten sie ihre Beschäftigten dann freisetzen?

Rebound-Effekte, so schränkt Butollo ein, wirken nicht in gleichem Maße für jedes Produkt und in jedem Bereich. Beispielsweise wird die sehr aufwendige Programmierung von KI-Systemen zurzeit überwiegend in ärmere Länder ausgelagert. Dennoch ist er überzeugt, dass es in den Industrieländern zukünftig auf allen Qualifikationsstufen zu wenig verfügbare Arbeitskraft für zu viele Aufgaben geben wird.

Das liegt auch am demografischen Wandel. In den kommenden Jahren wird die Zahl der Menschen im erwerbsfähigen Alter sinken, der Betreuungsaufwand für alte Menschen dagegen zunehmen. Butollo sieht kaum Möglichkeiten, Beschäftigte für zusätzliche Arbeit zu gewinnen. Er beruft sich auf Umfragen, die zeigen, dass die meisten Menschen zwar gern mehr bezahlte Arbeit übernehmen würden, dass sie das aber nicht können, weil sie mit dem, was sie in Beruf und Privatleben leisten müssen, schon jetzt am Rand der Überforderung stehen. Grundsätzlich lässt sich private Care-Arbeit, die Versorgung von Kindern und alten Menschen, in den Dienstleistungssektor verschieben, das würde jedoch dort die Erstellung zusätzlicher Beschäftigter erfordern – die nicht vorhanden sind.

Am Beispiel des Pflegeroboters erläutert Butollo, warum Technologie das Problem nicht löst. Der automatisierte Pflegehelfer kann menschliche Arbeit zwar ergänzen, nicht aber ersetzen. Auch in anderen Bereichen können Automaten nur dann helfen, wenn es genügend arbeitende Menschen gibt, die sie bedienen. Selbst die KI kann diesen Sachverhalt nicht außer Kraft setzen, weil sie nur funktioniert, wenn die richtigen Prompts eingegeben und die bereitgestellten Ergebnisse überprüft werden.

Die zweite Möglichkeit, mehr Arbeitskraft zu generieren, näm-

zu verhandeln. In den Nullerjahren waren Butollo zufolge der damalige Sozialabbau und die Etablierung eines Niedriglohnsektors nur möglich, weil es mehr arbeitssuchende Menschen gab als Arbeitsplätze. Die künftig zu erwartende Knappheit an Arbeitskraft aber würde dem sozialen Abstieg großer Bevölkerungsgruppen ein Ende setzen.

Ebenso jedoch wäre es dem Soziologen zufolge möglich, dass sich künftig in vielen Bereichen die Arbeitsbedingungen sogar verschlechtern, weil zu viel Arbeit von zu wenigen Menschen geleistet werden muss. Verhältnisse könnten zur

aufgewendet werden soll. Wenn so viel zu tun ist, dass die Aufgaben die verfügbare Arbeitskraft überfordern, muss entschieden werden, welche Aufgaben Priorität haben.

Zum Fluchtpunkt seiner Überlegungen macht Butollo konsequent die Bedürfnisse der Menschen, die sich nicht immer in kaufkräftige Nachfrage übersetzen. Er betrachtet es nicht als erstrebenswertes Ziel, den Warenkonsum noch stärker auszuweiten. Zwar bewirkt der kapitalistische Wettbewerb, dass Unternehmen immer weiter in minimale Produktverbesserungen und in eine Verbreiterung ihres Ange-

große und langfristig orientierte Innovations- und Investitionsprojekte, die durch den Staat zu organisieren und zu finanzieren wären. Deren Kosten würden die derzeit verfügbaren Haushaltsmittel allerdings weit übersteigen. „Kapital ist gewiss vorhanden“, stellt er fest, „aber nach Jahrhunderten der Akkumulation und der Vermögenskonzentration extrem ungleich verteilt.“

Was Butollo in seiner klugen Skizze des notwendigen gesellschaftlichen Umbaus nicht berücksichtigt, sind die praktischen und sozialpsychologischen Prob-



Bedingt auskunftsfähig: Das Assistenzsystem Lio begrüßt in einem Schweizer Pflegezentrum Gäste und Bewohner Foto: Jens Gyarmaty/laif

lich eine Ausweitung der Einwanderung, die über das Anwerben weniger, hoch qualifizierter Fachkräfte hinausgehen müsste, existiert laut Butollo nur theoretisch. Die politische „Großwetterlage“ und die grassierende Ausländerfeindlichkeit lassen es unwahrscheinlich erscheinen, dass Migranten in der erforderlichen Anzahl ins Land geholt werden können. Mit einem Augenzwinkern erinnert Butollo an das durchaus populäre Ansinnen Friedrich Merz’ vom Januar, rund 80 Prozent der mehr als 900.000 in Deutschland lebenden Syrer in ihre Heimat zurückzuschicken – unter Missachtung der Tatsache, dass etwa bei einem Weggang der fast 8.000 hier tätigen Ärzte das hiesige Gesundheitssystem zusammenbrechen würde.

Butollo zeichnet also insgesamt das Bild einer Zukunft, in der Arbeitskraft in allen Bereichen der Gesellschaft knapp wird. Das könnte – entsprechende politische Rahmenbedingungen und gewerkschaftliche Aktivitäten vorausgesetzt – die Position von Beschäftigten grundsätzlich stärken und es ihnen ermöglichen, zuträgliche Arbeitsbedingungen und gute Löhne

Bereits in einigen Arbeitskämpfen der vergangenen Jahre ging es weniger um Geld als um eine Entlastung der Beschäftigten

Regel werden, wie sie schon heute in KITAS, Krankenhäusern und Pflegeheimen anzutreffen sind, wo die systematische Überforderung der dort Arbeitenden die Anwerbung zusätzlichen Personals verhindert. Eine zentrale Aufgabe der Gewerkschaften werde deshalb darin bestehen, für eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen in den Betrieben zu sorgen. Butollo erinnert daran, dass es bereits in einigen Arbeitskämpfen der vergangenen Jahre weniger um Geld als um eine Entlastung der Beschäftigten ging.

Vor allem aber wird sich nach Butollos Einschätzung in Zukunft verstärkt die Frage stellen, wofür Arbeit

bots investieren. Jedoch führt wachsender Konsum ihm zufolge inzwischen kaum noch zu einer verbesserten Lebensqualität.

Vielmehr könnte in der Zukunft ein gutes Leben für alle davon abhängen, dass der Bereich der öffentlichen Daseinsvorsorge gegenüber der Warenproduktion gestärkt wird. Die ohnehin stattfindende Tertiärisierung, also die Verlagerung von Wertschöpfung und Arbeitskraft in den Bereich der Dienstleistungen, würde dann von qualitativen Verbesserungen in diesem Bereich begleitet. Das wäre, so Butollo, auch im Interesse des bedrohten gesellschaftlichen Zusammenhalts. Auch die dringend gebotene Eindämmung des Klimawandels betrachtet er als eine der Aufgaben, die den Einsatz zusätzlicher Arbeitskraft erfordern. Die Zuteilung von Arbeit an bestimmte Aufgaben muss seiner Überzeugung nach gesellschaftlich verhandelt werden, statt sie dem Markt zu überlassen. Bundestagsdebatten über den Einsatz von Arbeitskraft in diesem oder jenem Bereich? So ähnlich müssen wir uns das wohl vorstellen.

Um die anstehenden Aufgaben zu lösen, braucht es Butollo zufolge

leme, die mit einer solchen Transformation einhergehen. Ist es möglich, Lastwagenfahrer zu Pflegehelfern umzuschulen? Wie werden Industriearbeiter auf die Wohlstandsverluste reagieren, die mit einer Beschäftigung im tertiären Sektor einhergehen? Was, wenn das Selbstverständnis ganzer Beschäftigtengruppen einem Wechsel in andere Wirtschaftszweige entgegensteht? Wenn es hier zu Verwerfungen kommt, droht ein Abdriften weiterer Teile der Bevölkerung hin zu politischen Kräften, die eine Rückkehr zur vermeintlich guten alten Zeit in Aussicht stellen, aber vor allem ihr eigenes Projekt politischer Disruption verfolgen.

Eine qualitative Stärkung des Dienstleistungssektors mag, über die gesamte Gesellschaft hinweg betrachtet, den Zusammenhalt stärken. Einzelne Gruppen jedoch werden Statusverluste und persönliche Krisen erleben. Wie mit deren Ängsten und Verunsicherungen umzugehen ist und mit den politischen Risiken in ihrem Gefolge, dazu bedarf es dringend weitergehender Überlegungen, in den Sozialwissenschaften ebenso wie in Politik und Zivilgesellschaft.



Florian Butollo: „Das knappe Gut Arbeit. Automatisierung, Arbeitskräftemangel und sozialer Konflikt“. Suhrkamp Verlag, Berlin 2026, 254 Seiten, 20 Euro

Die Welt verstehen.

Immer dienstags,
mit dem taz-Newsletter.

taz.de/newsletter





Ambros Waibel
übrigens

Wenn die
Superreichen
Kälte zum
Luxusgut
machen

Die Kälte hat Deutschland fest im Griff. Alle reden darüber, nur die große Politik nicht wirklich. Die sich hier ausdrückende Wahrnehmungsver-wahrlosung wird von unten mit netten Lüftungstipps gegen die Hitzekrise gekontert und ähnelt der ignoranten Herangehens-weise an Großthemen wie Um-verteilung oder die Bekämpfung von Obdachlosigkeit.

Immerhin gibt es jetzt ein hübsches neues Buch, das sich der „Dialektik der Abkühlung“ widmet. Es heißt „Kühle neue Welt. Eine Geschichte der Moderne“ – und wie immer hat alles schon viel früher begonnen, nämlich spätestens mit den Römern. Für die Reichen sei „ein Mittel erfunden worden, wie auch Wasser zum Luxusartikel werden konnte“, zitiert Autor Jan Eike Dunhase die Kritik des

Das Fest, das die
Oberen ein Leben
lang feiern,
soll nie aufhören

Philosophen Seneca an den Gepflogenheiten auch seines Zög-lings Nero zum „Schneekon-sum“. Womit kein stimulieren-des Pulver, sondern echter, von Sklavenhand herbei geschaff-ter Schnee gemeint war, der das Wasser für die verwöhnten Mägen kühlen sollte. Die „durch ständige Überreizung gefühllos gewordenen Eingeweide sollten durch einen Kälteschock wieder aktiviert werden“.

Heute sind wir weiter. Galt lange Zeit neben dem Pool eine Heimsauna als Zeichen vermö-gender Behaglichkeit, so sind nun „snow rooms“ en vogue, be-richtet die *New York Times*. Sol-che „Schneeräume“ gehören mittlerweile zum Standardan-gebot im Jachtmarketing, zitiert die Zeitung einen Verkäufer: Früher sei es auf den schwim-menden Festungen um Trin-ken und Party gegangen, „now the focus is very much on fitness and longevity“.

Das versteht jeder. Das Fest, das die Oberen ein Leben lang feiern, soll möglichst nie auf-hören. Die Zahl der Leichen, schreibt Dunkhase, die bereits in „Kryostase“, also künstliche Kältekonservierung versetzt worden sind, „liegt gegenwärtig im mittleren dreistelligen Bereich“. Und er stellt die wohl nur für uns Unteren naheliegen-den Frage, was eine Nachwelt – soweit es eine geben wird – „im Falle gelingender Auferstehung mit all den alten weißen Män-nern anfangen“ soll?

Nach dem christlichen Prin-zip des „contrappasso“ wäre na-heliegend, dass diese Eliten zur Buße ihrer Sünden Schnee an-karren, für alle jene, die auf der brennenden Erde leiden. Aber wir hier sind ja Linke – und hal-ten fest am Traum einer gekühl-ten Welt für alle.

Ambros Waibel
ist Redakteur
im Ressort
taz2medien und
sehr froh, dass
er diesen Text
im klimatisierten
taz-Gebäude
schreiben
konnte.

Kommentar von **Nanja Boenisch** zu Maßnahmen gegen das Niedrigwasser

Eine tiefere Fahrrinne im Rhein
würde auch nicht mehr Wasser bringen

Sommerferien. Wer es sich leisten kann, fährt vielleicht ans Meer, verbringt den Tag am Strand. Und buddelt dort zum reinen Vergnügen einen Graben. So lange, bis dieser mit Wasser vollläuft, welches sich von unten durch den Sand drückt.

Da liegt es scheinbar nahe, dass man auch in großen Flüssen einfach nur ein bisschen tiefer buddeln muss, damit sie wieder mit mehr Was-ser volllaufen. Gerade nämlich sind die Pegel-stände in den Wasserstraßen Rhein, Elbe und Do-nau niedriger als je zuvor, teils niedriger als seit Beginn der Messungen. Viele Binnenschiffe wer-den mit weniger Gewicht beladen oder legen gar nicht mehr ab, weil die Gefahr besteht, dass sie sonst auf Grund laufen. Helfen soll jetzt zum Bei-spiel am Mittelrhein, hat Verkehrsminister Stef-fen Bilger versprochen, eine Fahrrinnenvertie-fung. So heißt die Maßnahme, mit der ein Teil der Wasserstraße tiefer ausgebaggert werden soll.

Nur: Diese Maßnahme kann absolut nichts an der knappen Wassermenge ändern – und ist des-halb keine angemessene Antwort mehr auf nie-drige Pegelstände. Wenn sich der Flusspegel an die neue Tiefe anpasst, sinken in der umliegen-

den Landschaft die Grundwasserstände. Wenn Regen frisches Wasser bringt, würde es durch die tiefere Rinne nur schneller flussabwärts, in Rich-tung Meer kanalisiert. Gleichzeitig ist etwa der Rheingrund ständig in Bewegung. Deshalb ist es gut möglich, dass sich Vertiefungen ohne schwe-rer wiegende Eingriffe nach kurzer Zeit sowieso als zwecklos erweisen. Die dafür nötigen Bagger

Bagger würden den
Lebensraum vieler
Wassertiere und
Pflanzen zerstören

würden den Lebensraum vieler Wassertiere und Pflanzen zerstören. Für effektiven Hochwasser-schutz brauchen Flüsse mehr Platz – in der Breite, nicht in die Tiefe.

Kurz: Es spricht wirklich viel gegen eine Fahr-rinnenvertiefung. Die am Mittelrhein geplante Aktion steht sinnbildlich dafür, wie die Natur kurzfristigen wirtschaftlichen Zielen unterwor-fen wird. Wichtiger wäre es, Verkehrswege an

die Natur anzupassen und sie im Zusammen-spiel mit Klima- und Naturschutzmaßnahmen zu denken.

Ideen dafür liegen seit Jahren auf dem Tisch, sind teilweise schon beschlossen. Nur an der Um-setzung hapert es.

Bilger fordert zum Beispiel mehr niedrig-wassertaugliche Schiffe, will dafür im Jahr 2027 aber nicht mal halb so viel Geld bereitstellen wie 2026. Güterverkehr soll auf die Schiene verlagert werden, auch das marode Gleisnetz braucht mehr Geld. Zum Klimaschutz, der Klimafolgen wie das Niedrigwasser abdämp-fen könnte, gehört ein Verkehrssektor, der viel weniger CO₂-Emissionen verursacht als bisher. Und dann sind da noch Maßnahmen wie die Wiedervernässung von Mooren oder Auen, die Wasser speichern können.

Das ist ein komplexes Unterfangen, welches nicht von einem Minister allein gestemmt wer-den kann. Aber wenn Verkehrsminister Bilger im Sand vor sich nur den Graben sieht, hat er auch für seine verkehrspolitischen Interessen nichts gewonnen. Denn dann haben Flüsse als Verkehrs-wege keine Zukunft.

karikatur der woche



Kommentar von **Karim El-Gawhary** zur Lage im Südlbanon

Am wahrscheinlichsten scheinen
israelische Dauerpräsenz oder Bürgerkrieg

Die israelische Armee gräbt sich im Süd-libanon ein – und zerstört die Lebens-grundlagen der Menschen dort auf Dauer. Es verwundert, wie mager die internationalen Reaktionen darauf ausfallen.

Denn das Ganze findet nicht im Geheimen statt. Israels Verteidigungsminister Israel Katz nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn er über den Libanon spricht. Im israelischen Fernseh-sender Channal 14 erklärte er, dass seine Armee 700 Quadratkilometer Territorium erobert habe.

Das Problem ist nicht nur, wie viel libanesi-schen Boden die israelische Armee im Libanon besetzt, sondern auch, was sie sonst dort anrich-tet. Stolz verkündete Katz auch, dass dort 24 Dör-fer dem Erdboden gleichgemacht wurden. Dort stünde nichts mehr, keine Häuser, hatte der Ver-teidigungsminister schon im Juni erklärt, wohin die 200.000 Libanesen zurückkehren könnten. Außerdem habe er die Armee angewiesen, im Südlbanon so viele Militärbasen wie nötig zu bauen, um „wenn es sein muss, 50 Jahre dort zu bleiben“.

Die israelische Tageszeitung *Ha'aretz* hat sich die israelische Präsenz im Libanon

genauer angesehen. Sie spricht von sieben israelischen Militärbasen und Dutzenden Kilometern für die Logistik der Armee, unter anderem für Straßen, die dort gebaut wurden.

So geht keine Armee vor, die vorhat, sich zeit-nah wieder zurückzuziehen. Es scheint, als würde die israelische Regierung nicht wirklich an einen

So verhält sich keine
Armee, die vorhat,
sich bald wieder
zurückzuziehen

Erfolg der Verhandlungen glauben, die sie der-zeit mit dem Libanon führt.

Das eigentliche Ziel dieser Verhandlungen ist, dass sich die israelische Armee aus besetz-ten Teilen des Libanon zurückzieht. Im Gegen-zug sollte dort die libanesische Armee die Kont-rolle übernehmen, statt der Hisbollah. Das alles sollte scheinbarweise in kleineren Pilotzonen ausprobiert werden.

Die Hisbollah selbst verurteilte die Verhand-lungen als „Schande; Demütigung, Enttäuschung und konstante Zugeständnisse“. Auch ist unklar, ob die Hisbollah dadurch tatsächlich geschwächt würde, denn sie würde zwar Teile ihres Auf-marschgebietes im Süden verlieren, aber weiter unter den 200.000 Libanesen rekrutieren kön-nen, die ihre Häuser im Süden verloren haben. Es ist zudem unwahrscheinlich, dass die Hisbol-lah ihre Position als „Staat im Staat“ widerstands-los aufgeben wird. Daher gibt es eigentlich nur zwei Szenarien für die libanesische Zukunft. Ers-tens, und am wahrscheinlichsten: Dem libanesi-schen Staat gelingt es nicht, die Macht der Hisbol-lah wirklich und nachhaltig zu schwächen. Dann hätte die israelische Armee einen Vorwand, um lange Zeit im Südlbanon zu bleiben.

Zweitens: Der libanesische Staat unternimmt doch einen Versuch, ernsthaft gegen die Hisbol-lah vorzugehen – und sie zu entwaffnen. Das hätte wahrscheinlich einen innerlibanesischen Bürgerkrieg zur Folge. In beiden Szenarien – ob eine israelische Dauerpräsenz im Südlba-non oder ein Bürgerkrieg – wären vor allem die Libanesen die Verlierer.

Orbán's Niederlage ist Erdoğan's Zukunft

Der Machtwechsel in Ungarn beruhte auf dem Scheitern des nationalen Wirtschaftsmodells. Ähnliches steht auch der Türkei ins Haus

Von Ezgi Basaran

Auch wenn der ehemalige ungarische Machthaber Viktor Orbán ein Islamfeind ist und sein türkischer Amtskollege Recep Tayyip Erdoğan ein stolzer Muslim, haben sie viel gemeinsam. Beide Männer bauten ihr Herrschaftssystem auf autoritärem Populismus auf und stützten sich in ihrer politischen Ideologie inhaltlich auf drei Kernelemente: Erstens eine entschlossene Verteidigung der nationalen Souveränität gegen supranationale und kosmopolitische Ansprüche. Zweitens ein traditionalistisches Verständnis von Familie und kultureller Ordnung gegen den liberalen Pluralismus. Und drittens das Streben nach einer auf den eigenen Clan hin ausgerichteten Marktwirtschaft.

In der Umsetzung ihres Herrschaftsanspruchs gingen sowohl Orbán als auch Erdoğan weit über die inhaltliche Dimension hinaus. Für beide war das Erlangen der nationalen Mehrheit keineswegs allein eine Frage der statistischen Seite von Wahlergebnissen, sondern die zwangsläufige Folge der ethnisch-religiösen Basis ihrer Politik, als deren alleinige authentische Stimme sie sich sehen. Zur Umsetzung dieses Konzepts nutzten sie den Majoritarismus, der dem Willen der Mehrheit eine uneingeschränkte Priorität einräumt. Durch eine Konzentration der politischen Herrschaft schufen sie eine Struktur, in der sie weder durch Gerichte, Zentralbanken oder gar die Medien kontrolliert werden konnten. All diese Institutionen existieren insofern einzig und allein zu dem Zweck, dem vorkonfigurierten ethnisch-religiösen Mehrheitswillen zu dienen, anstatt ihn einzuschränken.

Ungarns neuer Premierminister Peter Magyar, der seit Mai im Amt ist, will diese autokratische Struktur auf Grundlage seiner Tisza-Plattform beseitigen. Dementsprechend plant er, die Rechtsstaatlichkeit wiederherzustellen, den EU-konformen Konstitutionalismus wieder einzuführen, den Medienpluralismus wiederherzustellen und politische Mehrheiten auf eine wahrheitsgetreue Darstellung durch eine unverfälschte Auszählung der Wahlstimmen zu stützen. Es wäre jedoch kurzsichtig anzunehmen, dass Orbán in der Hauptsache an seinem Regierungsmodell scheiterte. Die viel größere Frage ist, ob seine Wahlniederlage nicht vor allem das Scheitern seines nationalen Wirtschaftsmodells widerspiegelte. Und genau hier ist die jüngste politische Entwicklung in Ungarn mit Blick auf die Zukunft der Türkei nach Erdoğan von besonderer Relevanz.

Ob unter Orbán oder Erdoğan, beide Länder waren in hohem Maße auf ausländische Investitionen angewiesen, um Großprojekte zu finanzieren. Gleichzeitig pochten die beiden Staatschefs in ihrer politischen Rhetorik auf vollständige nationale Souveränität. Was Orbán's Scheitern in Ungarn verursacht hat – und dementsprechend in der Türkei zum Scheitern Erdoğan's führen sollte – ist daher nicht einfach Korruption oder Führungsmüdigkeit. Es ist in beiden Fällen das vollkommen ausgereizte Wirtschaftssystem.

Sowohl Ungarn als auch die Türkei verfolgten einen Ansatz, der ihre jeweiligen Zentralbanken unter politische Kontrolle brachte, wodurch die Zinssätze bei nahenden Wahlen gesenkt werden konnten, ungeachtet der inflationären Kosten. Beide bauten staatliche Investitionsfonds auf, große Pools öffentlichen Kapitals außerhalb der üblichen Haushaltskontrolle, die eingesetzt wurden, um mit dem jeweiligen Autokraten befreundete Unternehmen zu unterstützen und Megaprojekte zu finanzieren, wenn ausländische Kredite knapper wurden. Beide Autokraten etablierten ein Netz von nationalen Pseudo-Vorzeigeunternehmen in strategischen Sektoren wie dem Bau, der Energie, Banken, Verteidigung und Telekommu-

nikation. Und leiteten staatliche Aufträge, subventionierte Kredite und regulatorische Vorteile an diese weiter und schufen so die Patronagewirtschaft, auf der ihr Regime ruhte.

Vor allem aber forcierten Orbán wie Erdoğan einen von ihrem Amt aus gesteuerten Bauboom, bei dem öffentliche Wohnungsbaugesellschaften, Infrastruktur-Megaprojekte und Stadtumbau genutzt wurden, um in großem Maßstab Arbeitsplätze zu schaffen, Denkmäler einzuweihen sowie Mieteinnahmen an loyale Bauunternehmer zu verteilen. All dies diente dazu, die Regierung zahlungsfähig zu halten, wenn sich die globalen Bedingungen ändern sollten. All das funktionierte wunderbar – bis es nicht mehr funktionierte.

Die Inflation in Ungarn erreichte einen Höchststand von über 25 Prozent, den höchsten Wert in der Europäischen Union seit 2020. Der Pro-Kopf-Konsum der Haushalte gehört zu den niedrigsten in der EU. Die Wirtschaft des Landes ist innerhalb von zwei Jahren zweimal in eine technische Rezession geraten. Die Geburtenprämien, die das christlich-nationalistische Projekt Orbán's verankern sollten, scheiterten an ihren eigenen Zielen, da die Geburtenzahlen sanken statt zu steigen.

Es wird allgemein angenommen, dass das oppositionelle Mitte-links-Bündnis in Ungarn die Wahlen 2022 verlor, weil es nicht ausreichend geeint

war und somit Schwachstellen aufwies, die Orbán zu seinem Vorteil auszunutzen wusste. Der Zusammenhalt innerhalb einer Oppositionsallianz spielt sicherlich immer eine wichtige Rolle. Aber ist er der entscheidende Faktor? Aus wirtschaftspolitischer Sicht könnte man argumentieren, dass die Opposition gegen Orbán 2022 nicht deshalb verlor, weil sie von jemandem angeführt wurde, der weit außerhalb des Orbán-Regimes stand. Vielmehr liegt es nahe, dass die ungarische Opposition verlor, weil die wirtschaftliche Basis des Landes noch nicht bröckelte. Mit anderen Worten: Orbán's gut geölte (und gut finanzierte) Wahlmaschinerie war damals noch in der Lage, die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit dem Verteilen von Wahlgeschenken aufzufangen.

Bei den Wahlen in diesem Jahr war Orbán's wirtschaftliche Basis allerdings definitiv ins Wanken geraten. Die Inflation hatte über vier Jahre hinweg ihren Tribut an den Ausgaben der Haushalte gefordert. Und selbst seine äußerst entschlossene Unterstützermaschinerie konnte ihn nicht mehr an der Macht halten. Peter Magyar von der Mitte-rechts-Partei Tisza gewann also, weil sich die ökonomischen Bedingungen geändert hatten. Und nicht etwa, weil seine politische Vergangenheit als Mitglied von Orbán's Partei ihn für die Fidesz-Wähler besonders akzeptabel machte.

Vor diesem Hintergrund lohnt es sich, die Parallelen im wirtschaftlichen – und letztlich auch politischen – Werdegang der Türkei zu betrachten. Die Entwicklung der türkischen Lira seit 2018, das

Genau wie Orbán ist Erdoğan am Ende seines ökonomischen Erfolgs angelangt. Die wirtschaftliche Unzufriedenheit im Land nimmt stetig zu. Aktuell wird die Nachfolgefrage innerhalb der AKP von vielen im Umfeld Erdoğan's vorrangig als eine dynastische Frage angesehen. Und zwar im wahren Sinne des Wortes. Wird es einer der Schwiegersöhne sein oder sein Sohn Bilal Erdoğan? Entsprechend sind in jüngster Zeit andere mögliche Anwärter wie İbrahim Kalın und Hakan Fidan auf der Liste nach unten gerutscht. Das trifft auch auf zwei ehemalige Säulen der AKP, Ali Babacan, den ehemaligen Wirtschaftsminister, sowie Ahmet Davutoğlu, den ehemaligen Ministerpräsidenten, zu.

Diejenigen, die Erdoğan's eventuellen Abgang als dynastisch darstellen, könnten Recht bekommen. Wie CHP-Chef Özgür Özel einmal sagte, lässt Erdoğan keinen populären Kandidaten politisch überleben, was die Inhaftierung des populären Bürgermeisters von Istanbul İmamoğlu anschaulich verdeutlicht. Sollte ein Mitglied des inneren Kreises die Macht von Erdoğan übernehmen, so schmeichelt das dem türkischen Präsidenten zweifellos. In dem Fall würde sein ideologisches Projekt im Kern wohl unangetastet bleiben. Ein solcher Übergang würde auch den institutionellen Interessen der AKP dienen, da er suggeriert, dass die Partei sich lediglich auf den Übergang zu einem anderen Politiker mit einer ähnlich gelagerten konservativen Vision vorbereiten muss, ohne zugeben zu müssen, dass die Vision selbst gescheitert ist.

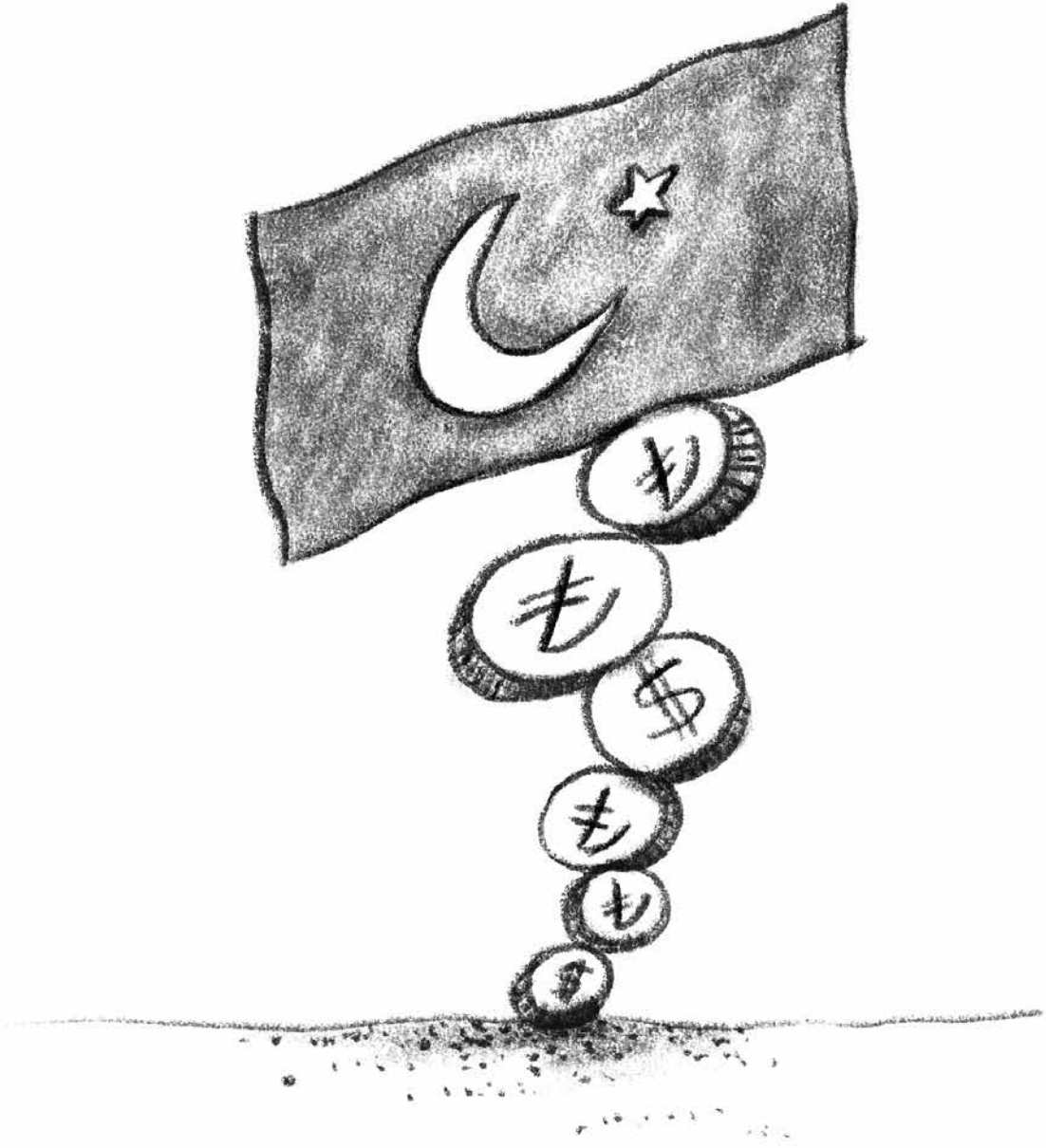


Illustration: Katja Gendkova

Das schwächelnde türkische Wirtschaftsregime hat alle seine nepotistisch ausgerichteten Unterstützungsmechanismen ausgereizt

anhaltend hohe Inflationsniveau, das die Löhne aufzehrt, die Abhängigkeit von Geldern der Golfstaaten und nun von chinesischem Kurzzeitkapital, sind weniger persönliche Fehler Erdoğan's. Sie sind vielmehr die unvermeidlichen Folgen dessen, was geschieht, wenn ein auf einer sehr schwachen Basis ruhendes Wirtschaftsregime alle seine nepotistisch ausgerichteten Unterstützungsmechanismen ausgereizt hat.

Aber so sehr Erdoğan und wohl auch die AKP darauf abzielen, an einem von ihnen bestimmten Zeitpunkt den Machtübergang einzufädeln, bleibt aufgrund des politischen Schicksals seines Autokraten-Buddys Viktor Orbán die Frage im Raum, ob Erdoğan aufgrund der sich kontinuierlich verschlechternden wirtschaftlichen Lage wirklich so selbstbestimmt handeln kann, wie er sich das vorgenommen hat.

Viktor Orbán sind letztlich einfach die wirtschaftlichen „Felle“ davon geschwommen. Ähnliches steht auch der Türkei ins Haus.

Dieser Text ist zuerst auf Englisch im Onlinemagazin *The Globalist* erschienen.

Ezgi Başaran ist Politikwissenschaftlerin und forscht an der Universität von Oxford zu türkischer Politik, Islamismus und den Folgen der arabischen Aufstände.



Foto: The Globalist



Ist die Sonnenallee überhaupt so rough? Foto: Jens Gyarmaty/laif



Doris Akrap Geraschel

Verunsicherung ist ihr Ziel. Haltet die Faszien im Flow

Eigentlich wollte ich mich mal wieder darüber aufregen, dass sich keiner mehr über die richtigen Sachen aufregt. Zum Beispiel über das, was am Mittwoch auf dem Leipziger Flughafen geschah und was der Innenminister „hybrides Anschlagsszenario“ nennt. Aber ich bin verunsichert. Ist das Ausbleiben von Hysterie richtig? Sind wir alle total anschlagsroutiniert und gehen mittlerweile an einem Anschlag vorbei wie am Kackhaufen auf dem Gehweg? „Ach, guck mal da, wieder so ein missglückter Anschlag, haha, wie kann man so doof sein, hehe.“

Stell dir vor, es ist hybrides Anschlagsszenario und keiner geht hin? Ist das vielleicht voll super, dass sich keiner so richtig aufregt? Ist es richtig, sich nicht groß beeindruckt zu zeigen von einer Bombe, deren Zünder versagt hat? Weil würden alle in Schnappatmung verfallen, würde es nur dem Urheber in die Karten spielen?

Täuscht mich mein Eindruck, oder waren wir auch nach dem tödlichen Anschlag auf dem CSD weniger aufgeregt, als es sich gehört? Waren wir wirklich genug bestürzt über den Mord an der 65-jährigen Frau und Mutter aus Polen, die mit ihrer Tochter nach Berlin gereist war? Oder gönnten wir uns nur einen kurzen Schock, weil uns die Wahlumfragen in Sachsen-Anhalt mehr Sorgen machen?

Kurz nach dem Drohnenfund in Leipzig gibt Sachsens Innenminister Schuster Zuversicht: Die Sicherheitsvorkehrungen haben alle top funktioniert. Experte 1 und 2 sekundieren relativ ähnlich. Dann aber Experte 3: Die Abwehr von Drohnen in Deutschland ist nicht auf dem Stand der Dinge. Zack, Verunsicherungshyper-tonie. Und plötzlich kommt raus, der Busfahrer vom Flughafen hat die Drohnenbombe aus der Luft einfach mit dem Fuß weggeschnippt. Oh. Mein. Gott. Steht das etwa so in den Sicherheitsvorkehrungen für die Busfahrer an Flug-

„Ach, guck mal da, ein missglückter Anschlag, haha“

häfen? Wie verunsichernd wird es noch? Gibt es Tabletten gegen Verunsicherungshochdruck?

Zack heißt es, der neue James-Bond-Darsteller wird bald bekannt gegeben. Seit dem russischen Hybridkrieg ist aber ja eh jeden Tag James Bond und also schießt auch schon ein dem Verunsicherungshochdruck geschuldeter James-Bond-Gedanke in den Kopf: Könnte es sein, dass der Zünder an der Drohne mit Absicht nicht zündete? Schafft ein missglückter Drohnenanschlag nicht noch mehr Verunsicherung als ein geglückter?

Terror mit nicht ganz eindeutigem Motiv und wenig Schäden verursacht zunächst weniger Aufregung, weniger Gegenwehr. Dafür umso mehr Verunsicherung, die das Empör- und Wahlverhalten unterwandert. Die Verunsicherung mit minimalem Einsatz maximal vergrößert: Für die einen sind es unbewiesene Vorwürfe (längst ist „Russland war’s“ zu einem Augenzwinkersatz für jene geworden, die glauben, die wahren Motive hinter Attentaten würden versteckt) und für die anderen ist die zurückhaltende Reaktionen der Regierung Beweis für ihre Schwäche.

Aber lassen wir uns davon nicht verunsichern: Die Verunsicherung ist eigentlich eine Tugend intellektueller Redlichkeit. Man sollte immer Zweifel haben an dem, was man so glaubt, denkt, mit Verve vertritt und meint, was man anderswo an Meinung sich abgehört hat. Sonst rosten nämlich die Gedanken wie die Knochen und das ist nicht gut für gar nichts, schon gar nicht fürs Vorwärtskommen.

Gerade in Zeiten, in denen die Verunsicherung zu einer der mächtigsten Kriegswaffen geworden ist, sollten wir die Verunsicherung behandeln wie unsere Faszien: immer schön im Flow halten, dynamisch dehnen, auf dass die Gedanken federn, schwingen und Verhärtungen lösen, die Beweglichkeit verbessern. Ganz so wie schon der DDR-Dissident Wolf Biermann 1968 in seinem populären Gedicht „Ermutung“ nicht die Faszien meinte, als er schrieb: „Du, lass dich nicht verhärten, in dieser harten Zeit.“

Hier erscheinen zwei Kolumnen im Wechsel. Nächste Woche: Grauzone von Erica Zingher

Meine Sehnsucht nach einer Sonnenallee-Allianz

Entlang der Sonnenallee leben viele queere Menschen. Wie wäre es, wenn nach dem CSD-Anschlag dort überall Regenbogenflaggen gehangen hätten?

Von Hengameh Yaghoobifarah

Am Montag nach dem Anschlag auf den CSD bin ich über die Sonnenallee gefahren. Wie überall in der Stadt – außer im Tiergarten – war hier business as usual. Neben der Trauer um die Opfer und die Wut über die rassistische Debatte spürte ich noch etwas anderes: die Sehnsucht nach einer Allianz, die sich nicht so einfach teilen und herrschen lässt, sondern die Hegemonie der Dominanzgesellschaft bedroht.

Was wäre, wenn nach dem größten Anschlag auf queeres Leben in Deutschland seit 1945 die Läden auf der Sonnenallee alle Regenbogenflaggen rausgehängt hätten? Nicht als Distanzierung vom Täter, sondern als Solidarität mit queeren Communitys.

Als Teil dieser Nachbar_innenschaft ist es für viele Queers zur Ehrensache geworden, sich von homonationalistischen Mythen abzugrenzen und eine klare anti-rassistische Haltung in eine politische Praxis umzusetzen. Und

die Sonnenallee spielt in dieser Debatte immer wieder eine große Rolle. Dabei scheint sie mehrere Versionen ihrer selbst zu haben. Sie reihen sich parallel aneinander, manchmal berühren sie sich und zusammen ergeben sie ein ganzes Bild. Ein bisschen wie bei einem Regenbogen.

Zum einen gibt es den Ort, an dem arabische Communitys in ihren Wohnungen oder Imbissen, Cafés, Supermärkten und auf der Straße zusammenkommen. Medial und politisch werden sie zur Projektionsfläche für rassistische Erzählungen über eine konservativ-muslimische Parallelgesellschaft, die Hochburg der Clankriminalität sei und zur No-go-Area für Queers gemacht wird. Dabei wird ausgeblendet, wie viele queere Menschen entlang der Sonnenallee leben, wie durchgentrifiziert die Nebenstraßen und Mieten sind und dass in vielen Cafés die meistgehörte Sprache neben Deutsch eher Englisch als Arabisch ist.

In einer anderen Fantasie wiederum wird die Sonnenallee

als rough romantisiert. Insbesondere weiße und bürgerlich sozialisierte Personen fetischisieren dieses Milieu so stark, dass die rassistische Anmutung direkt in die andere Richtung ausschlägt. Hier machen Leute auf Blutgruppe Hummus, obwohl sie bis in ihre Zwanziger kein arabisches Essen probiert haben. Ein äquivalentes Phänomen ist mir für andere Bezirke nie begegnet.

Aber ist die Straße überhaupt so rough? Wir müssen natürlich nicht so tun, als handle es sich ausgerechnet bei der Sonnenallee um einen cuten FLINTA-Space oder eine reizarme Umgebung. Und die verstärkte Polizeipräsenz sowie deren Gewaltexzesse an rassifizierten, jüdischen, weißen, queeren und selbst minderjährigen Demonstrierenden seit dem 7. Oktober 2023 hat keinen Beitrag zu einem erhöhten Sicherheitsgefühl geleistet.

Besonders jene Queers, die sich gegen den Genozid in Palästina positioniert haben, haben für ihre Solidarität bezahlt: mit heftigen Konflikten in ihren Szenen, ihrer körperlichen Unversehrtheit auf Demos, manchmal sogar mit ihren Jobs. Ich muss dabei nicht selbst Teil dieser aktivistischen Szene oder mit jeder Positionen einverstanden gewesen sein, um die staatlichen Bestrafungen gegen sie falsch zu finden.

Fakt ist, dass queere Orte in keinem Stadtteil sicher vor Angriffen sind. Weder in Neukölln noch in Prenzlauer Berg oder in Schöneberg. Und rougher geht immer: In der Nacht vor dem CSD-Wochenende gab es auf das Café Köpenick einen queerfeindlichen Brandanschlag. Der Fall reiht sich in die rechtsradikalen Vorfälle im Bezirk Treptow-Köpenick ein. Im Berliner Register taucht zudem Lichtenberg immer wieder auf. Solidarische Regenbogen- oder Antifa-Flaggen vermisse ich dort ebenfalls.

Selbst wenn an jedem Gebäude Regenbogenflaggen hingen, wäre der Anschlag aber

nicht ungeschehen und die Gesellschaft nicht magischerweise von ihrer Queerfeindlichkeit befreit. Die Feindseligkeit gegenüber LGBTQ-Personen zieht sich durch die gesamte Gesellschaft. Rechtsradikale Anti-Pride-Demos oder der islamistische Anschlag auf den CSD zeigen ihre vernichtungslustigen Dimensionen.

Trotz des Ernstes der Lage habe ich von regierenden Politiker_innen in den letzten Wochen keinen Lösungsvorschlag gehört, der die Würde der Opfer und den Schutz queeren Lebens zentriert. Militante Radikalisierung in Deutschland wird von materiellen Zuständen wie Rassismus, Armut oder sozialer Ungerechtigkeit begünstigt. Wer

Besonders jene Queers, die sich gegen den Genozid in Palästina positioniert haben, haben für ihre Solidarität bezahlt

dann in der Präventionsarbeit, bei Aussteiger- und Bildungsprogrammen Mittel kürzt, wird die Wurzel des Problems nie erreichen.

Warum dann meine Jens-Spahn-codierte Fixierung auf die Sonnenallee? Die – manchmal ambivalente – Verbundenheit mit der Sonnenallee zieht sich durch meine Zeit in Berlin. Von Anfang an war für mich und viele rassifizierte, migrantische oder muslimische Queers klar, dass wir uns manchmal schützend vor Gruppen stellen, von denen wir nicht garantieren können, dass sie dasselbe für uns tun würden. Weil das Prinzip von Solidarität nicht transaktional ist. Eine schöne Geste wäre es trotzdem, wenn die nichtqueeren Teile der Sonnenallee allen potenziellen Anfeindungen zum Trotz unser Symbol tragen würden.

Anzeige

Appell an die Bundesregierung und den Bundestag:

Atomare Abrüstung darf kein leeres Versprechen bleiben!

Vor genau dreißig Jahren – am 8. Juli 1996 – hat der Internationale Gerichtshof (IGH) ein wegweisendes Gutachten erstellt. Seine Kernaussage: die Drohung mit und der Einsatz von Atomwaffen verstoßen grundsätzlich gegen die Regeln des humanitären Völkerrechts.

„Ihre Vernichtungskraft kann weder in Raum noch Zeit eingedämmt werden. Sie können die gesamte Zivilisation und das gesamte Ökosystem des Planeten zerstören. [...] Weiterhin würde die Anwendung von Atomwaffen eine ernste Gefahr für künftige Generationen sein.“ (Ziffer 35)

Damit erinnert uns das IGH-Gutachten daran, was Atomwaffen sind: Massenvernichtungswaffen, deren Zweck es ist, Millionen von Menschen innerhalb kürzester Zeit zu töten. Sie bedrohen uns alle. Täglich.

Spenden Sie für weitere dringend benötigte Aufklärungsarbeit:

Bankverbindung: Friedenswerkstatt Mutlangen, DE60 6145 0050 0800 2684 99, Kreissparkasse Ostalb, OASPDE6AXXX, Verwendungszweck: Zeitungsanzeige 6.8.26 taz

Die Friedenswerkstatt Mutlangen ist als gemeinnützig anerkannt.

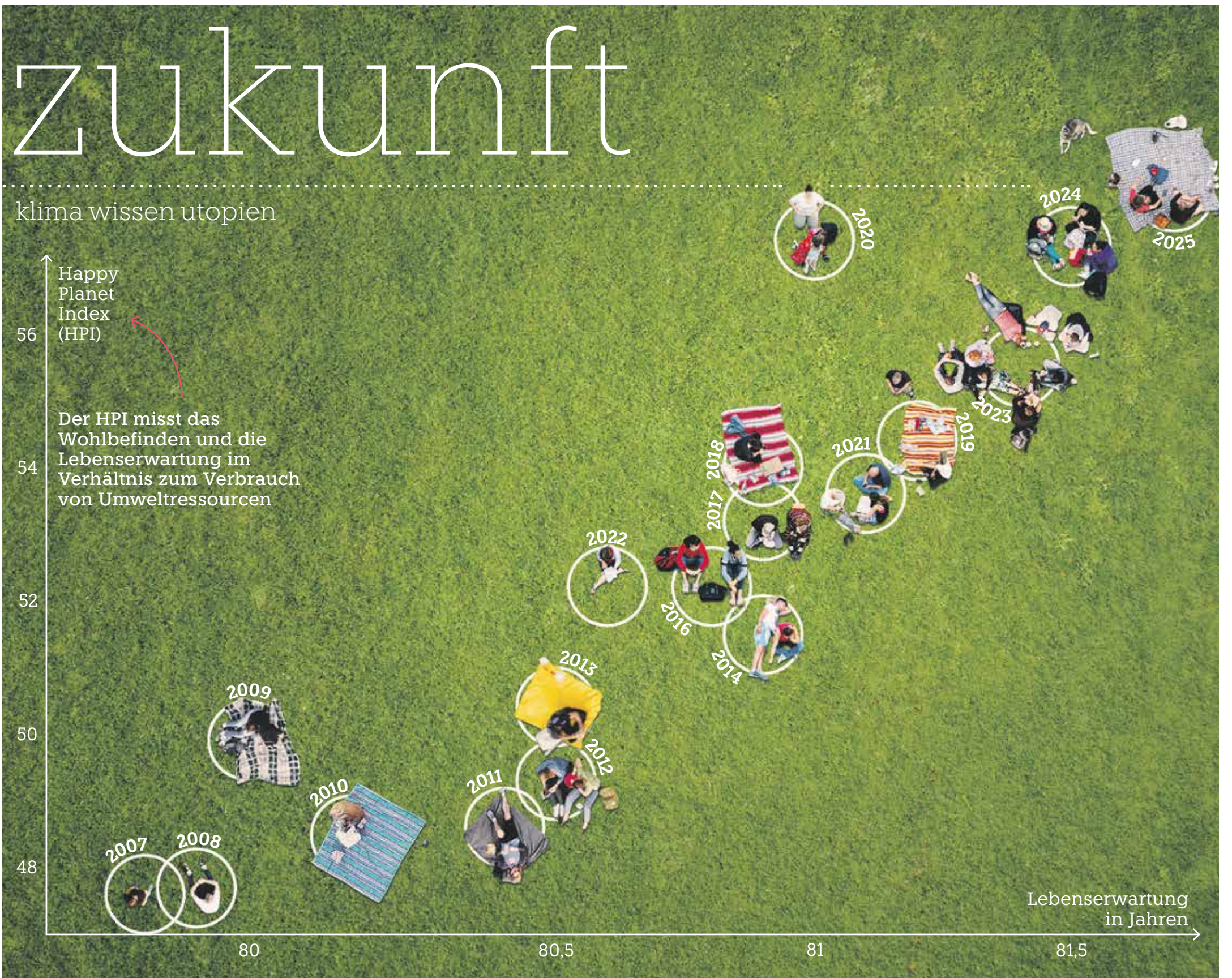
Spendenbescheinigungen werden im Januar 2027 verschickt.

Der komplette Aufruf und die Namen aller gut 600 UnterstützerInnen sind zu finden unter www.nuclearban-tour.de. Wir freuen uns über weitere UnterzeichnerInnen.

Eine Aktion der Friedenswerkstatt Mutlangen e.V. und des Aktionsbündnis „atomwaffenfrei jetzt“ in Kooperation mit ICAN (International Campaign to Abolish Nuclear Weapons) Deutschland e.V.; Deutsche Sektion der Internationalen Ärztinnen für die Verhütung des Atomkrieges/Ärztinnen in sozialer Verantwortung e.V. (IPPNW) und Ohne Rüstung Leben e.V. Transparenzhinweis: download.taz.de/7M08082026TTPA.pdf

Anzeige

V.i.d.P. Friedenswerkstatt Mutlangen, Roland Buch, Forststr. 3, 73557 Mutlangen, www.pressestelle.de



die gute nachricht

Das nachhaltige Wohlbefinden in Deutschland steigt

Grafik: Rita Eperjesi, Johanna Hartmann, Anna Eschenbacher. Quelle: Happy Planet Index. Fotos: stock.adobe.com

Wie gut es einem Land geht, misst der Happy Planet Index (HPI) nicht in Euro oder Dollar, sondern in „glücklichen Lebensjahren“. In die Berechnung fließen die durchschnittliche Lebenserwartung, die selbsteingeschätzte Lebenszufriedenheit und der ökologische Fußabdruck ein. Ein hoher Wert bedeutet, dass ein Staat seiner Bevölkerung ein langes und glückliches Leben ermöglicht, ohne die ökologischen Grenzen allzu sehr zu sprengen. Laut dem Report von 2026 erreicht Deutschland für das Jahr 2025 58,1 von 100 Punkten. Das ist der höchste Wert,

den es je erzielt hat. Auf Platz 1 des Länderrankings liegt Costa Rica. Das höchstplatzierte europäische Land ist Spanien auf Platz 4 – die Wertung entsteht durch einen für westeuropäische Verhältnisse niedrigen ökologischen Fußabdruck und gute Gesundheitswerte. Würde Deutschland nur aus Frauen bestehen, läge es nicht auf Platz 16, sondern auf Platz 2, da Frauen länger leben als Männer, sich als glücklicher empfinden und weniger stark auf Kosten der Umwelt leben.

Enno Schöningh



Sophie Fichtner
Vorschlaghammer

Während andere zu Hause vor dem Ventilator sitzen, steige ich trotz Hitze aufs Rennrad. Ist das unsolidarisch?

Es ist so heiß, dass Brandenburgs Dörfer noch ausgestorbener wirken als sonst. Die Menschen harren wahrscheinlich drinnen vor Ventilatoren aus, mit verschlossenen Jalousien und zitronigen Kaltgetränken. Es sind 33 Grad im Schatten und ich sitze auf meinem Rennrad. Vor uns liegen knapp 100 Kilometer. Schlau ist diese Tour nicht, aber schon lange geplant.

Ich weiß, wie gefährlich es sein kann, sich bei Hitze anzustrengen. Wenn es heiß ist, hat der Körper ohnehin schon damit zu tun, sich zu kühlen. Wir schwitzen, die Blutgefäße weiten sich, damit mehr Wärme über die Haut abgegeben werden kann. Gleichzeitig pumpt das Herz etwas schneller, damit der Blutdruck stabil bleibt. Wer zusätzlich Sport macht, fordert den Körper also einmal mehr heraus.

Das zu machen, sei ziemlich unsolidarisch, sagte mir ein Experte für Hitzeschutz in Städten, mit dem ich für einen anderen Text gesprochen habe. Ihn rege es jedes Mal auf,

wenn er eine fitte junge Person bei Hitze mit tomatenrotem Kopf joggen sehen würde. Denn auch ein gesunder Mensch könne sich überschätzen und sei dann auf medizinische Hilfe angewiesen. Die bräuchten aber schon alte und kranke Menschen an heißen Tagen.

Auf dem Rennrad denke ich an seine Worte. Ich bin jung, ich bin gesund – bin ich vielleicht auch unsolidarisch?

Meine Sicherheitsvorkehrung gegen die Hitze ist ein nasses Handtuch, das ich unterwegs immer wieder mit Wasser tränke, damit es meinen Nacken kühlt. Auch in die Ritzen meines Helms spritze ich regelmäßig Wasser aus der Trinkflasche. Vielleicht sind diese Abkühlungsmaßnahmen schon ein Zeichen,

150 hitzebedingte Notfälle landeten in 24 Stunden in einem Krankenhaus

dass man lieber nicht aufs Rad steigen sollte.

Der Experte hat natürlich recht, Krankenhäuser kommen bei Hitzewellen an ihre Grenzen. In die Notaufnahmen werden Patient:innen mit Überhitzung oder Dehydrierung eingeliefert. Auch auf den Bettenstationen liegen kranke Menschen, die schlecht mit der Hitze zurechtkommen – flächendeckende Klimaanlage gibt es in kaum einem deutschen Krankenhaus. Meistens werden nur die Operationssäle und Notaufnahmen gekühlt. Auch Pflegekräfte und Ärzt:innen leiden unter der Hitze und müssen gleichzeitig mehr Menschen versorgen.

In Stuttgart, wo die Hitzewelle im Juni besonders brutal war, wurden in ein Krankenhaus innerhalb von 24 Stunden 150 hitzebedingte Notfälle eingeliefert. Auch ein 40-jähriger Mann, der beim Joggen kollabiert ist und auf der Intensivstation behandelt werden musste.

Nach 70 Kilometern sind unsere Trinkflaschen leer. Auf der Suche nach Wasser halten wir an der

Dorfkneipe. Drinnen brennt kein Licht, aber als wir um die Ecke in den Gastraum laufen, starren uns 50 Augen aus dem Dunkeln entgegen. Verständnisslos haftet ihr Blick an unseren verschwitzten Gesichtern statt auf den Spielkarten. Zigarettenqualm wabert durch den Raum. Wie von einem anderen Planeten kommen wir uns vor mit unseren Helmen, den verspiegelten Brillen und nassen Trikots.

„Ich kann mir Schöneres vorstellen bei dem Wetter“, sagt der Wirt und lacht uns aus, bevor er uns den großen Wasserhahn zeigt, an dem wir die Flaschen schneller auffüllen können.

Ihr habt ja alle recht, denke ich mir. Als wir zwei Tage später zurückfahren wollen, sind es über 40 Grad. Also lade ich mein Rad ins Auto und lasse mich in die Stadt fahren.

Sophie Fichtner, 29, ist Redakteurin der wochentaz. Jeden Monat erhält sie einen Rat fürs bessere Leben und testet: Ist das Fortschritt oder Bullshit?



Erst Zeche, dann Opelwerk, jetzt Makerspace: Das Gelände des ehemaligen Opelwerks bei Bochum hat Industriegeschichte erlebt Foto: ullstein Bild

Die Zeit nach dem großen O

Ein Gelände in Bochum hat über 150 Jahre Industriegeschichte hinter sich. Was lässt sich hier über die Zukunft lernen?



Strukturwandel zum Zweiten: Die Baustelle fürs Industriegebiet Mark 51°7 Foto: Markus Matzel/imagio

Aus Bochum **Adrian Breitling**

Von dem, was war, ist nur ein Kreis übrig. Nur der orange leuchtende Buchstabe O auf dem Dach eines backsteinernen Gebäudes am Rande des Bochumer Stadtteils Laer erinnert daran, dass hier einst der Autobauer Opel saß. Das heutige O-Werk mit der leuchtenden Aufschrift war das Verwaltungsgebäude eines riesigen Opelwerks. Es ist das einzige Gebäude des rund 70 Hektar großen Geländes, das noch steht. Und doch: Auch heute arbeiten hier tausende Menschen.

Das Gelände des ehemaligen Opelwerks heißt heute Mark 51°7, benannt nach den Koordinaten. Auf dieser Fläche am Bochumer Standrand war zunächst von 1865 bis 1958 die Zeche Dannenbaum ansässig, in der einst gut 3.000 Bergarbeiter jährlich über 725.000 Tonnen Steinkohle förderten – und damit ihren Teil zur Industrialisierung beitrugen. Ende der 50er Jahre fiel Dannenbaum dem Zechensterben zum Opfer. 1960 kaufte die

Adam Opel AG das Gelände, bot den Menschen fortan Arbeit und Identität und war außerdem Sinnbild des Wirtschaftswunders. Bis der US-Konzern General Motors, dem Opel inzwischen gehörte, nach der Jahrtausendwende billigere Produktionsstätten suchte.

Über 150 Jahre lang war diese Fläche ein Gradmesser für den Industriestandort Deutschland. Erst waren da die Bergarbeiter, die den schwarzen Treibstoff der Industrialisierung förderten, dann die Facharbeiter von Opel, die vierrädrige Symbole des Aufschwungs zusammenschraubten. Seit 2014 das Opelwerk geschlossen wurde, steht das Gelände wieder vor der Frage, wie es weitergehen soll. Es erlebt wie das Ruhrgebiet seinen zweiten Strukturwandel und steckt noch immer mittendrin.

Das Gelände mit dem Koordinatennamen beherbergt heute vor allem Bürogebäude, in deren Eingangsbereichen Schilder darauf hindeuten, dass hier weder Hammer noch Meißel bedient werden, sondern Tastaturen – von einer neuen Generation Arbeiter*innen. Doch wer sind sie? Wie

sieht dieser zweite Strukturwandel aus? Und gelingt er?

Roman Storka ist an diesem Julimorgen wie jeden Tag mit dem Auto zur Arbeit gekommen. Einen Opel fährt er nicht mehr: „Ich hab mir geschwor’n, ich kauf mir nie wieder einen.“ Storka – heute Techniker im DHL-Zentrum – ist, nein, war Opelaner, und das aus Überzeugung. Sein Vater und sein Onkel arbeiteten schon für den Autobauer, waren dort stets zufrieden. Ab 1990 ließ auch Storka sich bei Opel ausbilden.

Storka hat an diesem Tag frei, kommt für den Besuch des Journalisten trotzdem vorbei. In einem Konferenzraum in der ersten Etage gibt es Kekse und schwarzen Kaffee aus Tassen mit der Aufschrift „Eine Zukunft“. Eine Palme auf seinem Shirt symbolisiert eine gewisse Entspannung, die er tatsächlich spürt. Der Grund: berufliche Sicherheit. „Bei Opel gab’s die ja nie.“

Gut zehn Jahre lang hätten er und die in Spitzenzeiten rund 20.000 anderen Opelaner*innen geblutet, sagt Storka. Ab 2004 plante der Autobauer seinen Abgang, strich tausende Stellen. „Da haben wir die Bude eine Woche lahmge-

legt“, erzählt Storka. Ein wilder Streik sei das gewesen, der für das steht, was viele Ehemalige beschreiben: eine immense Solidarität untereinander.

Und nicht nur unter Opelaner*innen. Storka erinnert sich noch an die Stullen und Getränke, die er und die anderen im Streik bekamen, auch von Menschen, die gar nicht bei Opel arbeiteten. Eine ganze Stadt versammelte sich, um ihrem größten Arbeitgeber zu zeigen, dass sie nicht alles mit sich machen lässt.

2014 war Schluss bei Opel, war der letzte Wagen vom Band gelaufen und das Werk geschlossen worden. Storka suchte sich einen neuen Job, für den er jeden Morgen nach Hagen fuhr, über die A448 am alten Opelgelände vorbei. So sah Storka, wie dort die Mauern erst immer niedriger und dann schnell immer höher wurden. Als er in einer Jobbörse sah, dass der Nachmieter DHL Techniker suchte, bewarb er sich.

2019 eröffnete das Bochumer DHL-Zentrum mit der unternehmensinternen Nummer 43. Bundesweit ist es das zweitgrößte seiner Art. Bis zu 50.000 Pakete können in den großen Hallen

stündlich sortiert, aus Containern auf Fließbänder entladen, mit Laserstrahlen erfasst und über Rutschen in Lieferwagen verfrachtet werden.

In der Produktionshalle mit all den über Bänder sausenenden Paketen ist Roman Storka nicht so oft. Bei Opel bestens ausgebildet, ist er in leitender Funktion tätig, sitzt meistens vor einem Laptop in einem teppichbelegten Büro und prüft, ob technisch alles rundläuft.

Storka ist schon verhältnismäßig lange bei DHL, kam kurz nach Werksöffnung. Doch die Solidarität, wie bei Opel, die stellt sich noch nicht so richtig ein, sagt er. Mit einigen Kollegen aber gibt es sie noch – den Ex-Opelanern, von denen es mehrere an die alte Wirkungsstätte gezogen hat. „Man ist einfach ein bisschen vertrauter.“

Das Früher fehlt Storka aber nicht, denn besser war es keineswegs. Eine Ursache für die Verbundenheit unter den Opelaner*innen war, dass es mit dem abwandernden Arbeitgeber einen gemeinsamen Feind gab und dazu die Existenzangst.

Jetzt sitzt Storka endlich „im sicheren Sattel“, den er sich so lange ge-

wünscht hat. „Am Ende“, sagt Storka, „ist Arbeit halt Arbeit, ne“. Ob er nun mit Autos oder Paketen zu tun hat, mache keinen Unterschied. „Die Autos waren nur größer.“

Ex-Opelaner weinten an der Baustelle

Das, was Roman Storka beschreibt, die schnell niedriger und noch schneller höher werdenden Mauern auf Mark 51°7, macht Christoph Bork stolz. Er ist Flächenentwickler bei der Bochumer Wirtschaftsentwicklung, die verantwortlich ist für den Umschwung von Opelwerk zu O-Werk, von Autofabrik zu Mark 51°7. Es sei schon besonders, sagt er auf einem Rundgang über extrabreite Fußwege, vorbei an den modernen Bürogebäuden und der neuen Bahnhaltestelle, wie schnell das alles ging.

Bork hat schon viele Interessierte über das knapp 100 Fußballfelder große Gelände geführt, das er selbst mitentwickelt hat. Er kennt hier jeden Meter. Noch während die alten Gebäude abgerissen, während die Böden auf ihre Sauberkeit überprüft wurden und während trauernde Ex-Opelaner*innen an den Baustellenzäunen den Abbau ihres alten Arbeitsplatzes beweinten, fing die Arbeit am Neuen an, erzählt er. 2016 – vor genau zehn Jahren – pachtete der Lieferriese DHL als erster Opel-Nachfolger knapp ein Sechstel der Fläche. Heute sind über 90 Prozent des Areals vergeben.

Dass alles so schnell ging, erklärt Bork sich so: Erstens sei da ein „Wunsch des Gelingens“ und zweitens die Idee sehr gut gewesen, mehrere Zukunftsbranchen auf das Gelände zu holen statt ein großes Unternehmen.

Mit dabei bei der Planung war auch Garrelt Duin, der von 2012 bis 2017 Wirtschaftsminister in Nordrhein-Westfalen war. In dieser Funktion war er nicht nur eng an den Planungen für das Projekt auf dem alten Opel-Gelände beteiligt. Er hat der Stadt Bochum seinerzeit auch insgesamt gut 65 Millionen Euro Landesgelder für den Neustart verschafft.

Duin war klar, dass nach dem Abgang Opels schnell etwas passieren müsse. Er wollte „nicht hinterm Sarg herlaufen“. Von leeren Solidaritätsbekundungen hatte er nach Jahren politischer Tätigkeit genug. So berief Duin einen Roundtable ein, an dem Landesvertreter*innen, die Stadt Bochum und auch Opel saßen. Das Gelände gehörte damals noch dem Konzern, weswegen Duin ihn mit am Tisch haben wollte. Gemeinsam gründete man die „Bochum Perspektive 2022“, die seitdem Inhaberin der Fläche ist. Inzwischen hat sich der Zusammenschluss in „Bochum Wirtschaftsentwicklung“ umbenannt, für die auch Christoph Bork arbeitet.

In der Planung des neuen Geländes war es Duin wichtig, nicht den Fehler alter Tage zu begehen und sich von einem großen Unternehmen abhängig machen zu lassen. Denn sonst hätte es wieder, wie bei Opel, passieren können, dass die Entscheidung eines fernsitzenden Konzerns plötzlich den wirtschaftlichen Boden unter einer ganzen Region wegzieht – und Menschen wie Roman Storka den Job kostet. Stattdessen sollte auf dem Gelände ein Mix aus verschiedenen Arbeitgebern Platz finden. Insgesamt über 10.000 Beschäftigte sollen einmal auf Mark 51°7 arbeiten, gut 6.000 sind es aktuell.

Das Ruhrgebiet im Dauerlimbo

Bork läuft auf dem Rundgang an der fast fertiggestellten Baustelle eines Max-Planck-Instituts hinter einem hölzernen Gebäude entlang. Es gehört den Stadtwerken, die hier die Klimaanlage für das ganze Gelände steuern. Die Wärme und Kälte beziehen sie aus rund 800 Metern Tiefe, genauer: aus den alten Schächten der Zeche Dannenbaum.

Per Geothermieverfahren wird Erdwärme aus dem Grubenwasser genutzt, erklärt Bork, um nachhaltig Wärme und Kälte für die Gebäude auf Mark 51°7 bereitzustellen. Dabei stehe es den angesiedelten Unternehmen frei, eigene Konzepte vorzulegen und umzusetzen, „wenn sie denn nachhaltig sind“.



2024 wurden auf dem Gelände Pakete entladen und sortiert ... Foto: Markus Matzel/imagio

Nur was die Biodiversität auf dem Gelände betrifft, da würde er sich noch mehr Vielfalt wünschen, sagt er, was wegen der Altlasten auf dem Areal aber schwierig sei. Dann hält Bork hält kurz inne und ruft: „Schauen Sie mal, Natur pur!“ Durch das flache Gras neben dem Fußweg hoppelt ein Hase.

Der Rundgang führt eine steinerne Rampe hoch, am Wegesrand wachsen Wildblumen. Bork erklärt, dieses gepflasterte Landschaftsbauwerk nenne man in der Fachsprache Umlagerungsbauwerk. Auf Ruhrdeutsch: eine Halde.

Von den Bergarbeiten war belastetes Gestein übrig geblieben. Dieses sollte gesichert werden und möglichst auf dem Standort bleiben. So habe man auf Mark 51°7 wie in vielen Ruhrgebietsstädten das verseuchte Geröll gesichert, darauf etwas Gras gepflanzt, Wege verlegt und aus dem Müll von gestern eine Aussichtsplattform gemacht.

Oben angekommen, schaut Bork sich um, hat alles im Blick – bereits fertiggestellte Gebäude und die Baustellen, bestehende und künftige. Zu seiner Rechten leuchtet das gelbe DHL-Zentrum die grauen Parkplätze drumherum an. Ein paar Meter weiter ist die Rückseite des Backsteinbaus zu sehen, des O-Werks.

Seit Jahrzehnten ist das Ruhrgebiet im Dauerlimbo zwischen „noch nicht“ und „nicht mehr“, weiß nicht ganz, ob der Blick von den Halden der Gegend in Richtung Vergangenheit oder Zukunft zeigt. Weiß nicht, was es bedeuten würde, die Vergangenheit sie selbst sein zu lassen und der Zukunft eine Chance zu geben. Und ob nicht vielleicht auch beides gleichzeitig funktionieren kann, am Pendelschlag zwischen davor und danach.

Die Demokratisierung der Produktionsmittel

Alina Barkanowitz, genannt Al, hat „die Utopie von Strukturwandel in der eigenen Biografie“, wie sie sagt. Ihr Vater war einst Bergmann, ihre Mutter Köchin. Sie ist beides nicht, sondern hat als Erste in der Familie studiert und einen Master in Szenischer Forschung abgeschlossen. Al arbeitet im Makerspace, der zur Ruhr-Universität Bochum gehört, direkt im ersten Geschoss des O-Werks. Durch die Fenster hinten raus sieht man das DHL-Zentrum und in der Ferne fein liniert die Halde.

Der Makerspace, erklärt Al, ist ein Ort des Transfers. Zum einen sei er ein Ort des Technologie- und Wissen-

stransfers, zum anderen auch ein Ort des Transfers von der Welt der Universität in die breite Gesellschaft. Das Konzept: Im Space stehen auf zwei Etagen Geräte und Werkzeuge, von 3D-Druckern über Metallsägen bis hin zu Kunststoffpressen. Wer will, kann die teuren Geräte hier nutzen – und wird von Menschen wie Al geschult und unterstützt.

Der schönste Ort im Makerspace ist für Al die Kunststoffwerkstatt. Wer in diesem Raum ein Modell für die Masterarbeit, einen Prototypen für das Start-up oder einfach ein Experiment machen will, bekommt von Al gezeigt, wie das geht.

Eine klare Berufsbezeichnung gibt es für das, was Al macht, nicht. Eine mögliche Herleitung aber wäre, dass sie im Makerspace arbeitet, also Makerin ist, Macherin. Obwohl: Mal abgesehen von der Vecnabüste an der Wand, dem Abbild des Bösewichts aus der Serie Stranger Things, und dem drehbaren Brettspielfeld in der Ecke, die Al selbst gebaut hat, ermöglicht sie es eigentlich anderen, zu machen. Die Suche nach einem passenden Begriff dauert also an.

Ginge es nach Al, dann hat ihr noch unbenannter Berufsstand Zukunft.

Letztlich geht es ihr nämlich um nicht weniger als die Demokratisierung von Produktionsmitteln. Nicht Großkonzerne wie Opel sollen die Geräte besitzen, sondern alle. Jeder Mensch mit einer guten Idee solle diese auch umsetzen können.

Zunächst jedoch muss Al für den nächsten Tag noch Material vorbereiten. Dafür schreddert sie Plastik. „Das hier war mal ein Stuhl, das hier eine Mappe“, sagt sie und zeigt auf weiße und gelbe Flocken aus Kunststoff. Aus Altem wird also bald schon Neues.

„Neues muss man wollen“, sagt Garrelt Duin, der heute Direktor des Regionalverbands Ruhr ist. Dieser Wille aber ist im Ruhrgebiet nicht in den Werkseinstellungen der Menschen verankert. Im Gegenteil: In Souvenirschops gibt es bis heute förderturmförmige Nudeln und Magneten mit Aufschriften wie „Ker, watt ham wa malocht“. Der Pottler ist Arbeiter, auf Zeche oder bei Opel, und stirbt an Staublung – selbst wenn die Realität ganz anders aussieht. Duin findet deswegen: „Man müsste den Industriebegriff weiterdenken.“ Und damit auch das Verständnis von Identität.

Was das heißt, zeigt sich auf dem Gelände bei Bochum. Das Ruhrgebiet – und insgesamt Deutschland – solle laut Duin nicht nur „billig die Ideen aus anderen Ländern zusammenschrauben“, sondern sich weiter vorn in der industriellen Nahrungskette ansiedeln und die Ideen selbst entwickeln. Einen Titel für diese neue Generation der Industrie, mit Arbeitern wie Roman Storka und Macherinnen wie Al Barkanowitz, hat Duin auch schon: „Maloche 2.0.“

In dieser zweiten Generation der Maloche sollen – wie auf Mark 51°7 – Vergangenheit und Zukunft aufeinandertreffen und sich beim Schichtwechsel kollegial zunicken. Zum einen die älteren Arbeiter wie Storka, die müde sind von all der Historie und pünktlich ihr Gehalt auf dem Konto sehen wollen. Und zum anderen die neuen Macherinnen wie Al, mit Ideen dafür, wie die Welt von morgen aussehen könnte. Die mitten im zweiten Strukturwandel schon an den nächsten denken.

Christoph Bork ist am Ende seines Rundgangs wieder vor dem Eingang des O-Werks angekommen. Hier soll bald auch ein Restaurant hin, einige Meter weiter eine zweite Kita. Das alte Verwaltungsgebäude aber wird nicht weichen müssen, trotz des Wandels. Das O-Werk steht nämlich unter Denkmalschutz.



... 1975 wurden hier noch Autos am Fließband produziert Foto: Klaus Rose/imagio

doppelblind

Kuhrülpser senken
das Allergierisiko
von Kindern



Worum geht's?

Forschende nennen es den Bauernhof-Effekt: Wachsen Kinder in einer bäuerlichen Umgebung auf, bekommen sie deutlich seltener Asthma, Heuschnupfen oder Allergien als zum Beispiel Kinder aus Städten. Studien weltweit haben diesen Unterschied bestätigt. Die ganz genauen Gründe waren aber bisher nicht geklärt. Die langjährige Hypothese: Wenn Kinder auf Höfen mehr mit Umweltkeimen konfrontiert sind und ihr Immunsystem dadurch trainiert wird, läuft es weniger Gefahr, später zum Beispiel harmlose Blütenpollen als gefährlichen Feind zu sehen, wie das etwa bei Heuschnupfen der Fall ist. Welche Bakterien es aber genau sind, die vor Allergien und Asthma schützen, konnten Forschende nun zum ersten Mal in einer Studie identifizieren.

Die Studie

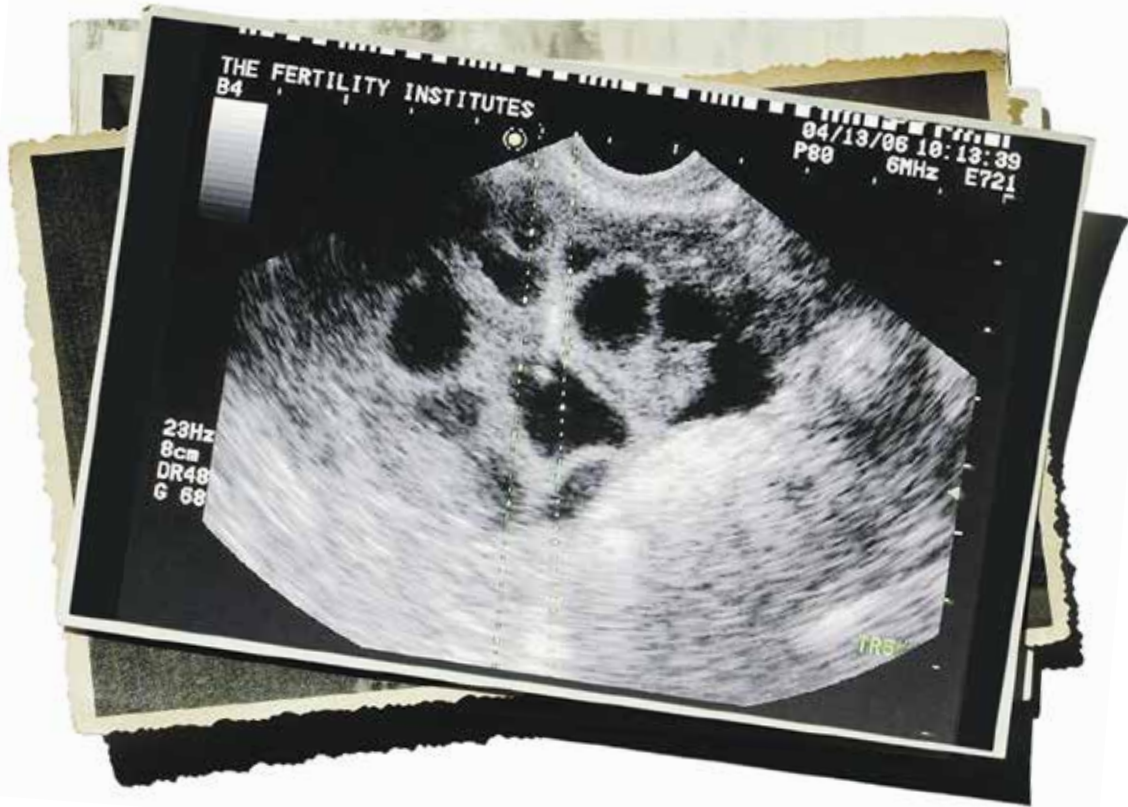
Markus Ege, Professor für Epidemiologie an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, leitete das internationale Forschungsteam, das seine Ergebnisse in der Fachzeitschrift *New England Journal of Medicine* veröffentlichte. Grundlage der Studie waren Daten von über 1.000 Kindern aus europäischen Studien, die 2006 und 2007 in ländlichen Regionen durchgeführt wurden. Die Forschenden untersuchten Staubproben von ihren Matratzen und Nasenabstriche. Bei 47 Bauernhofkindern analysierten die Wissenschaftler*innen außerdem Staubproben aus deren Kuhställen. Dabei notierten sie, welche Mikroben, also Bakterien und Pilze, in den Proben vorkommen. „Wir haben die Bakterien voneinander unterschieden und untersucht, welche wie stark mit dem Bauernhof-Effekt zusammenhängen“, sagt Studienleiter Markus Ege. Dabei sind die Forschenden auf die sogenannten grampositiven Bakterien gestoßen. Solche Erreger kommen unter anderem im Magen-Darm-Trakt von Kühen vor, wo sie beim Zersetzen des Futters helfen. Währenddessen entstehen Moleküle, die die Kühe durch Rülpsen oder Pupsen in die Luft abgeben. Die Kinder wiederum atmen diese Stallluft ein. Rezeptoren auf den menschlichen Atemwegszellen erkennen die Bakterien dann. Die Wissenschaftler*innen vermuten, diese Rezeptoren verhindern, dass das menschliche Immunsystem übermäßig reagiert.

Was bringt's?

Forschende im Labor können die neuen Erkenntnisse nutzen, um die molekularen und zellulären Mechanismen des Bauernhof-Effekts genauer zu entschlüsseln. Das lässt darauf hoffen, dass sie ein Medikament entwickeln können, das den Bauernhof-Effekt nachahmt, ohne dass Kinder Zeit im Kuhstall verbringen müssen. Zahlen des Robert-Koch-Instituts zufolge sind in Deutschland 4 Prozent der Kinder im Alter von drei bis vierzehn Jahren von Asthma betroffen. Laut Forscher Markus Ege könnte ein künftiges Medikament möglicherweise auch vorbeugend eingesetzt werden. Ob das wirklich funktioniert, wird aber erst in mehreren Jahren klar sein – so lange dauert die Entwicklung neuer Medikamente.

Marlene Thaler

Neue wissenschaftliche Studien stellen wir jede Woche an dieser Stelle vor – und erklären, welchen Fortschritt sie bringen. Sie wollen die Studie im Internet finden? Jede hat einen Code, hier lautet er: doi.org/10.1056/EVIDe2600190



Aus PCOS wird PMOS: Die Krankheit wird umbenannt, weil es bei ihr um weit mehr geht als um die hier zu sehenden Eierstöcke
Foto: Frederic Neema/laif

der anstoß

Wie ein neuer Name die Medizin verbessert

Seit über 14 Jahren ist für Helene Teede klar: Der alte Name muss weg! Die australische Endokrinologin wollte ihren Patient*innen nicht mehr verkünden, sie hätten PCOS. Die vier Buchstaben stehen für Polyzystisches Ovarialsyndrom. Aus Teedes Sicht die falsche Beschreibung der Krankheit. Mit fatalen Folgen: Bis heute sei der Name einer der Gründe, warum Betroffene zu spät diagnostiziert und nicht ganzheitlich versorgt würden. Dabei betrifft die Krankheit eine von acht Frauen, schätzungsweise gibt es weltweit 170 Millionen Betroffene im gebärfähigen Alter.

Immer wieder musste Teede ihren Patient*innen erklären, dass sie zwar die Erkrankung hätten, aber keine Zysten in den Eierstöcken. Das, was zwei Ärzte, die vor über 100 Jahren die Krankheit erstmals beschrieben, fälschlicherweise als Zysten wahrnahmen, waren unausgereifte Eizellen. Und nicht mal die kämen bei allen Patient*innen vor. Denn überhaupt seien nicht nur die Eierstöcke betroffen, PCOS ist eine systemische Erkrankung. Ein neuer Name sollte das endlich widerspiegeln.

Heute weiß man, dass vor allem ein Ungleichgewicht der Geschlechtshormone und eine Stoffwechselstörung die treibenden Faktoren hinter dem Syndrom sind. Die Körper von Betroffenen haben oft eine höhere Insulinresistenz und sie produzieren zu viele Androgene, also die als männlich beschriebenen Sexualhormone wie Testosteron. Beide Effekte hängen zusam-

men und werden vielseitig sichtbar; durch unregelmäßige oder ausbleibende Perioden, teilweise auch durch Schwierigkeiten, schwanger zu werden. Die Krankheit kann aber auch zu Übergewicht oder einer verstärkten Gesichtsbehaarung führen. Neue Studien zeigen zudem, dass Betroffene häufiger an Herzkrankungen und Diabetes Typ 2 leiden – doch Ärzt*innen übersehen teils die Zusammenhänge.

„Es ist eine Namensänderung von Frauen, für Frauen, mit Frauen“

Helene Teede, Endokrinologin

„Wenn man das Syndrom fälschlicherweise als Krankheit der Eierstöcke klassifiziert, macht man auch nicht die richtige Forschung“, sagt Teede der taz Anfang Juli am Telefon. „Dadurch hat man dann nicht die notwendige Evidenz und kann auch nicht die richtigen Medikamente entwickeln.“ In der Medizin beschäftigten sich derzeit nur die für die Eierstöcke zuständigen Ärzt*innen mit der Erkrankung, also Gynäkolog*innen – nicht die Ärzt*in fürs Herz, für Diabetes oder für mentale Gesundheit.

Der Name musste also weg, aber für Helene Teede war klar, das geht nicht ohne die Stimme der Patient*innen. Es sollte ein Prozess „von Frauen, für Frauen, mit Frauen“ werden – auch wenn manche Expert*innen

im Fachgespräch gerne ohne die Betroffenen entschieden hätten.

Nachdem Teede und die Endokrinologin Andrea Dunaif 2012 die Umbenennung anstießen, brachten sie schnell Expert*innen aus der Medizin mit Patient*innengruppen von sechs Kontinenten zusammen. In einer großen Online-Umfrage stimmten sie darüber ab, ob der Name überhaupt geändert werden und nach welchen Prinzipien der Prozess gestaltet werden sollte. Die Gruppe wollte die Namensänderung, um künftig den Stand der Wissenschaft korrekt abzubilden. Genauso wichtig war den Patient*innen aber auch, dass der Name kulturell angemessen ist und kein weiteres Stigma verursacht.

Am Ende scheint die Änderung minimal, nur ein Buchstabe ist anders: PMOS soll das Syndrom künftig heißen – Polyendokrines metabolisches Ovarialsyndrom, verkünden Helene Teede und Rachel Moorman, eine Vertreterin der britischen Patient*innen Gruppe Verity, die eng am Prozess beteiligt war, auf der 28. Europäischen Konferenz für Endokrinologie und in einer Studie im Fachmagazin *The Lancet*.

Doch auch ein neuer Name löst nicht alle Probleme. Jetzt gilt es, PMOS tatsächlich aus der Gynäkologie herauszuholen und alle betroffenen medizinischen Fachbereiche entsprechend weiterzubilden. Denn wenn Wissen über PMOS systemisch etabliert und Forschung aus den verschiedenen Fachbereichen heraus angeschoben wird, werden auch Fortschritte bei der Behandlung wahrscheinlicher.

Adefunmi Olanigan



Andreas Uhrlau, Per Dürr
Genosse seit 2016, Genosse seit 2025

Foto: Maximilian König

BOOMER, MILLENIALS, GEN Z, ALPHA?

GEN TAZ!

Die taz lebt, weil ihr so seid wie wir: solidarisch.

Mit dem **Generationenprojekt** öffnen wir die Türen für junge engagierte Menschen, die in die Genossenschaft einsteigen wollen, denen aber das nötige Kapital fehlt. Ältere übernehmen dabei für sie den Anteil – und tragen so das Modell weiter, auf dem die taz beruht: gelebte Solidarität in einer generationenübergreifenden Gemeinschaft.

Helft mit, der nächsten Generation den Einstieg zu ermöglichen – und unserer taz den Rücken zu stärken. Alle Infos unter: taz.de/generationenprojekt

genossenschaft

taz



Je mehr Show, desto mehr Geld: Zuschauer beobachten den Start einer SpaceX-Rakete in Texas
Foto: V. G. Gardenas/afp

„Wir müssen Wagnisse eingehen“

Elon Musk verkündet, er wolle KI-Rechenzentren ins All bringen. Viele Fachleute bezweifeln, dass das umsetzbar und sinnvoll ist. Hermann Ludwig Möller vom European Space Policy Institute sieht das anders

Interview Enno Schöningh

taz: Herr Möller, Elon Musk hat einen Antrag für bis zu eine Million Rechenzentren-Satelliten im All eingereicht. Ist das mehr als eine Erzählung mit der Absicht, den Wert seiner Weltraumfirma SpaceX in die Höhe zu treiben?

Hermann Ludwig Möller: Auf jeden Fall war es Teil von Musks Zielsetzung, die Marktbewertung vor dem Börsengang zu steigern. In der Bewertung steckt aber auch Vertrauen in Ingenieure, die in der Vergangenheit zum Beispiel schon wiederverwendbare Raketenstufen und satellitenbasiertes Internet entwickelt haben. Vor 20 Jahren waren beide Technologien nicht auf dem Markt, und man hielt sie für überflüssig.

taz: Aber hat die Idee von Rechenzentren im All einen realistischen Kern?

Möller: Das ist schwer zu sagen. Dass man wiederverwendbare Raketenstufen und satellitenbasiertes Internet nicht braucht, war damals eine substanzielle Fehleinschätzung. Deshalb würde ich raten, sich gegenüber solchen riskobehafteten Vorhaben ein wenig zu öffnen.

taz: Fachleute zweifeln, dass das technisch überhaupt realisierbar ist. Was stimmt Sie anders?

Möller: Ich selbst bin Ingenieur, und natürlich gibt es hier große technische Hürden. Sind diese unüberwindbar? Ich denke: nein. Wer Menschen schon in den 60er Jahren auf den Mond und zurück bringen konnte, kann wahrscheinlich ein paar Dinge mehr. Vielleicht ist es an der Zeit, dass auch die europäische Politik und Berlin die Ärmel hochkrempelt und den Menschen offen sagt, dass wir Wagnisse für unsere Zukunft eingehen müssen.

taz: Die Infrastruktur, um die es geht, steht längst auf der Erde. Warum sollte man sie in den Orbit umziehen?

Möller: Man muss fragen, was man dort oben kann, was auf der Erde nicht möglich ist. Da ist zum einen die digitale Ökono-

mie: Mit Starlink sehen wir, dass das Internet zunehmend auch aus dem Weltall bedient wird. Zum anderen der Sicherheitsbereich. In Zukunft wird es im Weltraum leider wohl auch kriegerische Auseinandersetzungen geben, und da geschehen Dinge sehr schnell. Eine Rakete kann auf ein Ziel zufliegen, ohne einer berechneten ballistischen Kurve zu folgen. Dann bleibt keine Zeit für Analyse vom Boden aus. Es ist ein entscheidender Vorteil, vor Ort Kapazität zu haben.

taz: Hardware ist nach ein paar Jahren überholt, im Orbit gibt es keine Techniker, die die Karten wechseln, dazu schädigen Sonnenwind und kosmische Strahlung die Halbleiter. Das sind hochgradig fehleranfällige Systeme.

Möller: Ich gehe von einem verteilten System aus: eine sehr hohe Anzahl kleiner bis mittlerer Satelliten, die an der Rechenleistung beteiligt sind und untereinander kommunizieren, wie im Internet. Einen Schutz um diese sensiblen Infrastrukturen zu bauen, ist technisch machbar und letztlich eine Kostenfrage. Die zweite Frage ist, inwieweit einzelne Ausfälle akzeptiert werden. In einem verteilten System gäbe es kein zentrales Element, welches ausfallen könnte, sondern immer nur ein Teil, einzelne Satelliten wären betroffen. Hierbei könnte eine Fehlerquote von 5 bis eventuell 10 Prozent pro Jahr systemtechnisch akzeptierbar sein. Wahrscheinlich ersetzt man defekte Elemente regelmäßig.

taz: Ersetzen heißt: Es gibt noch mehr Starts, noch mehr Satelliten in den vollen Bahnen im niedrigen Erdbereich. Die Europäische Weltraumagentur ESA zählt schon jetzt mehr als 1,2 Millionen Trümmerteile. Ich vermute, diese Umweltkosten werden nicht mit eingepreist?

Möller: Die Betreiber stehen im Wettbewerb, aber keiner hat ein Interesse an mehr Weltraumschrott. Die Erfahrung zeigt: Auf ein international verbindliches Regelwerk al-

Hermann Ludwig Möller

leitet den Thinktank European Space Policy Institute (EspI), der unter anderem europäische Politiker*innen zu Weltraumpolitik berät und sich für mehr Engagement Europas im All einsetzt. Möller hat Telekommunikation studiert und bei der europäischen Raumfahrtagentur ESA gearbeitet.



Foto: EspI

leine wird man leider nicht setzen können, man muss auch auf das Eigeninteresse der Unternehmen vertrauen. Die Dynamiken im Orbit sind schneller als die Regierungen der Erde. Optimistisch bin ich deshalb nicht. Wünschenswert wären eine Regulierung und sogar Beschränkungen, wie viel man in den Orbit setzen darf, aber das ist keine realistische Erwartung. Letzten Endes ist es staatliche Verantwortung, wenn ein Akteur mit Sitz in einem Land etwas in den Orbit setzt. Hauptan-teilsgeber sind aktuell die USA und China, und dort setzt man auf Deregulierung. Da wäre eine bessere Balance absolut wünschenswert.

taz: Alles in der Raumfahrt hängt an einer Rechnung, nämlich wie viel es kostet, ein Kilogramm Nutzlast ins All zu schießen. Dieser Preis lag 2025 für SpaceX bei knapp 4.000 Dollar. Angenommen, es käme tatsächlich dazu – ab welchem Preis würde sich ein Rechenzentrum im All rechnen?

Möller: Unser Institut hat einen Schwellenwert von 400

Dollar pro Kilo errechnet. Aber das ist nur ein Teil der Antwort. Wenn es einen Mehrwert gibt, darf der auch mehr kosten. In Konfliktsituationen ist Resilienz im Orbit sehr wertvoll, gerade für Europa, das im All als Souverän agieren sollte.

taz: Sie begründen den Mehrwert also militärisch. All die Satelliten, von denen hier die Rede ist, werden aber nicht nur für militärische Zwecke gebaut.

Möller: Der Begriff Dual Use ist in aller Munde, die Trennung zwischen Sicherheits- und Digitaltechnik ist schwer zu vollziehen. Auch Starlink war zunächst für den kommerziellen Markt gedacht und wird im Krieg in der Ukraine genutzt. Heute sind in den USA mehr als 50 Prozent der öffentlichen Investitionen in die Raumfahrt militärisch. Zu sagen, es gebe einen militärischen Teil und der Rest sei etwas ganz anderes, wäre ein Trugschluss.

taz: Auch am Boden wird auf eine erwartete Nachfrage hin gebaut, weil man annimmt, der Verbrauch durch KI steige immer weiter. Gleichzeitig sind viele Rechenzentren nicht einmal ausgelastet. Es spricht doch wenig dafür, ausgerechnet am teuersten und technisch schwierigsten Ort noch mehr zu bauen.

Möller: Das entscheidet der Markt. Der Markt hat im Moment gesagt: Ich gehe mit SpaceX. So funktioniert Amerika, so funktioniert es bei allem, was disruptiv ist. Genau da ist Europa in den letzten zwei Jahrzehnten zurückgefallen.

taz: Der Markt entscheidet also, nicht die Frage, ob es überhaupt gebraucht wird.

Möller: Schauen Sie sich zum Beispiel Daten zum Internet aus der Mitte der 90er Jahre an, die kenne ich sehr gut, ich war dabei. Auch damals fragte man: Was ist die Killeranwendung? Heute nennen meine jüngeren Kinder das Internet eine Naturgewalt. Vielleicht ist die Raumfahrt morgen Teil dieser Naturgewalten.

taz: Realistisch ist doch, dass Rechenzentren im All von US-Privatunternehmen in Masse hochgeschossen würden. Das verstärkt unsere Abhängigkeit als Europäer, statt sie zu verringern.

Möller: Europa ist nicht Erster, das gilt für die gesamte digitale Ökonomie. Beim Rennen am Boden, der digitalen Wirtschaft, Internet und Cloud haben wir vor 20 Jahren nicht mitgemacht und müssen überall auf amerikanische Lösungen setzen. Bei Rechenzentren im All sind wir noch am Beginn, das Fenster sehe ich in den nächsten drei bis fünf Jahren. Europa benötigt dafür eine Verdoppelung der Investitionen, privat und öffentlich.

taz: Ein Mitarbeiter der Europäischen Weltraumbehörde nannte den Weltraum mir gegenüber regulatorisch einen Wilden Westen. Die Internationale Fernmeldeunion wiederum bezeichnet die erdnahen Umlaufbahnen in ihrer Verfassung als begrenzte natürliche Ressource. Eine endliche Ressource trägt kein Wachstum ohne Grenze.

Möller: Am Ende ist das eine Frage nationaler Politik und ihrer Verhandlung im globalen

heitspolitik beherrschen. Sie sprechen von ewigem Wachstum. Wir befinden uns in Europa in einer Echokammer, vielleicht etwas im Stillstand. Stellen wir uns ruhig ein kleines bisschen in den Wind. Der Wind bläst da draußen, und er wird uns alle erreichen, vielleicht auch tragen.

taz: Die Industrie verspricht Klimaneutralität dank Solarstrom. Zu den Emissionen der Raketenstarts – Ruß in der Stratosphäre, Ozonschäden, Aluminiumoxid – gibt es verlässliche Forschung. Klimafreundlich sind Rechenzentren im Orbit nicht, das ist Marketing.

Möller: Natürlich wird eine Firma bestimmte Dinge in den Vordergrund stellen und andere weniger. Vielleicht braucht man gesetzliche Auflagen, eine Art Nachhaltigkeitsstempel für Satelliten. Das muss aber international funktionieren, sonst besetzt die Konkurrenz ohne Umlaufauflagen den Markt.

taz: Aus reiner Umweltspektive wäre es doch klüger, einfach weniger hochzuschießen?

Möller: Es gibt ganz viele Dinge, wo wir in der Umwelt klüger sein können, vielleicht auch weniger Satelliten hoch-

Anzeige

The Solution will not be televised

TEAM taz
ZUKUNFT

Abonniere den Newsletter zu Klima, Wissen, Utopien
taz.de/teamzukunft

Kontext. Auch da tritt eine Weltmacht wie die USA sehr stark auf, und die ist nicht an Überregulierung interessiert, sondern am freien Markt – wie Sie sagen: bis hin zum Wilden Westen. Das hat sehr viel mit Machtpolitik zu tun: Man möchte die digitale Ökonomie beherrschen und man möchte die Sicher-

schießen. Doch wenn wir uns in Europa jetzt auf Stillstand einigen – was bedeutet das morgen? Nichts, da haben wir keine Handhabe, nichts an der Hand. Wichtiger ist, mit eigener Substanz am Tisch zu sitzen. Wenn Sie ohne eigene Infrastruktur dort sitzen, werden Sie ignoriert.



FUTURZWEI

Magazin für **Zukunft und Politik**

NACHSPIELZEIT

Die offene Gesellschaft liegt schwer im Rückstand. Wie drehen wir das Ding noch?

Mit: Daniel Cohn-Bendit, Karoline Eichhorn, Alina Frieske, Ruth Fuentes, Dana Giesecke, Maja Göpel, Diana Kinnert, Reinhard Loske, Wolf Lotter, Anna-Verena Nosthoff, Lukas Rietzschel, Hartmut Rosa, Uwe Schneidewind und Harald Welzer

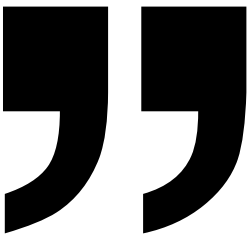


**JETZT
ABONNIEREN!**



mit Abo-Prämie

taz FUTURZWEI-Abo-Prämie
Was wäre, wenn wir mutig sind?
das neue Buch von Luisa Neubauer



„Das war ein Anschlag auf die gesamte Gesellschaft, nicht nur auf Queers“

Mendou, taz-Leser:in

wortwechsel

Eine offene Gesellschaft schützen

taz-Leserschaft unterstützt rechtliche und politische Maßnahmen zum Schutz queerer Menschen nach dem Anschlag in Berlin, beispielsweise die Ergänzung von Artikel 3 GG



Offene, liberale Gesellschaften sind einigen Menschen zu bunt
Foto: Stefan Boness/lpon

Mühlräder

„Trotz allem. Wegen allem“,
wochentaz vom 1.–7. 8. 26
Einerseits ist der Artikel 3 des Grundgesetzes ein Versprechen an die im Text genannten, dass sie nie wieder (?) unter die Mühlräder der Mehrheitsgesellschaft geraten sollen. Die Queers in einer irgendwie gearteten Formulierung subsumiert dort mitaufzunehmen, wäre nur folgerichtig, fair und überfällig. Andererseits: Was können sich die schon jetzt genannten Gruppen denn von diesem gegebenen und explizit von dieser gegenwärtigen Bundesregierung zumindest in einigen Fällen gebrochenen Versprechens kaufen?
Insbesondere (Schwer-)Behinderte fühlen sich doch gerade dieser Tage von dieser Regierung schlichtweg verarscht. Was würde also die Erweiterung bringen, wenn die Bundesregierung das damit gesellschaftlich gegebene Versprechen ohnehin nicht hält? *Wolfram Schneider, Berlin*

Gesamte Gesellschaft

„Trotz allem. Wegen allem“,
wochentaz vom 1.–7. 8. 26
Das war ein Anschlag auf die gesamte Gesellschaft, nicht nur auf Queers. Zumal sich viele, für die der CSD gedacht ist, gar nicht mit dem identitätspolitischen Begriff Queer identifizieren.
„Not all muslims“ zu rufen und in endlosen Texten die Fehler bei anderen zu suchen, statt mal die eigenen Positionen und Sehschwächen zu hinterfragen, bringt niemanden weiter.
Mendou auf taz.de

Tempolimit

„Mit weniger Geld mehr Klimaschutz“,
wochentaz vom 25.–31. 7. 26
Ein viel entschiedener Klimaschutz ist dringend notwendig. Dabei ist den effizienteren Methoden der Vorzug zu geben (E-Fuels gehören sicher nicht dazu!)

Allerdings bieten sich diese nicht nur im Ausland. Ein sofort machbarer effizienter Schritt wäre ein generelles Tempolimit. Das würde durch den Minderverbrauch auch zur Entlastung bei den Spritpreisen führen und den Verbrauchern vermutlich mehr bringen als der fehlgeleitete Tankrabatt.
Die Bundesregierung macht in Sachen Klimaschutz Rückschritte und teure Umwege. Teile der Union, vor allem Markus Söder, leiten jetzt viel Geld in die Kernfusion. Ob das jeweils zu einer wirtschaftlichen Stromerzeugung in nennenswertem Umfang führt, steht in den Sternen. Und selbst wenn die zahlreichen Hindernisse dazu überwunden werden sollten, dann handelt es sich dabei immer noch um Wärmekraftwerke, die Kühlung brauchen. Dabei fehlt bereits heute immer wieder Wasser für die Landwirtschaft, die Schifffahrt, die Kühlung von Kraftwerken und manchmal sogar zum Löschen der Waldbrände. *Eduar Belotti, Augsburg*

Geld ist da

„Mit weniger Geld mehr Klimaschutz“,
wochentaz vom 25.–31. 7. 26
Aktuell forderte Bernward Gesang, Professor für Philosophie und Wirtschaftsethik, wir müssten „das Kunststück vollbringen, mit weniger Geld mehr Klimaschutz zu erzielen“. Warum eigentlich? Ganz generell verfügt diese Welt aktuell über mehr Möglichkeiten und viel mehr Geld, als jemals in der Menschheitsgeschichte vorher. Wo wären wir, hätte man die Argumentation mit hohen Kosten bei der Einführung der Elektrizitätsversorgung und der motorbetriebenen Mobilität Ende des 20. Jahrhunderts ebenso angewendet?
Es wird Zeit, bei Zukunftstechnologien im Energiesektor und der Ressourcenschonung vorrangig neue Geschäftsmodelle zu sehen. Dazu muss man den Gedankenansatz einfach umdrehen und statt Kosten Erlösmöglichkeiten sehen. *Thomas Hartmann, Kempten*

Feministische Kritik

„Darf man das wollen?“,
wochentaz vom 25.–31. 7. 26
Es geht nicht immer alles. Menschen sind nicht autonom, weder als Einzelne noch als Paar. Man wurschtelt viel herum und versucht, sich gegenseitig zu helfen und ein komplexes Zahnrad zu bilden. Nur so ist die Gattung Mensch überlebensfähig. Damit wären wir bei einer seriösen feministischen Kritik an dem Konzept „Ich will das – ich gebe viel Geld dafür aus – ich kriege das“. Wann wird mal beleuchtet, dass Leben immer mit Grenzen und Unmöglichkeiten verbunden ist? Wann wird der menschliche/männliche Machbarkeitswahn reflektiert, den Reproduktionstechnologie mit ausreichend Geld und Technik zu befriedigen verspricht?
Shila Behjat hat Leihmutterschaft als Ausdruck eines „neoliberalen Maskulismus“ identifiziert: „Das ist nicht das Patriarchat alter Prägung. Es ist auch nicht einfach Neoliberalismus. Es ist die unschöne Heirat aus beidem. Ein neoliberaler Maskulismus“. Oder wie eine Bekannte von mir ihre Ablehnung begründete: Sie will nicht, dass Kerle sich einfach alles kaufen können.
Ulrike Müller, Berlin

Erinnerungskultur

„Mit Anti kommen wir nicht weiter“,
wochentaz vom 25.–31. 7. 26
Die Analyse von Peter Unfried spielt den Ball in die richtige Richtung. Zum einen sollte man schon wegen der ständigen Angriffe auf die historische Erinnerungskultur in Deutschland der politischen Rechten nicht einen Begriff wie „patriotisch“ überlassen. Zum anderen kommt es gerade in einer ökonomischen Krise, in der zusätzlich noch eine rasante geopolitische und technologische (Doppel-) Transformation stattfindet, in psychologischer Hinsicht darauf an, der verunsicherten Bevölkerung durch eine starke positive Zukunftsvision den nötigen demokratischen Halt zu geben, damit diese eben nicht zunehmend in radikale Gefilde abdriftet.
Deshalb hat Joschka Fischer hier in jedem Fall Recht, wenn man trotz aller Unzulänglichkeiten der Europäischen Union insbesondere jetzt für ein vereintes und selbstbewusstes Europa kämpfen muss, da sich nur so das bisherige Freiheits- und Wohlstandsmodell, das alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist, sondern erst mühsam errungen werden musste, aufrechterhalten lässt!
Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Naturschutz

„Form folgt Funghi“,
wochentaz vom 1.–7. 8. 26
Die kulturelle Würdigung der Pilze in Kunst, Architektur und Küche ist berechtigt. Sie darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass ihre Lebensräume unter Bodenverdichtung, Versiegelung, Schadstoffeinträgen, intensiver Forstwirtschaft und Klimaveränderungen leiden.
Während Tiere und Pflanzen im Naturschutz fest verankert sind, wird die Funga noch immer häufig wie ein Anhängsel behandelt. *Timo Ertel, Wuppertal*

meinungsstark

Frohe Botschaft

„Die Scheindebatte des Jahres“,
taz vom 3. 8. 26
Die ostdeutschen Ministerpräsidenten brauchen eine sozialpolitische Erfolgsmeldung. Wenn sie die nicht vor den Wahlen bekommen, zum Beispiel in Form einer beschlossenen Härtefallregelung, vermindern sich ihre ohnehin schlechten Wahlchancen. Dass der Artikel auf der ersten Seite dies nicht anspricht, ist für mich genauso verstörend, wie die schrofte Reaktion der Regierungskoalition.
Burkhard Braunbehrens, Ebertsheim

Geschichtsvergessen

„Hauptsache, ein Olympia mit dem Kürzel 36“,
taz vom 1. 8. 26
Olympia 2036 in Berlin – was für ein vermessener und geschichtsvergessener Vorschlag. Ich schlage stattdessen vor: Die Paralympics 2036 finden in Berlin statt. Damit kann Deutschland zeigen, aus den Untaten der Nazizeit gelernt zu haben. Und die Olympiade findet in Warschau oder in Kyjiw statt, mitfinanziert von Deutschland. Als Zeichen der Erinnerung an die einstige Zerstörung durch deutsche Soldaten. Und das olympische Feuer macht vorher Station in Berlin – und wird dann von Berliner Läufer:innen nach Warschau oder Kyjiw getragen. Mehr Ehre für Berlin wäre vermessen und geschichtsvergessen.
Michael Kannenberg, Heilbronn

Frauen von der Insel

„Die Mentalität der Insel“,
wochentaz vom 1.–7. 8. 26
Ich las den Beitrag des Reisejournalisten sehr aufmerksam, und schnell fiel mir auf, hier fehlt doch etwas – natürlich eine Erinnerung an die weltbekannten Frauen! Asta Nielsen hat es ja wenigstens in den letzten Satz geschafft, aber Gret Palucca war dem Autor neben den üblichen „Verdächtigen“ keine Erwähnung wert! Höchst bedauerlich!! Zumal das Palucca-Haus 2009 von einem Investor abgerissen wurde!
Nun – ich habe Hoffnung, dass dieser sehr besonderen Frau erinnert wird. Mein fast 15-jähriger Enkel aus Potsdam brachte gerade einige Ferientage mit Freunden auf der Insel, und als einen der ersten Namen erwähnte er den von Gret Palucca. Große Freude für mich!
Auch kommt ja Ende August der Film „Hiddensee“ in unsere Kinos, und schon im Trailer war zu sehen: Gret Palucca ist unvergessen!
Eleonore Wolf, Neubrandenburg

Wie Treibmüll

„Erst Brandbrief, dann Versöhnung“,
taz vom 5. 8. 26
Christdemokraten, Menschen, die sich auf ein humanistisches, christlich geprägtes Abendland berufen, sprechen über Menschen wie über Treibmüll, der an der Küste angespült wird, und fordern schnellstmögliche Entsorgung. Gleichzeitig sollen die Grenzen dichtgemacht werden, damit das „Heimatland“ nicht mit unerwünschten Menschen (?) überspült wird.
Das Thema fängt aber viel früher, an ganz anderer Stelle an, das, was hier gerade passiert, ist doch die Folge unseres Verhaltens in der Vergangenheit. Wir schließen Menschen in anderen Regionen der Welt von der Teilhabe an einem guten Leben aus; wir betreiben grünen Kolonialismus, beuten Regionen in der Welt auf der Suche nach seltenen Erden, billigen Rohstoffen, Lebensmittel aus aller Welt zu jeder Zeit aus und treiben damit Menschen in prekäre Situationen und in die Flucht und stärken damit Autokraten, die billige, einfache Lösungen versprechen – hier und anderswo.
Wir alle sind nicht ausreichend bereit, zugunsten anderer Menschen Verzicht zu üben und Geflüchtete in unsere Gesellschaft zu integrieren. Alles, was nicht in die Schablone „nationales Erscheinungsbild“ passt, stellt sich als Gefährdung für die Gesellschaft dar und muss eingeschränkt oder sogar bekämpft werden. *Wolfgang Schuy*



taz die tageszeitung,
friedrichstraße 21
10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

korrekturen und klarstellungen

Neigung statt Steigung

„Ist das die gleiche Sonne in Italien wie bei uns daheim?“ lautete die kinderfrage von Joshua, 5 Jahre, in der wochentaz vom 25. Juli. Kurze und richtige Antwort: Ja! Einem aufmerksamen Leser fiel in der weiteren Antwort aber noch ein versteckter Fehler auf. Wir schrieben, dass die Sonne in Italien und in Deutschland im Sommer höher stehe als im Winter. Und dass das daran liege, dass die „Rotationsachse der Erde um 23 Prozent geneigt“ sei. Die Erde ist aber eine Kugel und deshalb wird ihre Neigung in Grad und nicht in Prozent (wie bei Steigungen) gemessen.

So fresh hier

Jetzt verrate ich Ihnen ein kleines Geheimnis: Wenn das Thermometer über 35 Grad klettert, flüchte ich gern ins Einkaufszentrum. Klar könnte ich nun behaupten, dass ich an solchen Tagen am liebsten ins klimatisierte Museum gehe und mir Hieronymus Boschs Weltuntergangs-Triptychon angucke oder in einer Kirche das Vaterunser bete, aber ich bin eine Sünderin, die ihre Körpertemperatur am liebsten damit senkt, dass sie shoppen geht.

Während der jüngsten Hitzewelle war ich in Wien. Wien! Da stellt man sich natürlich gleich ein prachtvolles Einkaufszentrum im Stile der Hofburg

vor: Renaissance! Barock! Klassizismus! Aber leider ist Wien an manchen Stellen auch nur Schwedt an der Oder, das glaubt, dass es Mailand ist. Mit diesem Gedanken schleiche ich durch die Engerthstraße im 2. Bezirk. Links ein verblichener Gemeindebau, rechts ein paar arme Bauarbeiter, die bei diesen horrenden Temperaturen doch tatsächlich damit beauftragt wurden, flüssigen Teer über einen Fahrradweg zu kippen.

Der Teer stinkt, die Sonne brutzelt, selbst ohne körperliche Schinderei fühle ich mich nach zwei Minuten im Freien wie ein Broiler im Hähnchengrill. Doch meine Rettung ist nah: Aus nicht einmal 50 Metern Entfernung strahlt mir das Stadion Center entge-

gen. Wobei „strahlen“ eindeutig zu positiv ist. Denn auch wenn die geschwungene Architektur nach großer Sportarena aussehen soll, wirkt das Einkaufszentrum eher wie der schwächliche Bruder des berühmten Ernst-Happel-Stadions, das gleich um die Ecke liegt. Statt großem Auftritt pappen hier Werbelogos wie Pickel-Patches auf fahler Betonhaut. Einen New Yorker gibt es hier, einen Nanu-Nana – dm, Tchibo, Deichmann; und weil wir in Österreich sind, natürlich auch einen Billa in XXL.

Nichts an diesem Einkaufszentrum ist richtig, und trotzdem ist es für mich in der Hitzewelle mein Place to be. Denn drinnen erwarten mich erfrischende 17 Grad wie im Frühling, wo

man zwar schon im T-Shirt rumlaufen kann, aber ab und zu trotzdem noch eine Gänsehaut kriegt. Gibt es gerade etwas Besseres?

Zugegeben, viele der hier angebotenen Sachen sind totaler Schrott, aber irgendwie beruhigt es mich, durch die Gänge zu schlendern, in altbekannte Geschäfte zu blicken und für eine Weile so zu tun, als wäre nie etwas passiert: keine Klimakrise, kein zerstörter Kleinhandel, keine Geldsorgen. Wie viele andere bin ich zwischendurch immer wieder voll im Verdrängungsmodus, aber lange wird das für uns nicht mehr gutgehen.

Als Erfinder dieser modernen Geldstaubsäuger gilt übrigens ein Öster-

reicher: der Städteplaner und Architekt Victor Gruen, der nach der Flucht vor den Nazis 1954 das erste Shoppingcenter am Rande von Detroit eröffnete. Seine Vision war kein reiner Konsumtempel, sondern ein Ort, an dem man auch in den Genuss von Kultur kommen sollte, zu Fuß und wettergeschützt. Doch seine Utopie ist längst zur Farce geworden, unser Shoppingwahn macht den Planeten kaputt. Paradoxerweise könnte der Temperaturanstieg gerade Einkaufszentren eine rosige Zukunft bescheren, denn kein Internetschnäppchen der Welt macht die Umgebung mit einem Klick kühler – es sei denn, man kauft eine Klimaanlage.

Anna Fastabend

Wohin bei der Hitze? Eine Wärmebildkamera zeigt Menschen vor einem Einkaufszentrum
Foto: Joseph Giacomini/Connect Images/Getty Images

die kinderfrage

Wieso sind Tauben immer noch schmutzig, wenn sie fliegen und es regnet?

Wir wollen von Kindern wissen, welche Fragen sie beschäftigen. Jede Woche beantworten wir eine. Diese Frage kommt von Yara, 7 Jahre.

Sie flattern durch Bahnhöfe. Gurrend picken sie auf Marktplätzen Brotkrumen auf. Und viele Kinder scheuchen sie schrecklich gern durch die Einkaufspassagen. Tauben gehören fest zu unserem Stadtbild. Doch ihr Ruf ist nicht der beste.

Viele Leute mögen keine Tauben. Sie sind genervt von ihnen, weil sie auf Dächer, Fensterbretter und Denkmäler kacken. Die Vögel werden manchmal auch „Ratten der Lüfte“ genannt, weil sie als dreckig gelten und Krankheiten übertragen sollen.

Die Sache ist nur die: So schmutzig sind Tauben gar nicht. Weder eine Taube noch irgendein anderer Vogel kann sich Schmutz im Gefieder leisten. Denn das würde ihnen Probleme beim Fliegen bereiten. Darum putzen so ziemlich alle Vögel ihre Federn mit dem Schnabel. Außerdem baden sie ausgiebig, mal im Wasser, mal im Sand.

Warum also gelten Tauben als schmutzig? Das liegt nicht an dem Vogel selbst, sondern an den Hinterlassenschaften. Allerdings ist Taubenkot nicht gefährlicher als der von anderen Vögeln. Nur kommen eben in unseren Städten viel mehr Tauben an einem Ort zusammen. Dadurch fällt der Taubendreck mehr auf.

Dass so viele Tauben in unseren Städten leben, ist unsere eigene Schuld. Vor Tausenden Jahren hielten Menschen Tauben als Haustiere. Sie transportierten Briefe und wurden auch gegessen. Die Nachkommen dieser Haustauben sind bis heute an uns gewöhnt. In der Stadt finden sie Schutz vor Feinden wie dem Habicht. Außerdem gibt es reichlich Futter, auch wenn Brotkrümel und Pommes auf dem Boden gar keine gesunde Nahrung für sie sind.

Wilde Tauben nisten und brüten an Klippen und in Höhlen. Darum fühlen sich die Vögel an Hauswänden, Brücken und anderen Bauwerken wohl. Dort sorgen sie dann erst für richtig Ärger. Es heißt, der Taubendreck greife die Baustoffe an und mache die Gebäude kaputt. So richtig bewiesen ist das nicht. Einige Forschende sagen: Weder würden die Tauben viel Dreck machen noch greife Taubenkacke Baustoffe wie Stein oder Holz an.

Doch Schmutz hin oder her: Tauben sind wilde Tiere, auch wenn sie so nah bei den Menschen leben. Und wilde Tiere sollte man nicht anfassen. Sie können Bakterien und Keime mit sich tragen, die den Tieren zwar nicht schaden, den Menschen aber schon. Vielleicht erzählen ja deshalb manche Eltern ihren Kindern, die Tauben seien dreckig, eklig und igittigitt.

Philipp Brandstädter

Hast du auch eine Frage? Dann schreib sie uns an kinderfragen@ taz.de

das ding der woche

Was ist das?

Ein Fliegenwedler genannter Miniventilator, der gerade Hochsaison hat.

Was soll das?

Der Fliegenwedler müsste eigentlich Wespenwedler genannt werden, denn diesem Zweck dient er: Er vertreibt Wespen, die es sich im zu Ende gehenden Hochsommer noch mal gutgehen lassen wollen und Esstische ansteuern. Zwar wedeln und surren die Wedler auch, aber sie streiten sich nicht mit uns um Pflaumenkuchen, Matjes Hausfrauenart oder Pistazieneis – und sie stechen nicht. Sie wedeln nur munter im Kreis, und ein Luftzügchen gibt’s auch noch dazu.



Foto: Promo

der comic

JEDEN TAG SCHICKT MIR GREGOR EINE GANZE REIHE LUSTIGER VIDEOS, DIE ER IN DEN SOZIALEN MEDIEN GEFUNDEN HAT.



KONNICHIWAS GEHT?! NOZOMI HORIBE

starke gefühle

Liebe Influencer:innen, eure zur Schau gestellten Fake-Gefühle nerven. Wann ist Overacting endlich over?

Wenn andere spontan, impulsiv und ausgelassen sind, zögere ich gern. Mal bereue ich es im Nachhinein, mich von Gefühlen abgehalten zu haben, die das Leben vielleicht erst lebenswert machen. Meistens bin ich aber auch erleichtert, von den Konsequenzen der überschwänglichen Auf’s und Abs verschont zu bleiben, weil ich mir den einen oder anderen Gefühlsausbruch verkniffen habe.

Kürzlich wollte ich aber doch einmal ausbrechen: hin zur Pre-Release Listening Party für das neue Album einer meiner Lieblingsbands, The Strokes. Also rasch überkauft Ticket kaufen und rein in einen Plattenladen in Neukölln, um dort zu hören, was ich Stunden später sowieso for free auf Spotify hören würde. Ich ging nicht unbedingt der Musik wegen dorthin, vielmehr wollte ich mich an das Gefühl aus alten Schulzeiten erinnern, als ich freitags blaumachte, um als Erster die neueste Veröffentlichung von irgendwem zu ergattern und diese dann auf dem Wohnzimmerteppich liegend rauf und runter hörte, bis ich jede Zeile mitsingen konnte.

Aus meinem nostalgischen Gefühl wurde nix. Es wurde mir von einer Horde InfluencerInnen verhaselt, die mit mir in den Record Store rammelte, weniger aus Nostalgie als aus Berufsgründen. Denn gefilmte Gefühle spielen kostbare Aufmerksamkeit

ein. Noch vor den ersten Klängen zückten sie ihre Telefone und filmten sich beim Hören: Augen verdreht, Mund aufgerissen und mit der Hand verschlossen, die andere Hand auf der Brust fühlt den erhöhten Puls. Manche hielten ihre Unterarme in die Kamera, Gänsehaut als Beleg authentischer Ekstase. Und ich so: Echt jetzt?

Noch vor den ersten Klängen filmen sie sich beim Hören: Augen verdreht, Mund aufgerissen, Hand auf der Brust

Ja klar, wer bin ich, über die Gefühle anderer zu urteilen. Trotzdem kaufe euch nicht ab, wie unfassbar lecker euer Gurkensalat ist, wenn ihr die Faust auf die Edelstahl-anrichte hämmert, den Verkostungsöffel durch die Küche pfeffert und fassungslos den Kopf schüttelt. Ich habe schon Gurkensalat gegessen. Ich kaufe euch nicht ab, wie fantastisch sich das Work-out anfühlt, wenn ihr demonstriert, wie witzig ihr die Übungen findet. Ich habe schon Klimmzüge gemacht. Und keinesfalls kann ich euch eure Begeisterung über diese neue Platte abkaufen. Sie ist nicht besonders gut.

Mimik ist Universalsprache. Die meisten Menschen auf der Welt verstehen, ob jemand glücklich, traurig, wütend, ängstlich, überrascht oder angewidert ist. Wir nehmen uns diese Gesichtsausdrücke zu Herzen, sie lösen eigene Gefühle in uns aus, das emotionale Drama unterhält uns. So werden in den sozialen Medien nachweislich Videos mit expressiven Gesichtern häufiger angeschaut. Der Algorithmus belohnt sich an die Übertreibung, sodass schon die nächste Reaktion umso heftiger ausfallen muss.

Wenn aber Gefühle nicht länger Reaktion sind, sondern Produkt werden: Stumpft dann unser Verständnis für Gefühle ab?

Hoffentlich nicht. Die Konsumentenfor-schung wusste doch schon vor Social Media, dass übertriebene Werbung weniger angenommen wird als authentische. Vielleicht hat das Publikum bald genug von der Emotionsinflation. Schon jetzt gibt es eine Gegenbewegung des Deinfluencings, die überrephorische Unboxing-Videos entlarvt.

Denkt also dran, wenn ihr euch auf Reisen filmt, wie doll ihr euren Urlaub genießt. Denkt dran, wenn ihr euch im Museum filmt, wie deep die Kunst auf euch wirkt. Denkt dran, wenn ihr uns zeigen müsst, wie ihr die beste Zeit eures Lebens habt, die ihr vielleicht sogar hättet, wenn ihr euch nicht filmen würdet: Wir misstrauen euch.

Philipp Brandstädter



Eine Konsumentin breitet in Berlin-Schöneberg den gerade erworbenen Stoff aus

Von einem High zum nächsten jagen

Monkey Dust heißt eine neue Droge, die den deutschen Markt erobert. Sie wirkt nach Sekunden, ist billig und macht sehr schnell abhängig. Wie schwer es ist, davon loszukommen, zeigen die Geschichten von Adele und Yiğit

Aus Berlin **Sophie Fichtner** (Text) und **Jens Gyarmaty** (Fotos)

Es ist kurz nach 12 Uhr mittags und Adele hat noch nicht geschlafen. Sie sitzt aufrecht auf einer Bank im Bülow-Eck in Berlin-Schöneberg, ihre Augen sind hinter einer schmalen Sonnenbrille versteckt. Gerade hat sie noch versucht, das High mit Weißwein einzudämmen. Um sie herum löffeln Menschen Cornflakes, andere rollen sich auf den Sofas zusammen und schlafen direkt ein. Das Kontaktcafé des Drogennotdienstes ist eine erste Anlaufstelle für Menschen aus der offenen Drogenszene in Berlin. Die meisten von ihnen sind obdach- oder wohnungslos. Das Bülow-Eck, ein großer Eckladen mit Küchentresen, Sofas und Tischen, gibt es seit vier Jahren. Seitdem werden Menschen hier beraten, bekommen saubere Spritzen, Pfeifen, Klamotten, eine Dusche und ein warmes Mittagessen. Aber im vergangenen Jahr habe sich etwas verändert, sagt Julian Diederich.

Der Sozialarbeiter, ein junger Mann mit Schnauzer und Tattoos, leitet die Einrichtung. Anfang 2025 hätten sie zum ersten Mal von Monkey Dust gehört, einer neuen Droge, die sich in der Gegend ausgebreitet habe. Im Spätsommer 2025 merkten sie, dass mehr Leute nach Metallpfeifen fragten, mit denen Monkey Dust geraucht wird. Nicht mehr nach Glaspfeifen für Crack. Seitdem „geht es richtig ab“, sagt Diederich. Die Metallpfeifen sind an diesem Tag Ende Mai aus. Man könnte sagen, dass ist die nächste Droge, die die Szene flutet. So wie Crack vor ein paar Jahren. Man könnte von einem Trend sprechen oder hoffen, dass es vorübergeht. Aber hört man Sozialarbeitenden, Konsumierenden und Wissenschaftler:innen zu, bekommt man den Eindruck, Monkey Dust ist von allem das Extrem: Es ist billiger als Heroin oder Crystal Meth. Es wirkt nach Sekunden. Dann ist das High erst wolkenkratzerhoch. Man will schnell nachlegen, mehr konsumieren, wieder fliegen, von einem High zum nächsten jagen. Aber noch während

des Rauschs, spätestens wenn er nachlässt, kommen die Wahnvorstellungen. Julian Diederich sagt, der körperliche Verfall seiner Klienten sei auffällig. Weil alle Grundbedürfnisse im Rausch ignoriert würden – essen, trinken, schlafen. Viele seien durch Monkey Dust drei, vier Tage lang wach. Adele, die selbst nicht schlafen kann, sagt, auf der Straße geht es nur noch um drei Ps: „Puff, Polizei und Paranoia.“ Puff, so nennt man den nächsten Zug Monkey Dust. Danach vermutet man überall die Polizei. Die Paranoia breitet sich aus. Ein junger Mann, der in einem Zelt vor einem Biosupermarkt wohnt, sagt: „Boah, nee, geh mir weg mit der Scheiße.“ Crack sei ja schon so eine Sache, aber Monkey Dust, das sei selbst ihm zu krass. Und der Rauch, der rieche wie altes Sperma, „echt ranzig“. Was ist also Monkey Dust? Und was macht es mit den Menschen, die es konsumieren? Monkey Dust gehört zu den synthetischen Cathinonen, die auch als „Badesalz“ oder neue psychoaktive Stoffe be-

kannt sind. Sie werden komplett künstlich im Labor hergestellt, aber ihre Struktur bildet den natürlichen Wirkstoff der Khatpflanze nach, das Cathinon. Monkey Dust wirkt stark euphorisierend, es putscht auf, ähnlich wie Kokain oder Amphetamine. Und es fördert die sexuelle Lust. Deshalb ist die Substanz in der Chemsexszene verbreitet, was für Sex unter Drogeneinfluss steht. Eine gut gefüllte Pfeife „Monkey“ (so die Kurzform) kostet auf der Straße 10 Euro. Weil der feine Staub – Dust – in der Regel geraucht wird, wirkt die Substanz sofort nach dem Inhalieren. Zwanzig, dreißig Minuten hält das erste High. Dann wird man „affig“, wie Konsument:innen sagen. Sie meinen damit den wilden, unberechenbaren Zustand, in den die Droge sie versetzt. Aber auch die Entzugserscheinungen, die schnell einsetzen und einen dazu bringen, noch eine Pfeife zu rauchen. Wenn Adele vom Monkey-Rausch erzählt, werden ihre Augen groß vor Begeisterung, „das High ist sooo gut“, sagt sie auf Englisch. Neben ihr sitzt

Yiğit, der an einem Becher Krümeltee nippt. Beide kennen sich mit Monkey aus, aber wollen bei diesem Thema nur mit ihrem Vornamen in der Zeitung stehen – wie die anderen Menschen, die in diesem Text über ihren Konsum sprechen. Die beiden wohnen in einer Unterkunft des Drogennotdienstes und hängen häufig im Bülow-Eck rum. Adele sagt, sie könne niemals nüchtern bleiben. Zu sehr genießt sie den Rausch. Yiğit nickt, er kann nachvollziehen, was sie beschreibt; er kam über die Chemsexszene zur Droge. Aber Yiğit ist seit sieben Monaten clean, weil er nach wenigen Wochen Monkey-Konsum am Ende war. Yiğit ist 37, ein kleinerer Mann mit viel Bart und Nasenring, Typ Hipster. Seine Stimme ist sanft, aber er springt schnell von einem Ereignis zum nächsten, wenn er von den vergangenen Jahren erzählt. Yiğit ist schwul. Für seinen Mann zieht er 2018 nach Berlin und beginnt gerne feiern zu gehen. „Die Schwulenszene und Drogen liegen

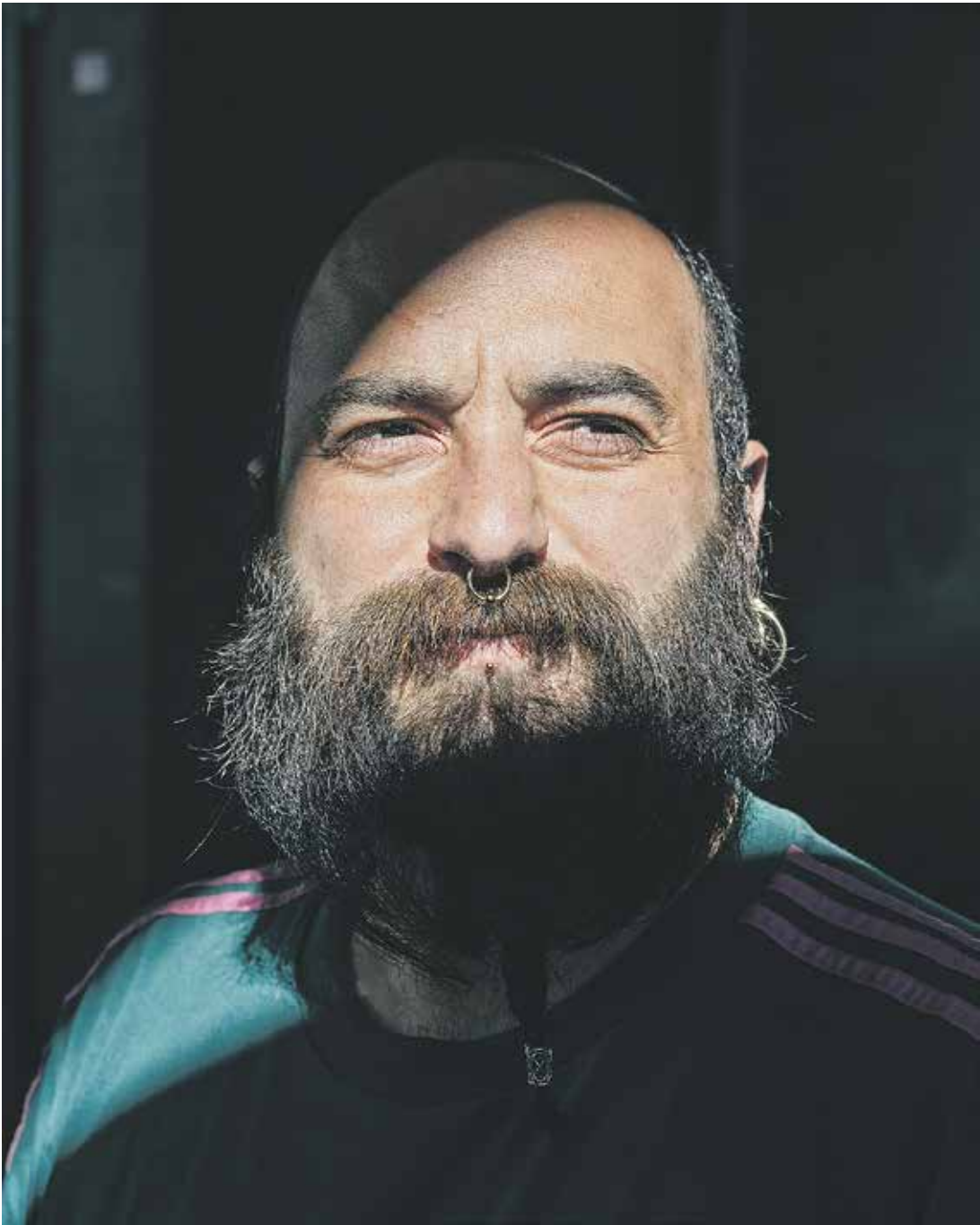
Fortsetzung auf Seite 26

2.150

Menschen sind 2025 in Deutschland an den Folgen von Drogenkonsum gestorben
Quelle: Bundesdrogenbeauftragter, 2026

528

davon waren jünger als 30 Jahre – das ist fast ein Viertel
Quelle: Bundesdrogenbeauftragter, 2026



Während der Coronazeit ist er abgestürzt, jetzt ist er seit Januar clean: Yiğit

Fortsetzung von Seite 25

nicht weiß auseinander“, sagt Yiğit. Man treffe sich auf Partys, Substanzen wie GBL, Crystal Meth oder Monkey Dust würden angeboten wie anderswo Zigaretten. Im Rausch hat man dann Sex. Aber viel enthemmter und länger als im nüchternen Zustand.

Acht Jahre lang konsumiert Yiğit Crystal Meth, bei einem Date reicht ihm dann jemand eine Pfeife mit Monkey Dust. Er habe davon schon mal gehört gehabt, sagt er. Was Monkey genau ist, weiß er damals aber nicht. Drogenkonsum sei in der Szene so natürlich, dass man nicht hinterfrage, ob und was man nimmt, sagt Yiğit. Sex und Drogen gehörten einfach zusammen. Also zieht Yiğit an der Pfeife.

Antonia Bendau ist Psychologin und leitet die Arbeitsgruppe Partydrogen an der Berliner Charité. Mit ihrer Kollegin Twyla Michnevich hat sie dieses Jahr die weltweit erste systematische Befragung von Menschen, die Monkey Dust konsumieren, veröffentlicht. „Wenn eine Person sagt, sie konsumiert Monkey Dust, ist relativ unklar, was genau sie eigentlich konsumiert“, sagt Bendau und zählt verschiedene Substanzen auf, die alle als Monkey Dust verkauft werden: MDPV, MDPHP, Alpha PHP, Alpha PIHP, Alpha PVP. Die Liste könnte meterlang sein. „Stand jetzt gibt es über 200 verschiedene synthetische Cathinone“, sagt Bendau, „und es werden immer weitere hergestellt.“

Ein großes Risiko liege darin, dass es über diese Substanzgruppe kaum Wis-

sen gebe. Anders ist das zum Beispiel bei Alkohol oder Kokain. Diese Stoffe werden seit Langem konsumiert – und erforscht. „Wir wissen, was passiert, wenn Menschen diese Substanzen über einen längeren Zeitraum konsumieren“, sagt Bendau. Was sich im Körper verändert etwa oder wie sich die Stoffe auf die Psyche auswirken. Bei synthetischen Cathinonen gebe es dagegen vor allem Fragezeichen. Und: Die über 200 unterschiedlichen Stoffe gehören zwar zur gleichen Substanzgruppe, unterscheiden sich aber teilweise deutlich in ihren Wirkungen und Risiken.

Wie Monkey Dust im Gehirn genau wirkt, wurde bisher nicht erforscht. „Aber erste Befunde aus Zellstudien weisen darauf hin, dass die Effekte auf das Dopaminsystem 50- bis 100-mal



Der Notfallkoffer, mit dem die Streetworker:innen unterwegs sind

stärker sein können als bei Kokain“, sagt die Psychologin. „Das trägt wahrscheinlich auch zum hohen Abhängigkeitsrisiko von Monkey Dust bei.“ Es werde sehr schnell ein Craving nach mehr ausgelöst. Hirn und Körper teilen einem mit: Das will ich noch mal.

„Dass synthetische Cathinone wieder verschwinden, ist unwahrscheinlich“

Antonia Bendau, Charité-Forscherin

Gegen Ende der Nullerjahre tauchte Monkey Dust schon einmal in Großbritannien auf – blieb aber sehr nischig. Während der Coronapandemie verbreitete sich die Substanz dann spürbar. 2023 stiegen zum Beispiel die Suchanfragen zu Monkey Dust bei Google sichtbar an, erzählt Bendau. Durch die Pandemie konnten Drogen schwieriger um die Welt geschifft werden und Substanzen, die in Südamerika oder Asien produziert werden, wurden in Europa knapp. Diese Engpässe wurden vermutlich von synthetischen Cathinonen bedient, weil sich die chemischen Substanzen in Laboren in Europa herstellen lassen.

Außerdem seien die neuen Substanzen in Nachbarländern teilweise noch nicht verboten gewesen, sagt Antonia Bendau. Die Hersteller nutzten einen Trick. Synthetische Cathinone haben zahlreiche chemische Varianten. Wurde eine Substanz gesetzlich verboten, veränderten die Hersteller in den Laboren eine Molekülstruktur und die neu entstandene Substanz war legal. Auch dieser Faktor begünstigte die Verbreitung von Monkey Dust.

Deutschland reagierte auf dieses Problem schon 2016 mit dem Neupsychoaktive-Stoffe-Gesetz. Dadurch können nicht nur einzelne Substanzen verboten werden, sondern gleich ganze Wirkstoffgruppen – auch wenn die Molekülstruktur also verändert wird, bleibt die Substanz illegal.

Die Pandemie markiert auch für Yiğit einen Wendepunkt. Bis dahin hat er ein gewöhnliches Leben: Er wächst in der Türkei auf, studiert Dolmetschen – Türkisch–Englisch, Englisch–Türkisch. Nebenbei arbeitet er als Flugbegleiter und verdient gutes Geld. Er entscheidet sich, lieber mehr zu arbeiten, als zu studieren. Acht Jahre lang fliegt er, wird zum jüngsten Kabinenchef seiner Airline. Bis er mit 27 auf einem Wochenendtrip einen Mann kennenlernt. Einen Deutschen. Yiğit zieht für ihn nach Berlin, die beiden heiraten.

Drei Jahre nach der Hochzeit geht die Beziehung kaputt. Zeitgleich zur Coronapandemie. Yiğit, der bis dahin ab und zu Drogen konsumiert hat, hat mit einem Schlag keinen Partner mehr, keinen Alltag, die Menschen schotten sich ab. Er sitzt alleine in seiner Wohnung. Um Geld zu verdienen, sittet er Hunde und Katzen. Der Spätbesitzer, bei dem er Tabak kauft, ist der einzige Mensch, den er sieht. Yiğit verkriecht sich im Drogenrausch. Er geht auf Sexdates und nimmt Crystal Meth. Eigentlich hatte er sich versprochen, Crystal niemals zu injizieren. Bald macht er es doch, dann immer häufiger. Er habe keine gute Impulskontrolle, sagt Yiğit.

Yiğit wird immer depressiver, er liegt tagelang im Bett, öffnet keine Briefe, zahlt keine Rechnungen. So bemerkt er die Mahnungen nicht, die sich in seinem Briefkasten häufen. Im Sommer 2024 steht plötzlich ein Räumungsteam vor seiner Tür. Er hat 30 Minuten, um seine Sachen zu packen, erzählt er. Dann verliert Yiğit seine Wohnung.

Zwischenzeitlich kommt er bei seinem Ex-Mann unter oder zieht durch die Notunterkünfte der Stadt. Mehrmals die Woche konsumiert er mittlerweile Crystal, bis er Suizidgedanken

bekommt. Er rettet sich in eine Klinik und nimmt für ein halbes Jahr keine Drogen. Dann geht er auf das Date, bei dem ihm eine Pfeife mit Monkey Dust gereicht wird.

Im Bülow-Eck erzählen einem die Klienten immer wieder, dass sie früher Heroin, Crack oder Crystal konsumiert haben, aber jetzt Monkey Dust rauchen. Da ist zum Beispiel Tomasz, er wartet draußen in der Sonne, bis er duschen kann. Er lebt auf der Straße, die Haut in seiner Armbeuge hat Dellen vom früheren Spritzen. Sechs Jahre lang habe er Heroin genommen, sagt Tomasz. Jetzt rauche er Monkey. Er müsse wach bleiben, brauche die Energie, sagt er. Monkey Dust sei billiger, deshalb nehme er es.

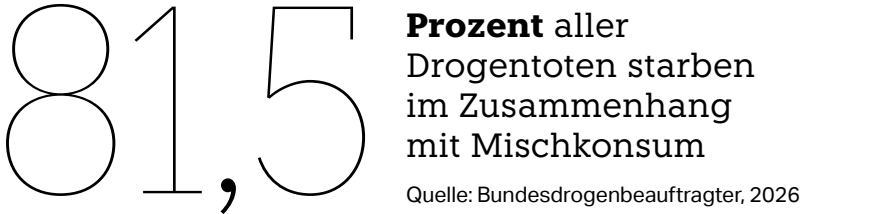
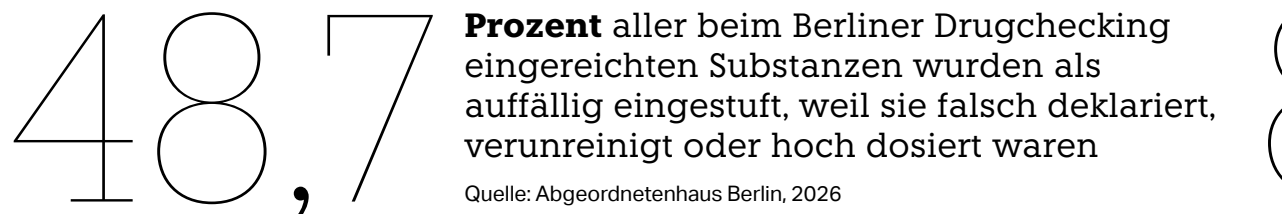
An einem Tag im Juni packen die Streetworker:innen in der Vorratskammer ihre Rucksäcke für die Kiezrunde. Feuchttücher (sehr beliebt), Feuerzeugbenzin (fast noch beliebter), frische Spritzen, Pfeifen, ein paar T-Shirts, Desinfektionsmittel, Verbandszeug, Wasser, Kekse (nicht so beliebt). Die drei laufen los, um auch Leute zu erreichen, die nicht zu ihnen ins Bülow-Eck kommen.

Im Bülowkiez kommt Monkey Dust besonders gut an. Es gibt die Gaysszene, die eng mit der Chemsexszene verknüpft ist. Und hier liegt die Kurfürstenstraße, Berlins ältester Straßenstrich. Monkey Dust mache die Arbeit für viele der Frauen hier erträglicher, sagt einer der Streetworker. Weil die Substanz eben nicht nur euphorisch mache, sondern auch horny.

Nach wenigen Häuserblöcken ruft den Streetworker:innen eine Frau hinterher, sie hat sie schon aus der Ferne gesehen. Mit einer Decke um die Hüfte gewickelt und mehreren Tüten in den Händen kommt Victoria angelaufen, eine kleine, dünne Frau, ihr Alter ist unschätzbar, vielleicht 35, vielleicht ist sie aber auch Ende 40. Sie brauche eine Hose, sagt sie, aber eine lange wegen des offenen Beins. Victoria lässt sich auf eine Stufe vor einem leeren Laden fallen und beginnt eilig, ihre Feuerzeugsammlung aufzufüllen. Das Gas zischt beim Umfüllen. Sie öffnet ihre Lippen, sodass man die Kugel Heroin sieht, die zwischen ihren Eckzähnen steckt. „Falls die Polizei kommt, dann schlucke ich es runter“, sagt sie und grinst. Den Stoff hat sie gerade gekauft, so wie den kleinen Papierumschlag, den sie mit ihrer Hand umschlossen hält. Wie ein Häufchen hellbraune Kreide sieht das Monkey darin aus. „Früher habe ich fünf Kugeln Heroin am Tag genommen“, sagt Victoria, „jetzt nur noch eine.“ Stattdessen raucht sie nun Monkey.

Christiane, enges weißes T-Shirt, rot gefärbte Haare, eine der alteingesessenen Sexarbeiter:innen hier, sitzt neben Victoria auf der Stufe und wartet auf den nächsten Freier. Aus ihrer Handtasche zieht sie eine Unterhose hervor. „Die ist ganz neu“, sie drückt sie Victoria in die Hand. Christiane selbst nimmt keine Drogen, „zum Glück“, sagt sie, aber viele der Frauen hier würden Monkey konsumieren. Bei manchen sei der Suchtdruck so groß, dass sie ihre Dienstleistungen sehr billig anbieten würden.

In anderen Stadtteilen Berlins scheint Monkey Dust bislang weniger verbreitet zu sein. In Göttingen gibt es seit einigen Jahren eine Flexszene, wie die Substanz dort genannt wird. Vermutlich verbreitete sich die Droge dort, weil andere Substanzen kurzfristig nicht verfügbar waren, sagt Antonia Bendau, die Forscherin von der Charité. Ob das anderen Städten auch bevorsteht? Prognosen seien immer schwierig, sagt Bendau, aber „dass synthetische Cathinone wieder ganz verschwinden, ist unwahrscheinlich“. Manchmal kommen Menschen auch ungewollt mit starken synthetischen Cathinonen in Berührung. Im Drugchecking – dem Drogentest, den Beratungsstellen inzwischen anbieten – wird aktuell



immer wieder NEP gefunden, ein weiteres starkes synthetisches Cathinon, das der Partydroge Mephedron beigemischt wird.

In Chatgruppen auf Signal und Telegram, in denen Substanzen verkauft werden, wird mittlerweile neben sämtlichen Partydrogen auch Monkey Dust angeboten. Jeden Tag wird das Angebot geteilt. An erster Stelle der Liste steht Monkey Dust, daneben ein Affen-Emoji. Drei Gramm kosten 75 Euro. Darunter werden Mephedron, Ketamin, Kokain, MDMA und verschiedene Sorten Gras angeboten.

Auf den Stufen vor dem leeren Laden bröseln Victoria ein paar Krümel in ihre Pfeife und zündet sie an. „Bäääh, Natron“, Victoria springt auf, „das ist gestreckt, scheiße.“ Sie läuft los, um die Ecke, die eben gekaufte Ware reklamieren. Ihre Tüten lässt sie bei Christiane stehen.

Ein paar Straßen südlich liegt die Tageswerkstatt des Drogennotdienstes auf einem kleinen Industriegelände. Die Luft an diesem Sommertag ist drückend, im Essensraum hängt der Geruch von Käse-Lauch-Suppe mit Hack. Zum Nachtisch gibt es Kuchen mit Johannisbeeren aus dem Garten der Einrichtung. Yiğit isst schnell, heute Vormittag war er mit einer Gruppe in der Gegend Müll sammeln. Suchtkranke Menschen können in der Tageswerkstatt aus verschiedenen Angeboten auswählen, werken oder nähen, Körbe flechten oder eben im Kiez kehren und so einen Tagesrhythmus entwickeln, der nichts mit Drogen zu tun hat. Im Flur hängt eine Anmeldeleiste für das nächste Spiel-Event. Fast alle Zeilen sind noch frei, aber Yiğit hat sich schon eingetragen.

Nach dem Mittagessen setzt sich Yiğit vors Haus in den Schatten und dreht sich eine Zigarette. Ab dem Sexdate im vergangenen Winter rauchte er 25 Tage lang Monkey Dust, erinnert



Sozialarbeiter Julian Diederich

er sich genau. Vorher war er ein halbes Jahr clean, hatte kein Crystal mehr konsumiert, das Monkey hat ihn dann aber sofort im Griff. Seit der Räumung hat Yiğit keine eigene Wohnung mehr, er zieht von einer Notunterkunft zur anderen. Und er geht auf viele Dates, ist ständig high, hat wilden, animalischen Sex. Um körperliche Nähe geht es dabei nicht.

Fast zeitgleich mit dem Monkey-High setzt bei Yiğit die Paranoia ein. Er hört Stimmen, eine jüngere und eine ältere Frau, die über ihn reden, ihn runtermachen. Sie sind da, sobald er aufwacht. Sie folgen ihm den ganzen Tag. Einmal versucht er sie loszuwerden. Als sich die S-Bahn-Türen schließen, springt er im letzten Moment auf den Bahnsteig, damit die Frauen es nicht rechtzeitig raus schaffen und im Zug bleiben. Aber sie verfolgen ihn weiter.

Antonia Bendau von der Charité bestätigt, was Yiğit erlebt hat. Erste Forschungsergebnisse legen nahe, dass Monkey Dust ein relativ hohes Psychoserisiko habe. „Auffällig viele Men-

Das Bülow-Eck ist eine Anlaufstelle für Drogenabhängige in Berlin-Schöneberg



schen haben schnell Paranoia, Angstzustände, Panikattacken oder Wahnerleben“, sagt Bendau. Auf Yiğit trifft alles davon zu. Nach wenigen Tagen, an denen er Monkey Dust konsumiert hat, traut er sich nicht mehr unter Menschen. Wenn er einkaufen muss, geht er um drei Uhr nachts in einen Supermarkt, der immer offen hat, damit er möglichst wenig Leuten begegnet.

Im Bülow-Eck erschwert der Monkey-Dust-Konsum den Alltag der Sozialarbeiter:innen. „Wir kommen nicht so leicht an die Menschen ran“, sagt Julian Diederich, „viele lassen sich nicht ansprechen.“ Die Aggressivität der Klient:innen untereinander habe zugenommen und es gebe mehr Gewalt. Zuletzt seien immer wieder Fensterscheiben vom Bülow-Eck eingeschlagen worden. Das Glas neben der Eingangstür ist noch mit Tape geklebt.

Als die Streetworker:innen von ihrer Runde zurückkommen, ist es seltsam ruhig in dem Eckladen, dabei sind zwanzig Menschen gekommen, die maximale Anzahl. Vor der Tür warten weitere, aber drinnen wird geschlafen. Mit dem Kopf auf dem Tisch, dem Kopf auf den angewinkelten Knien. Vielleicht ist es die totale Erschöpfung nach Tagen ohne Schlaf.

Diederich musste zuletzt öfter den Rettungswagen rufen als sonst, erzählt er, weil manche Menschen sich gar nicht mehr wecken lassen. Sie wollen dann den Laden schließen, aber kriegen die Leute nicht raus. „Man sieht, dass sie atmen, aber auch wenn man an ihnen rüttelt, wachen sie nicht auf“, sagt Diederich.

Ein anderes Extrem sind die fliegenden Arme, die Zuckungen und Muskelkrämpfe. Neulich habe ein Klient fünfzehn Minuten lang gekrampft – ungewöhnlich lange, normalerweise seien es nur zwei, drei Minuten. Erst als die Sanitäter:innen eintrafen und ihm intravenös einen Krampflöser gaben, habe er sich entspannt.

Die Einflüsse von Monkey Dust auf den Körper sind zahlreich: erhöhter Puls und Blutdruck oder eine hohe Körpertemperatur, zählt Antonia Bendau von der Charité auf. Bei schweren Überdosierungen seien Nierenschäden und Herzrhythmusstörungen möglich, der Körper könne überhitzen oder eben krampfen. Aber viele Nebenwirkungen kämen vermutlich nicht direkt von der Substanz, sondern vom Konsummuster. „Tagelang wach, kaum Essen und Trinken – das allein zehrt den

Körper aus und kann Krampfanfälle begünstigen“, sagt Bendau. In ihrer Studie nahmen die Konsument:innen Monkey Dust im Schnitt über einen Zeitraum von 20 Stunden.

Es ist kurz vor Weihnachten 2025, als Yiğit eine schlechte Erfahrung während eines Sexdates macht, wie er erzählt: Nach dem Sex fühlt er sich extrem unwohl, er verlässt die Wohnung direkt. Es ist mitten in der Nacht, er weiß nicht wohin mit sich, er hat kein Zuhause.

Durch Monkey werden man beim Sex willenlos, sagt Yiğit heute. Man tue Dinge, die man sonst nicht machen würde. Er drückt es noch drastischer aus: „Es ist sehr leicht, jemanden zu missbrauchen, wenn er auf Monkey ist.“

Yiğit läuft kilometerweit durch die Straßen, sieht Schatten, wo keine sind. Er durchquert den Tiergarten, bis er bei einer Unterkunft ankommt, die er kennt. Eigentlich ist die Einrichtung längst geschlossen, aber in der Not klingelt Yiğit trotzdem an der Tür. Eine Mitarbeiterin macht ihm auf, und er darf sich in die Kleiderkammer legen. Yiğits Herz rast, er hat zu viel konsumiert. Er hat das Gefühl, keine Luft zu bekommen, ist dehydriert. Die Schatten, die Stimmen, alles ist zu viel. „Sollen wir einen Rettungswagen rufen?“, fragt die Sozialarbeiterin.

Das ist 25 Tage, nachdem er zum ersten Mal an einer Pfeife Monkey gezogen hat. Der Rettungswagen bringt ihn direkt in eine Entzugsklinik. Hier fühlt er sich sicherer. Yiğit bekommt ein Bett und schläft. Er schläft und schläft und schläft. 20 Stunden am Tag, erzählt er. Das Essen wird ihm ans Bett gebracht, weil er es nicht schafft, aufzustehen. Er liegt einfach nur da. Es ist wie mit einem Laptop, dessen Akku sich tiefentladen hat. Um aus dem Standby-Modus zu gelangen, muss er einen gewissen Ladezustand erreichen.

Nach zwei Wochen wacht Yiğit auf und fühlt sich plötzlich energetisch. Zum ersten Mal seit wirklich langer Zeit hat er Energie, ohne zuvor Drogen konsumiert zu haben. Er will unbedingt etwas zu tun haben, fragt die Pflegekräfte auf der Station nach Aufgaben. Im Hof sammelt Yiğit Kippenstummel ein. In der Bibliothek sortiert er die Bücher nach Farben. Er geht zur Ergotherapie, zur Musiktherapie. Die Stimmen der zwei Frauen hört er immer seltener. Manchmal sind sie nur noch abends kurz da.

Auf der Bank vor der Tageswerkstatt sagt Yiğit, er hätte nicht gedacht, dass er es schaffe, von Monkey Dust loszukommen. Die Paranoia, sie sei gewaltig. Man könne sich nicht vorstellen, sie jemals zu überwinden. Aber wenn man diese

Wand durchbrochen hat, braucht man keine Substitution – das wusste Yiğit vor seinem Entzug nicht. Seit Januar ist er clean.

Als er nach drei Wochen aus der Klinik entlassen wird, läuft er über die Straße Richtung Bülow-Eck. Er sieht den Supermarkt, in dem er nur nachts eingekauft hat, den U-Bahnhof, aus dem Menschen kommen. Aber diesmal fühlt er keine Scham, er will sich nicht verstecken. Er hat keine Angst, dass er verfolgt wird. Er geht einfach so über die Kreuzung. An diesem Gefühl möchte Yiğit festhalten.

Und er denkt häufig an einen Rat, den ihm seine Ärztin vor der Entlassung gegeben hat. Sie habe nicht gesagt, nimm kein Monkey, das ist schlecht für dich, wie es von Ärzt:innen zu erwarten wäre. „Sie sagte, wenn du ausgehst, wenn du Drogen nehmen musst, wenn du dem Suchtdruck nicht mehr standhalten kannst, dann nimm Crystal. Nimm kein Monkey“, erzählt Yiğit. Das aus dem Mund einer Ärztin zu hören, beeindruckt ihn noch immer.

Irgendwann möchte Yiğit wieder daten. Aber er hatte seit acht Jahre keinen Sex mehr, ohne dabei high zu sein. Bevor er jemanden kennenlernt, will er deshalb eine Sache wieder lernen, sagt er: dass Sex nicht gleich Drogen bedeutet.



Monkey Dust wird in Metallpfeifen geraucht

20

Stunden dauert ein Monkey-Dust-Konsum im Schnitt. Während dieser Zeit muss der Konsumierende immer wieder „nachlegen“

Quelle: Studie der Charité Berlin

2000

verschiedene Cathinone kursieren mindestens unter der Oberbezeichnung Monkey Dust

Quelle: UNODC 2022



Jörn Kabisch
Der Wirt

Der wahre Superstar unter den Weinen

Vor einigen Jahren bin ich einmal einem Sommelier mit einem großen Tattoo auf dem Unterarm begegnet, „riesling rules“ stand da. Das fühlte sich für mich schon damals nicht richtig an. Heute bin ich sicher, dass die tollste Rebsorte der Welt eine andere ist: Silvaner!

Es ist der Wein, der in den Weinbergen rund um unseren Gasthof wächst. So bekomme ich automatisch viel von ihm mit. Und was ich da trinke, das ist so unterschiedlich und vielfältig, dass mir nie langweilig wird. Von Scheurebe, Bacchus oder Müller-Thurgau kann ich das nicht behaupten. Es gibt Silvaner zitrisch-frisch, mineralisch-reduktiv, kernig oder schmelzig, exotisch-fruchtig, perlglubbernd oder als Spätlese mit angenehmen Trockenobstnuancen. Und ich rede dabei nur von Reben, die in einem Radius von 15 Kilometer stehen. Altern kann er auch noch. Neu-lich habe ich ein Glas von einem 2013er-Jahrgang bekommen. So frisch! Kein Oldie, ein Youngtimer.

Auch als Speisebegleiter ist der Silvaner ein Allrounder. Hier in Unterfranken wird für den Wein mit dem Slogan „Spargel liebt Silvaner“ geworben, aber er geht genau so zu Geflügel und Fisch, selbst wenn die Forelle oder die Tauben mild geräuchert sind. Ich empfehle Silvaner zu einem Blumenkohlschnitzel wie zu Rehragout. Es kommt nur darauf an, was für einen. Wir haben inzwischen fast zwei Dutzend auf der Karte, mehr als alle Rebsorten zusammen. Jung und alt, im Holz oder in Granit gereift, als Orange- und als Naturwein.

Was Silvaner dafür so geeignet macht: Wie wenige andere Weine hat er die Fähigkeit, das Terroir perfekt aufzunehmen. Da die Eigenaromatik sehr zurückhaltend ist, setzen sich die Wachstumsbedingungen im Geschmack um. Steht er auf Muschelkalk, wird er fruchtiger, auf Gipskeuper mineralischer. Auffällig viele Gäste haben Bedenken und fragen nach Riesling, weil Silvaner zu sauer sei. Aber wenn Silvaner eins nicht ist, dann so sauer wie Riesling.

Bei uns in Castell ist Silvaner zuerst eingepflanzt worden. 1659 war das. Damals hieß der Wein noch Österreicher und kam auch dorthier. Heute heißt es in Franken „Silvaner rules“. Von keiner anderen Rebsorte wird mehr angebaut. Und der Silvaner profitiert sogar vom Klimawandel. Die ansteigenden Temperaturen helfen den Winzern, sein ganzes Potenzial zu entfalten. In diversen Weinführern bekommt er Spitzenbewertungen wie sonst nur Riesling. Auch im Ausland hat sich das rumgesprochen. Ich kenne hier junge Winzer, die ausschließlich die Spitzengastronomie in Dänemark oder den USA beliefern. Okay, fast ausschließlich. Ein paar Flaschen von ihnen habe ich auch im Keller.

Toxo, der eigentlich Carsten Remde heißt, im Garten der Villa Kuriosum in Berlin-Lichtenberg
Fotos: Tanja Schnitzler

Jörn Kabisch hat einen Gasthof in Franken gepachtet und schreibt hier monatlich darüber. Tätowiert ist er noch nicht.

herzensort

Mit Blick auf die rote Brücke

Es ist ein Montagabend, als ich mein kleines, quietschendes Fahrrad zum ersten Mal hier abstelle und mich ans Wasser setze. Ein, zwei Gesichter habe ich in der ersten Woche meines Auslandsstudiums hier in Lyon schonmal gesehen. Eine Bekannte hat mich eingeladen. Da würden sich ein paar Leute unten am Fluss, an der Saône, treffen. Ich könne dazukommen. Also bin ich hingeradelt. Wir sitzen am **Quai de Saône** und trinken rotes Bier aus roten Dosen. Links neben uns ragen die Streben der roten Brücke in den blauschwarzen Himmel.

Die Kirche auf dem Hügel vor uns spiegelt sich im Wasser, ab und zu schallt Gelächter der Weinbars von der anderen Seite des Flussufers zu uns rüber. Ich blicke in die langsam ange-trunken grinsenden Gesichter der anderen.

An diesem Abend im späten September weiß ich noch nicht, wie viele Momente hier folgen werden. Weiß noch nicht, dass ich einmal Tinte in Form der Saône unter der Haut haben werde. Aber vielleicht ahne ich schon, dass das der Anfang einer Liebesgeschichte ist. Einer Freundschafts-liebe. Unser erstes Kapitel beginnt hier – neben der roten Brücke an der Saône.

Hannah Marlene Göschel



Toxisches Paradies

Ob Eisenhut oder Tollkirsche, für Carsten Remde sind Giftpflanzen nie nur tödlich, sondern auch Medizin. Seit 16 Jahren erschafft er einen der ungewöhnlichsten Gärten Berlins. Doch dessen Existenz ist bedroht

Von Sirko Salka

Berlin-Lichtenberg, an einem Sonntagnachmittag im Frühsommer. Im Garten der Villa Kuriosum referiert ein Mann in auffällig bunter Kleidung über das Krainer Tollkraut, eine der giftigsten Pflanzen Europas. Er liest etwas über Herkunft und Verbreitung vor, es folgen Passagen über kultische Bräuche und Giftmorde. Die Stimme des Mannes ist sachlich, fast flach – bis die Hexen kommen. Nun blüht er auf und erzählt, wie Frauen sich im Mittelalter jenes Tollkraut auf die Haut gerieben haben, wie ihnen durch Sinnestäuschung Fell und Federn wuchsen, wie sie glaubten zu fliegen.

Eine Anekdote reiht sich an die nächste. Der 51-Jährige braucht jetzt keine Notizen mehr. Die Gäste saugen jedes seiner Worte auf. Der Name des Mannes ist Programm: Toxo – von Toxikologie, der Lehre von den Giftstoffen.

Toxo heißt eigentlich Carsten Remde, aber niemand im Garten der Villa Kuriosum, einem subkulturellen und auch queereren Verein, nennt ihn so. Seit über 16 Jahren gestaltet er das Grundstück, in dem zu DDR-Zeiten eine „Station Junger Naturforscher“ untergebracht war. Knochige Obstbäume und ein verwunschenes eingeschossiges Haus erinnern noch an die einstige Nutzung.

Aus dem Gelände direkt an den Gleisen der Berliner Ringbahn ist durch Toxos Wirken ein Biotop der Vielfalt geworden, Heimat von Hunderten von Pflanzen; einzigartig in ihrer Zusammensetzung. Beim anschließenden Rundgang spricht einer der Gäste vom „wohl giftigsten Garten weit und breit“. Und tatsächlich: Allerorten stecken rote Schilder in den wilden Beeten, Warnungen vor gefährlichen Pflanzen wie dem Krainer Tollkraut.

Toxos Faszination für alles Toxische reicht zurück bis in die Kindheit. Aufgewachsen ist er in Tannenberg im Erzgebirge. Auf dem Dachboden des Elternhau-

ses entdeckte er als Junge in einem Holzschrankchen DDR-Rattengift. Ein Päckchen, verziert mit einem großen roten Totenkopf. „So fing es an.“ Ihn fasziniert, dass es Substanzen gibt, „die den Menschen in seiner Allmachtstellung in die Knie zwingen können – in geringsten Dosen“.

Aber das ist nur die halbe Wahrheit. „Dieselbe Pflanze, die vergiftet, kann auch heilen“, sagt Toxo. Ein Prinzip, das er an seinen Favoriten durchdekliniert: Eisenhut wirke gegen starke Nervenschmerzen. Die Eibe, ebenfalls hochgiftig, liefere einen Wirkstoff, der in Krebsmedikamenten eingesetzt wird. Tollkirsche helfe als Gegengift bei Kampfstoffen. Diese Doppelnatur fasziniert ihn. „Aufklären ist tausendmal besser als Verteufeln. Wir sollten froh sein, dass es diese Pflanzen gibt.“

Anfang der 90er Jahre absolvierte Toxo eine Ausbildung zum Zierpflanzengärtner. Doch aus der Berufung wurde für ihn ein Trauma: Mit Giftpflanzen hatte das nichts zu tun. „Ich fand die Arbeit langweilig und zu anstrengend. Wenn du zwanzigtausend Petunien umtopfen oder ständig Unkraut jäten musst ...“ Die Lehre brachte ihn an den Rand eines Nervenzusammenbruchs.

Die Monotonie der Ausbildung ist einem wilden Nebeneinander gewichen. Am Tag nach seinem Vortrag über Gift und Heilung trägt Toxo Stufen in eine Grube. Dasselbe Prinzip: Aus Aushub wird Schönheit. „Mir geht es darum, ein Raumgefühl zu haben.“ Hauptsache,

der Garten sei „nicht so planar“. Das rund 2.000 Quadratmeter große Gelände ist durchzogen von Klüften wie dem „Tal der scheinbaren Ruhe“ und geschmückt von Sonnenterrassen wie dem „Ende der Welt“, die einen surrealen Panoramablick über die Ringbahngleise bieten. „Die Terrassen habe ich über die Jahre aufgeschüttet“, sagt Toxo, bestimmt Tausende Schubkarren mit Erde habe er dafür bewegen müssen. Von der ganzen Graberei habe er sich die Wirbelsäule ramponiert.

Über Freunde kam Toxo vor Jahren in den Kreis der Villa Kuriosum. „An meine erste Pflanze erinnere ich mich nicht mehr. Ich habe so viele angepflanzt.“ Doch die erste Giftpflanze, das war Eisenhut, „auf einem runden Beet“. Die Frage nach seinen Lieblingspflanzen fällt ihm schwer zu beantworten. Unter dem majestätischen Blauglockenbaum hält er kurz inne. „Das ist einer meiner Lieblingsbäume. Er blüht wunderschön – ist aber leider nicht giftig.“ Unkraut gibt es für Toxo nicht, „sondern Wildpflanzen“. Auf dem Gelände finden sie alle einen Platz.

Seinen eigenen Platz im Leben fand Toxo, als er in jungen Jahren zum ersten Mal mit Punks und Grufitis in Berührung kam. „Mich hat deren Aussehen sofort fasziniert. Aber auch die Lebensart und dieses Endzeitromantische“, sagt er. Nach der Wende versprühten ganze Städte in Ostdeutschland diesen Charme: „Freunde haben in Abbruchgebäuden gehaust. Das war so surreal und morbide.

Und düster auch.“ Toxos Interesse an Darkwave und Gothic-Punk war geweckt, in der Villa kann Toxo das weiterleben. „Das ist für mich Punk. Nicht saufen, saufen, saufen, sondern eine gewisse Lebenshaltung.“

Den Zwängen, die ein klassischer Karriereweg mit sich bringt, wollte er sich nie beugen. Inzwischen sitzt Toxo auf einer Terrasse, nimmt einen Schluck Tee. „Manchmal bereue ich es, kein Abi gemacht zu haben.“ Vielleicht wäre er dann heute ein Toxikologe. „Aber dann gäbe es diesen Garten nicht.“

Mittlerweile hat er auch ohne Abitur den Sprung an die Humboldt-Universität geschafft, wo er seit einigen Jahren als Teilzeitstudent Chemie studiert. Er schwärmt von der Bibliothek, „für mich der Tempel des Wissens“. Doch die meiste Zeit investiert er in den Garten. Eine rein ehrenamtliche Arbeit. Er hat Zukunftsängste, weil er nie Geld zurücklegen konnte.

Seine größere Sorge aber betrifft die Villa Kuriosum, die weichen muss, sollte die innerstädtische Berliner Autobahn A 100 noch weiter ausgebaut werden. Der aktuelle Mietvertrag bietet zwar für vier Jahre Sicherheit, doch was danach kommt, weiß niemand. „Es wäre eine Katastrophe“, sagt Toxo.

Eigentlich müsse der Garten für immer bleiben, denn er sei auch für die Stadt ein Zugewinn, gerade im Hinblick auf Klimawandel und Insektensterben. „Die Villa ist eine Oase, wo man durchatmen und sich an der Vielfalt erfreuen kann.“ Für ihn ist sie ein zweites Zuhause – und ein Bildungsort.

Trotzdem hält er Ausschau nach einem Kleingarten. „Nicht, dass ich irgendwann vor dem Nichts stehe.“ Eine Umpflanzung seines aktuellen Werks rund um die Villa Kuriosum hält er indes für beinahe ausgeschlossen, allein wegen der vielen Bäume und Sträucher. „Ich möchte nicht wissen, wie viele Wagenladungen das wären. Dafür bräuchte ich einen Bagger. Es ist unmöglich zu handhaben.“

Sein Blick geht vom Garten hinunter zu den Gleisen. Ein Zug rattert vorbei. Toxo schweigt.

Auch diese harmlos aussehende Pflanze ist toxisch: Giftsumach



Das Meer gibt hier den Rhythmus vor

Ouessant ist Frankreichs westlichste Insel. Ein rauer Ort, an dem schon seit langer Zeit die Frauen die Dinge in die Hand nehmen. So wie die Fischerin Ondine Morin, die mit ihrem Mann hier als Letzte mit Leine auf dem Atlantik fischt

Aus Ouessant **Sabine Seifert**
(Text und Fotos)

Windig ist es immer auf Ouessant. Davon zeugt die fast baumlose Landschaft mit ihren kniehohen salzigen Grasnarben, die den weißen und schwarzen Ouessantschafen Futter liefern. Die Insel von 16 Quadratkilometern ist nicht lieblich. Sie ist rau, karg, mehr Wales oder Schottland als Frankreich, dessen westlichsten Punkt sie bildet, 20 Kilometer vor der bretonischen Küste gelegen. Danach kommt lange nichts, danach kommt irgendwann Nordamerika.

Finis terrae – das Ende der Welt, sagten die Menschen früher, wenn sie auf das unendlich wirkende Wasser des Atlantiks blickten. So ist auch der Name des französischen Départements Finistère entstanden, zu dem Ouessant gehört. „Ein Drittel des Jahres ist es hier neblig“, sagt Ondine Morin, Fischerin und Inselführerin. Dennoch ist die Insel ein Sehnsuchtsort, an den man noch an Ort und Stelle zurückzukehren beschließt. So ruhig ist die Stimmung hier, so grandios die prähistorisch anmutende Landschaft mit ihren bizarren Granitformationen an den Küsten der Insel. Seit Millionen von Jahren überspült das Meerwasser die Steine, wäscht sie aus, sorgt für stetige Veränderung.

Ondine Morin stammt von der Insel, auf der nur 450 Menschen dauerhaft leben. Wenn das Wetter es zulässt, fährt die 42-jährige mit ihrem Mann Jean-Denis auf dem gemeinsamen Boot frühmorgens zum Fischen aufs Meer. Etwa anderthalb Stunden vor Sonnenaufgang werden die Fische aktiv. „Das ist die beste Zeit“, sagt Morin. „Aber seit ich Kinder habe, fahre ich nicht mehr allein.“

Heute ist nur ihr Mann unterwegs, da Ondine Morin als Inselguide arbeitet. Dass sie

beide Berufe ausübt, ist ihr Markenzeichen. „Ich brauche das als intellektuelles Gegengewicht zu der sehr physischen Arbeit des Fischens“, erklärt sie. Ihr liegt daran, die Geschichte und Legenden der Insel zu überliefern, neben Algensafaris hat sie auch thematische Touren im Programm. Kaum jemand auf der kleinen Insel, der ökonomisch nicht auch vom Tourismus abhängt, sagt Morin. „Trotzdem haben wir keinen Übertourismus.“ Das liegt schon allein daran, dass die Überfahrt von Brest oder Le Conquet fast anderthalb Stunden dauert und ziemlich stürmisch sein kann.

Vom traditionellen Fischfang allein zu leben, sei kaum möglich, sagt Morin, blond, zierlich und wetterfest mit Fleece und festem Schuhwerk. Sie und ihr Mann sind die Einzigen auf der Insel, die per Leine fischen. Das Ehepaar verarbeitet die Fische vor Ort und lässt sie noch am selben Tag an den Einzelhandel und spezialisierte Restaurants auf dem Festland liefern. Jetzt, mit Benzinkrise und steigenden Ölpreisen, sei der Job noch schwieriger. „Wir kommen gegen die industrielle Hochseefischerei nicht an“, sagt Morin. „Und die Regierung schützt und hilft uns nicht.“

Ondine Morin kommt aus einer Fischerfamilie. Ihr Großvater war der Erste, der ein kleines Motorboot kaufte. Jeder Fischer hat seinen Abschnitt, wo er fischen darf, erklärt sie; und jedes Boot braucht eine Lizenz mit individualisierter Fangquote. Seit 2026 muss sogar jeder einzelne Fisch deklariert werden. Die strikteren Regeln begrüßt Morin, sie hofft, dass bei der Regierung auf Dauer ein Umdenken einsetzt, „um die nachhaltige Fischerei zu fördern“.

Mittags führt sie in eine kleine Bucht, wo inzwischen ihr Mann die „Finis terrae“ ankern lässt. Per Beiboot bringt er den Tagesfang an Land, insgesamt 100 Kilogramm prachtvolle große Steinköhler. Sie wer-

den im Handel mit einem Biozertifikat versehen sein.

„Wir lassen uns Zeit und beobachten die Fische genau“, sagt Morin. „Sie dürfen nicht zu klein oder zu jung sein. Sie müssen sich reproduzieren können.“ Das Fischerpaar kooperiert mit dem nationalen Meeresforschungsinstitut, das regelmäßig wissenschaftliche Untersuchungen durchführt. Ouessant liegt am Rande des Parc d'Iroise, Frankreichs erstem Meeresnaturschutzpark. „Manche der gefangenen Fische markieren wir dann und werfen sie wieder ins Meer“, sagt Ondine Morin.

„Die Fische werden immer kleiner, aber vor allem gibt es immer weniger“, hat sie beobachtet. Schuld daran seien die Agrarkonzerne, die ihre Chemikalien in die Flüsse einleiten und so zur Verschmutzung des Meeres beitragen. Morin dokumentiert diesen David-gegen-Goliath-Kampf auf ihrer Facebook-Seite.

Ondine Morin kennt jeden Fleck und Stein auf Ouessant mit seinen niedrigen Steinwällen, Hecken und weiß gestrichenen Häusern, wo über Jahrhunderte überwiegend Frauen die Geschicke in die Hand nahmen. Sie mussten sich allein durchschlagen, weil ihre Männer oft jahrelang auf Marine- oder Handelsbooten unterwegs waren. Es war ein „aufgezwungenes Inselmatriarchat“, so erklärt es Morin, da die Frauen zugleich in ihren angestammten Rollen verblieben – zuständig für Haus, Garten, Kinder, Tiere. Heutzutage gibt es junge Frauen, wie auch sie, die nach ihrer Ausbildung auf die Insel zurückkehren. Sie nehmen die Traditionen und das Wissen ihrer Großmütter auf und bieten zum Beispiel Kräuterexpeditionen oder Workshops für Wollverarbeitung an.

Früher kehrten viele Seeleute hingegen gar nicht zurück, sie erkrankten, ertranken, verstarben unterwegs. Weil es keine Leichname zu bestatten gab,



Ondine Morin, professionelle Fischerin und Inselguide

entstand der Brauch der Proëlla, bei der ein aus Wachs geformtes Kreuz symbolisch in einer Sammelurne auf dem Inselfriedhof beigesetzt wird.

Heute gibt es keine Seefahrer und keine Proëlla mehr, aber ein Besuch auf dem kleinen Inselfriedhof lohnt sich. Den hoch aufragenden Granitturm der Kirche gleich daneben hat die britische Königin Victoria gespendet, als Dank für die Hilfe der Insulaner bei einem verheerenden Schiffsunglück: 1896 rammte die britische „Drummond Castle“ im Nebel nahe der Insel einen Felsen; mehr als 200 Menschen starben, nur drei überlebten.

Morin kann von vielen Schiffbrüchen in der berühmten Passage du Fromveur berichten, die mit ihren tückischen Strömungen zwischen Ouessant und der Nachbarinsel

Molène liegt. Nach der Havarie des Öltankers „Amoco Cadiz“ im Jahr 1978 nordöstlich von Ouessant, die eine verheerende Ölpest und Umweltkatastrophe für die ganze Bretagne zur Folge hatte, wurden strikt getrennte Schiffskorridore eingeführt. Große Schiffe dürfen die Insel nur noch 70 Kilometer westlich passieren.

Die fünf Leuchttürme, die es auf und um Ouessant gibt, haben dennoch nicht an strategischer Bedeutung verloren. Der Phare du Créac'h, einer der stärksten Leuchttürme der Welt, sichert die Ein- oder Ausfahrt in den Ärmelkanal. Nachts lassen sich die rhythmisch abgestimmten Lichtsignale der Leuchttürme bewundern. Zu ihnen gehört auch der denkmalgeschützte Phare du Stiff, schon 1695 erbaut. Weil es keine Bäume auf der Insel gab, muss-

ten Holz und Kohle importiert werden, um im Turm Leuchtfener zu machen.

Heute sind alle Leuchttürme vollautomatisiert. Niemand muss mehr auf den „Höllen“ genannten Türmen im wellen-umtosten Meer ausharren, die manchmal wochenlang nicht angefahren werden können. Heute kann nur passieren, dass man länger auf Ouessant bleiben muss, weil bei Sturm oder Nebel der Schiffsverkehr eingestellt wird. Das trifft aber eher in Herbst und Winter ein. Dann ist Ouessant noch rauer, noch karger. Für Ondine Morin ist es die beste Jahreszeit. „Das Licht im Winter ist ganz besonders schön.“

Transparenzhinweis: Dieser Text ist im Rahmen einer Recherche der Agence Bretagne entstanden



Fotos: Archiv

DEUTSCHLAND GEMEINSAM ENTDECKEN

Entdecken Sie mit anderen taz-Leser*innen landschaftlich reizvolle Regionen und Ihnen unbekannte Städte in Deutschland, überall treffen wir zudem lokale Initiativen, die sich für eine nachhaltige Gesellschaft engagieren.

Strukturwandel des Ruhrgebiets, ökologischer Umbau
BOCHUM/ESSEN (GRÜNES RUHRGEBIET)
In Begleitung von taz-Autor Holger Pauler

Mit Besuch des Weltkulturerbes Zollverein, einer Energiegenossenschaft, des Journalisten-Kollektivs CORRECTIV sowie Radtouren über ehemalige Zechen-Anlagen.

16. bis 20. August 2026, 5 Tage, ab 820 €

Wanderungen im Naturpark an geschichtsträchtigen Orten
NORDEIFEL & HOHES VENN
In Begleitung von taz-Autor Bernd Müllender

Wanderungen im größten Hochmoor Europas und im Hürtgenwald, skurrile Besonderheiten des Lebens im Grenzgebiet und Besuch der ehemalige Nazischule „Ordensburg Vogelsang“.

20. bis 25 August 2026, 6 Tage, ab 950 €

Mit Ausflug ins Krabbenfischer-Dorf Wremen
BREMERHAVEN
In Begleitung von taz-Journalistin Lena Kaiser

Bei Stadtspaziergängen besuchen wir u. a. das „Klimahaus“, das Institut für Polar- und Meeresforschung sowie das Auswandererhaus im einst größten Auswandererhafen Europas.

25. bis 29 August 2026, 6 Tage, ab 960 €

Sorbische Gemeinden und Ökologie, Refugium für Utopien
HERRNHUT (OBERLAUSITZ)
In Begleitung von taz-Redakteurin Sabine Seifert

Mit Ausflügen nach Görlitz und Bautzen, Treffen mit sorbischem Schriftsteller und dem Ex-Bürgermeister von Nebelschütz, einem Dorf, in dem im Alltag sorbisch gesprochen wird.

7. bis 11. September 2026, 5 Tage, ab 950 €

Nähere Informationen zu allen taz-Reisen im Internet: www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (0 30) 2 59 02-117

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Anzeige

„Ich glaube halt an Zugänglichkeit“

Seine Mutter wollte, dass er Zahnarzt wird, er wollte lieber Kirchenmusiker werden – und am Ende wurde Kristof Magnusson Schriftsteller. Ein Gespräch über Bach, das Leipziger Literaturinstitut und das Empowernde an Unterhaltungskultur



„Ich neige dazu zu sagen, dass es früher aber auch sehr viele Konflikte gab. Und Krisen“, sagt Kristof Magnusson

Von **Jan Feddersen** (Gespräch) und **Doro Zinn** (Foto)

Gemessen an den verkauften Exemplaren seiner Bücher zählt Kristof Magnusson zu den erfolgreichsten deutschsprachigen Schriftstellern. Dass er trotzdem häufig unter dem Radar der Literaturdiskursszene läuft, mag daran liegen, dass er bislang keine Anlässe für Skandale lieferte. Der in Hamburg aufgewachsene, just eben 50 Jahre gewordene Buch- und Theaterautor lebt heute in Berlin. 2005 war er für seinen Text „Zuhause“ zum Bachmannpreis in Klagenfurt eingeladen, sein neuer Roman „Die Reise ans Ende der Geschichte“ wurde auch von Denis Scheck im WDR sehr gelobt. Wir treffen uns zum Gespräch auf halber Strecke, im „Das Hoven“, einem queeren Lokal in Berlin-Neukölln, und bestellen zum Nachmittag lebenden Tee. Magnusson wirkt aufgeräumt, freundlich und, ja, wach, obwohl er am sehr frühen Morgen nach kürzerer Nacht aus Rendsburg gen Berlin aufgebrochen ist.

taz: Kristof Magnusson, nach meiner vielleicht nur groben Zählung sind Sie im deutschsprachigen Bereich einer jener Autoren, die es auf die meisten Lesungen im Jahr bringen, etwa 150. **Kristof Magnusson:** Oh, danke, ich selbst habe keinen Überblick, aber ich bekenne offen, ja, ich bin gern unterwegs, fahre gern zu Lesungen, besonders in kleinere Orte. Ich glaube sehr an dieses Format. Wenn an einem schönen Abend 80 oder 100 Menschen zusammenkommen und etwas hören und sehen wollen, dann schafft das auch ein, wie heißt es immer, positives Identifikationsangebot.

taz: Gegen die Spaltung der Gesellschaft, vor der alle warnen.

Magnusson: Ich spreche lieber von Zusammenhalt, weil ich mir gar nicht so sicher bin, ob das, was da Spaltung genannt wird, wirklich größer geworden ist. Oder eventuell auch kleiner? Zusammenhalt zu stiften bedient nicht gleich diese zeit-

diagnostischen Fragen, als ob jetzt wieder etwas ganz Schlimmes zu erkennen ist.

taz: Ihr neuer Roman „Die Reise ans Ende der Geschichte“ handelt von einem Doppelagenten, eine Geschichte jenseits des Kalten Krieges, die auch in Rom Station macht, in der russischen Botschaft spielt ... eine lustige Geschichte, die viele kuriose Elemente erzählt. Zu den Lesungen kommt das Publikum wohl Ihretwegen.

Magnusson: Nein, ich würde sagen, die Veranstalter sind es, die Buchhändlerinnen in den kleinen Orten, die einladen – und ihr Publikum vertraut ihnen, das verlässt sich auf sie. Als Schriftsteller bin ich den Zuhörerinnen nicht egal, aber dass ich von Literaturhäusern oder Buchhandlungen eingeladen werde, liegt an deren kundi-

taz: Haben Sie ein Lieblingspublikum?

Magnusson: Nein, ich lese vor allen, ob in Inklusionsklassen zu einem meiner Themen, der einfachen Sprache. Oder vor Bankern, vor Piloten. Oder in Dorfgemeinschaften. Ich frage die Einladenden nur vorher, was von mir gewünscht wird. Mehr Gespräch, mehr Vorlesen? Für mich, der bei Lesungen ja seine Wahrnehmung nicht ausschaltet, ist das meist von starker Freude begleitet. Ich lerne mein Publikum kennen, während ich vorlese und danach – wie toll ist das denn?

taz: Haben Sie Tricks, um Ihr Publikum bei Lesungen zu gewinnen?

Magnusson: Das ist ein viel zu starkes Wort. Wie Manipulation oder Verführung. Nein, meine Arbeit als Autor ist, das Publikum zu unterhalten. Eine gewisse Form von Begeisterungsfähigkeit ist für einen Autor nicht verkehrt, das Publikum will ja nicht gelangweilt werden – und es merkt schnell, wenn der Autor selbst nicht begeistert ist.

taz: Das Publikum soll sich wohlfühlen an so einem Abend? Das ist für gewöhnlich nicht das, was sich Literaten wünschen.

Magnusson: Mein Ideal ist es nicht im Sinne der klassischen Moderne – wie heißt es?: „Rezeptionsgewohnheiten herauszufordern“. Das wäre nicht ich.

taz: Sie sind eher von welcher Art?

Magnusson: Sperrige Dinge zu lesen, sperrige Dinge zu tun, damit würde ich mich nicht wohlfühlen. Ich schreibe keine komplizierten Texte, die man nur zu Zwölftonmusik lesen sollte. Ich selbst höre bei solchen Performances gern mal zu, aber ich bin nicht so ein Autor. Ich glaube halt einfach an Zugänglichkeit, das ist das, was ich in meiner Ausbildung zum Kirchenmusiker mit der Musik gelernt habe.

taz: Was denn?

Magnusson: Er klingt etwas von Johann Sebastian Bach, etwa in einer Kirche, öffnen sich alle Ohren, die von Kindern, die von Alten: Das nenne ich Zugänglichkeit. Und als jemand, der an der Orgel gespielt hat, weiß ich, dass man bei allem, was man von Bach spielt, und sei es zum zigsten Mal, immer noch Neues entdeckt. Ich habe nie daran geglaubt, dass Dinge tiefgründiger werden, wenn man eine weniger zugängliche Oberfläche bietet.

taz: Sie sind als Kind eines isländisch-deutschen Paares in einem keineswegs großbürgerlichen Stadtteil von Hamburg aufgewachsen und haben eine Ausbildung zum Kirchenmusiker absolviert. Weshalb haben Sie nicht weitergemacht?

Magnusson: Weil ich letztlich zu schlecht war. Es war irgendwann klar, dass ich eine Orgel spielen kann, aber das würde nicht besser werden, mir fehlte da ein Quäntchen. Und die Arbeit als Kir-

chenmusiker hat auch eine starke sozialpädagogische Komponente. Das war mir für mein Berufsleben zu einengend und nicht künstlerisch genug.

taz: Und weil Sie ohnehin immer auch Ohren für Pop hatten?

Magnusson: Das muss sich nicht ausschließen, aber es stimmt, ich hörte in meiner Oberstufenzeit die Pet Shop Boys, die waren wichtig, deren Musik zog mich mehr an als etwa Rockmusik im Stadion. Ich mochte an den Briten immer diese gewisse ironische, humorvoll gesinnte Brechung.

taz: Nach einer Zeit als Sozialarbeiter in New York City haben Sie sich an der Filmhochschule Babelsberg beworben – warum?

Magnusson: In New York City habe ich eine tolle Kinokultur kennengelernt. Das Publikum hat laut mitgefiebert, applaudiert, viel unmittelbarer, begeisterter auf Filme reagiert, als ich das sonst gewohnt war. Und in der städtischen Bibliothek konnte man sich Filmklassiker ausleihen, und zwar richtig auf 16-Millimeter-Filmrollen! Die habe ich mir dort nach Feierabend in einer Ein-Personen-Kabine auf einem Filmprojektor angesehen. Und das alles öffentlich und gratis! Ich wollte Teil von dieser Filmbegeisterung sein.

taz: Und wurden abgelehnt. Traf Sie das hart?

Magnusson: Eigentlich nicht. Das klappte atmosphärisch schon nicht, das war nicht die Kunst, die mir vorschwebte, ich wollte ja, das wusste ich früh, schreiben, übersetzen.

taz: Am Deutschen Literaturinstitut Leipzig wurden Sie schließlich aufgenommen. Was wurde in der Aufnahmeprüfung so gefragt?

Magnusson: Etwa nach meinem Lieblingsschriftsteller. Und ich antwortete, möglicherweise etwas riskant, aber es war ja wahr: Wiglaf Droste ...



taz: ... ein exzellenter, leider verstorbener Autor der taz. Seine Texte waren aber nicht gerade als Literatur bekannt in der Szene, die was auf Literatur hält.
Magnusson: Außerdem hatte ich einen ganz, ganz denunziatorischen, ganz fiesen, zynischen Text über einen sehr dicken Menschen geschrieben. Mir gegenüber saß ein Prüfer, der genau das war: sehr dick. Und ihm hatte ich zu verdanken, dass ich eines dieser wenigen Tickets bekam.

taz: Wie lief es dann am Literaturinstitut?
Magnusson: Als ich dort hinkam, glaubte ich zu wissen, wie der Hase an so einem Institut läuft. Im ersten Semester bin ich, wenn ich mich richtig erinnere, ziemlich trampelig aufgetreten, und die anderen waren sehr, sehr, sehr empfindsam. Die Stimmung war am Anfang einfach schlecht, für mich.

taz: Und wurde besser?
Magnusson: Besser? Nee, richtig toll. Vielleicht ist es für Kunsthochschulen normal, dass man sich als Studierender erst eingewöhnen muss, weil die Hürden, überhaupt aufgenommen zu werden, so unglaublich hoch sind. Was weiß ich, tausend Bewerbungen für 20 Tickets. Jeder, der also den Sprung geschafft hatte, musste denken, na, jetzt habe ich das alles in der Tasche.

taz: Und wie geht es dann zu, wenn die ersten Illusionen verdimmt sind?
Magnusson: Dann beginnt man sich kennenzulernen. Wir treffen uns mit unserem Jahrgang noch oft, Freundschaften haben sich erhalten.

taz: Wenn Sie an den viel jüngeren Kristof Magnusson von damals denken: Hatten Sie gehofft, ein so erfolgreicher Schriftsteller zu werden?

„

„Gute, auch beruflich erfolgreiche Unterhaltung, die wird durch keine technische Entwicklung überflüssig. Und sie wird vom Publikum gewollt, egal, wie deren Zähne sind. Also!“

Kristof Magnusson

Der Mensch
Kristof Magnusson ist Schriftsteller und Übersetzer. Er wurde 1976 als Sohn einer deutschen Mutter und eines isländischen Vaters in Hamburg geboren und ist auch dort aufgewachsen.

Der Künstler
Magnusson studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, er veröffentlichte mehrere Romane wie „Das war ich nicht“ oder „Arztroman“, zudem schrieb er mehrere Theaterstücke und Sachbücher. Im Frühjahr erschien sein jüngster Roman „Die Reise ans Ende der Geschichte“ (Klett-Cotta).

Magnusson: Vor allem habe ich geglaubt, dass ich dort das lerne, was ich machen will. Geschichten ausdenken, sie aufschreiben können. Mein Schreiben war auch in dieser Zeit eher unterhaltsam, flott und irgendwie humorvoll. Das war sehr selten. Die meisten aus meinem Jahrgang haben sich eher auf Sprache konzentriert und nicht auf die Geschichte selbst. Für mich war es kostbar, verschiedene literarische Ästhetiken kennenzulernen. Von Schenkelklopftexten bis hin zu Texten mit französischen Fußnoten, an die auch noch russische Fußnoten angehängt werden, falls ich das mal so beschreiben darf.

taz: Und ging es insgesamt freundlicher zu als etwa an der Babelsberger Filmhochschule?
Magnusson: Es war höflicher als in den künstlerischen Szenen üblich, soweit ich das erleben konnte. Ich kenne diese fast schlecht gelaunte Art des Kunstwillens aus Island nicht. Dort wundert man sich überhaupt über die deutsche linke Szene, weil alle irgendwie kritisch sein müssen. Ich glaube, es gibt kein Land wie Deutschland, in dem Freundlichkeit und Höflichkeit so sehr als Schwäche ausgelegt werden. Unhöflichkeit ist fast ein Kampfbegriff. Oft anklagend, rechthaberisch, die ganze Art verkniffener als anderswo.

taz: Ihr Erfolg legt nahe, dass das Publikum gute Unterhaltung will – und genießt.
Magnusson: Das habe ich in New York gelernt, als ich dort für Aktion Sühnezeichen soziale Arbeit geleistet habe – und mir für das sündhaft teure Geld von 400 Dollar einen Workshop gebucht habe bei einem berühmten Drehbuchautor. Erst da merkte ich, dass meine Mutter nicht richtig lag mit ihren Berufswünschen für mich vor dem Abitur. Ich sagte, dass ich mein Geld mit Schreiben verdienen möchte – und sie meinte, werd doch lieber Zahnarzt. Aber ich überlegte und dachte, na, und was ist, wenn eines Tages wegen der technischen Fortschritte gar keine Zahnärzte mehr nötig sind.

taz: Alles möglich, ja.
Magnusson: Doch gute, auch beruflich erfolgreiche Unterhaltung, die wird durch keine technische Entwicklung überflüssig. Und sie wird vom Publikum gewollt, egal, wie deren Zähne sind. Also!

taz: Man könnte das auch genau umgekehrt sehen. Zähne werden weiter von Menschen gebohrt und versiegelt, aber die KI schreibt die Geschichten.
Magnusson: Ich glaube, wir können alle noch nicht abschätzen, auf welche Weise KI unsere Kultur verändern wird. Sie wird Teil des künstlerischen Arbeitsprozesses werden, das ist klar. Aber KI wird menschengemachte Geschichten nicht abschaffen. Die Fotografie hat ja auch die Malerei nicht abgeschafft und Radio und Fernsehen nicht das Buch. Solche kulturpessimistischen Thesen sind immer falsch, dafür ist menschliche Kreativität viel zu wandelbar.

taz: Was ist Ihr Rezept für das Populäre, das Unterhaltende? Gibt es ein Geheimnis?
Magnusson: Schwer zu erklären. Gute Unterhaltung lässt einen die eigenen Probleme vergessen, sie regt die Fantasie an, sie führt vor Augen, dass man auch andere Perspektiven als die eigene einnehmen kann. Das hatte ich immer für die kraftvollere Art gehalten, auf Problematisches zu reagieren, als einfach mit künstlerischen Mitteln noch mal das nachzubilden, was in den Nachrichten schon schlecht ist. Unterhaltung kann die ermutigendste Antwort auf viel Mieses in der Welt sein – Empowerment pur.

taz: Gilt in deutschsprachigen Sphären als eher uncool – eleganter Humor.
Magnusson: Man bat mich mal, für ein Theaterprogrammheft etwas über Humor zu schreiben, warum dieser wichtig ist. Ich wollte aber auf gar keinen Fall. Niemand würde doch in Erwartung einer Tragödie darüber schreiben, warum Ernst-

haftigkeit wichtig ist. Wer diesen Sinn für Humor nicht hat oder nicht haben möchte – dem ist er auch nicht zu erklären.

taz: War es nie Ihr Ehrgeiz, in Rezensionen attestiert zu bekommen, Ihnen gebreche es nicht an Literarizität – also an einer speziellen Art des als kompliziert wahrgenommenen Schreibens?
Magnusson: Nein, den hatte ich nicht. Was meine Geschichten angeht, was mein Handwerk ist, so muss ich sagen: So ist es für mich stimmig. Ich kann nicht anders. In meiner isländischen Heimat ist es auch nicht so streng wie im Deutschen. Unterhaltsamkeit, Lesbarkeit: keine Schande. Es gibt dort keine jahrhundertealte akademische Tradition, die Kirche spielt keine mächtige Rolle, Theater sind nicht vorhanden. Es gab lange keine kulturellen Resonanzräume, dafür Bauernhöfe, wo man nach getaner Arbeit zusammensaß und sich Geschichten erzählte. Ich habe bei meinen Geschichten nie drüber nachgedacht, ob sie literarisch genug sind oder nicht.

taz: In einigen Feuilletons ist gerade Ihr neuer Roman sehr gut besprochen worden.
Magnusson: Wenn ich bei denen lese, dass das clever konstruiert sei, was meine Geschichte ausmacht, dann freut es mich.

taz: Woher nehmen Sie Ihre Stoffe – etwa den aktuellen mit einer Spionagegeschichte? Hören Sie täglich Nachrichten?
Magnusson: Nicht sehr intensiv. Ich kriege natürlich in meiner Berliner Umgebung mit, was passiert, ich schirme mich nicht ab. Aber ich werde kirre, wenn ich im Radio und im Fernsehen nur noch höre, was ich sowieso schon weiß. Ich neige dazu zu sagen, dass es früher aber auch sehr viele Konflikte gab. Und Krisen.

taz: In meinem Umfeld würde man diese Bemerkung für abwieglersich halten – die Welt ist doch so schwer in Unordnung wie nie, oder?
Magnusson: Der Historiker Fritz Stern hat vor Jahrzehnten den Kulturpessimismus als politische Gefahr beschrieben. Eine Haltung, die einen Angstmuskel trainiert, den dann Populisten ausnutzen. Und das halte ich für gefährlich.

taz: Inwiefern?
Magnusson: Ich finde es wirklich ärgerlich, dass es gerade bei den Leuten, die an staatlich subventionierten Kultureinrichtungen beschäftigt sind, sehr ausgeprägt ist zu sagen: Oh, die Welt ist aber schlimm wie nie. Wenn das alle machen – und genau das ist die Lage –, ist das erstens unkreativ und zweitens ...

taz: ... nur nachplappernd?
Magnusson: Zweitens bedient es nur die Narrative, die von Populisten wie Trump und all den anderen bedient werden. Wenn die AfD sagt, alles sei scheiße, dann blökt man das doch nicht nach. Ich muss mich oft sehr, sehr beherrschen, um nicht ersichtlich wütend zu werden.

taz: Ist dieses Schlechtreden eine deutsche Gemütskrankheit auf der linken Seite?
Magnusson: Vor acht Jahren war ich auf einem Empfang meines französischen Verlags. Das ganze Partygespräch drehte sich nur darum, dass Präsident Macron dieses oder jenes gemacht hat, alles war nur mies. War das wirklich die Idee von Party, die die Franzosen so haben? Ich denke, es war, wie in Deutschland, so ein bestimmtes Kulturmilieu, das diese Schimpfereien mitträgt. Letztlich wollen sich alle, die so meckern und schlecht reden, nur in ihrer Peer Group profilieren ...

taz: Gesellschaftskritik als Party-Small-Talk, kennen wir ja auch.
Magnusson: Ohne gleichzeitig die Fortschritte zu nennen, die es ja auch gibt. Ist es nicht so, dass gerade queere Menschen Freiräume haben wie nie in der Geschichte? Gibt es nicht mehr Demokratien weltweit als vor 50 Jahren? Was ist mit den Fortschritten in der Medizin, was mit dem Umstand, dass in Asien weniger Menschen denn je hungern? Warum sprechen wir nicht mehr darüber, was schon gut läuft – und wo es noch besser werden kann?

taz: Ich schließe daraus, dass Sie viele Theaterstücke, die momentan so en vogue sind, nicht besuchen – weil sie alle nur von Apokalyptischem künden.
Magnusson: So neutral wie möglich gesagt: Was sollen Stücke, bei denen das Publikum erfährt, dass die AfD doof ist, Rassismus sowieso und vieles andere auch schlimm ist? Wo es doch ohnehin mit exakt diesen Überzeugungen als Voraussetzungen ins Theater geht? Da kriege ich richtig Pickel.

Jan Feddersen, Jahrgang 1957, ist wie Kristof Magnusson in Hamburg zur Welt gekommen. 2018 hat er ihn für die taz kennengelernt – in einem Gespräch während der Fußball-EM zum Momentum des isländischen Fußballs. Er war leider noch nie auf dieser Insel im Nordatlantik.



War ein halbes Jahr am deutschen Weininstitut in London: Teresa Deufel

„Wenn nichts geht, dann probier’ ich Weinbau“

Teresa Deufel ist Winzerin am Bodensee. Und umtriebiger ohne Ende. Sie nimmt viel Arbeit in Kauf für ihren Wein. Dabei hat sie mal von einem anderen Leben geträumt

Von **Waltraud Schwab** (Text) und **Jörn Lorenz** (Fotos)

Die Familiensaga geht so: Ein Vor- fahre von Teresa Deufel habe den Teebeutel erfunden, erzählt sie. Ober ein Patent angemeldet hat? „Eben nicht.“ So kommt es, dass ihre bäuerlichen Verwandten und Vorfahren Bauern blieben und sie in ihre Fußstapfen trat.

Draußen: Degelstein, ein Weiler am Bodensee, zu Zeiten ihres Opas hätten da nur so vier, fünf Häuser gestanden, erzählt Teresa Deufel. Heute gehört er zu Lindau-Schachen, trotzdem ist nichts städtisch. Stattdessen wirkt das Anwesen selbst wie ein Dorf. Wo früher die Scheune war, wohnt die Mutter, außerdem sind dort jetzt Ferienwohnungen. Im weitläufigen Hof gibt es alles, was ein kleines Gemeinwesen ausmacht: Garten, Spielplatz und eine Schänke inklusive Weinverkauf. Es ist eine „Rädle-Wirtschaft“ – ein Gasthaus auf Zeit. Vier Monate im Jahr ist es geöffnet. Bei schönem Wetter sitzen die Gäste unter den Bäumen im Hof.

Dinnen: Die große Wohnküche ist die Arena im alten Bauernhaus. In einer Ecke steht ein Tisch, an dem zwölf Leute sitzen können. „Ständig kommt jemand rein“, sagt Deufel. Gerade sind es zwei der drei Kinder. Die beiden Jungs, zehn und acht, haben Ferien und langweilen sich. Der Ältere beklagt sich, dass der jüngere die Gummibärchen versteckt habe – sowieso will er lieber dabei sein, wenn die Mutter aus ihrem Leben erzählt. An den Wänden hängt Kunst von Freunden und Freundinnen. „Alle sind weg, haben studiert, sind in die Städte. Ich nicht.“

Daheim: Deufel hat zwei Schwestern, sie ist die Älteste. Eine kommt, kaum hat sie begonnen zu erzählen, in die Küche, um die Kinder abzuholen. Die Schwester will mit den Jungs zum See, baden. Der Ältere zögert. Die Verwandten werden gebraucht, um das Zusammenspiel auf einem Bauernhof so zu gestalten, dass niemand zu kurz kommt. „Aber die Kinder kommen gerade zu kurz“, sagt Deufel.

Der Tag: Ihr Mann steht morgens um fünf auf. Sie um sechs. „Jeden Tag müssen wir zurzeit einen Sattelschlepper voller Äpfel aus dem Lager holen und nach Größe, Farbe, Sorte sortieren für den Biogroßhändler.“ Außerdem müssen sie in die Obstplantagen, um den Fruchtansatz ausdünnen, und in die Reben, um sie auszuputzen; das Grün schieße aus allen Ästen jetzt, Ende Mai. „Bald sind auch die Kirschen dran.“ Täglich müssen dann zwischen 300 und 500 Kilo gepflückt werden. Dazu der Pflanzenschutz. Sie bewirtschaftet die Obstbäume und Reben biologisch. Die rumänischen Arbeitskräfte müssten zudem instruiert werden. Die Rädle-Wirtschaft kommt noch hinzu. Teresa Deufel steht zusammen mit ihrer Schwester in der Küche – um die 100 Essen zuzubereiten und am Abend auszugeben. Ab 17 Uhr ist geöffnet. Die Wirtschaft ist eine Plattform, auf der sie ihren Wein präsentieren kann. „Ich bin grad so fertig“, sagt Deufel und tröstet sich selbst: „Diese Woche noch, dann ist die Wirtschaft wieder zu.“ Anschließend soll es eine Woche nach Mallorca gehen. Der Jahresurlaub.

Arbeiten: Schon als sie noch zur Schule ging, musste sie auf dem Bauernhof mithelfen in den Reben und Obstplantagen. Ihr Vater und dessen Schwager hatten die Anbaufläche nach und nach vergrößert. „Ich habe es

nicht gerne gemacht“, sagt sie. Zu der Zeit ging sie aufs Gymnasium. Dann, gerade als sie das Abitur hatte, 2003 war es, der Knall: Der Vater stirbt mit 56 Jahren an Herzinfarkt. „Im Juli Abitur, im August der Vater tot“, sagt sie. „Meine Eltern haben immer so viel gearbeitet.“ Nach dem Tod schultert die Mutter die Hauptlast. Aber die Familie hält zusammen. Der Schwager, die Cousins helfen.

Wünsche: Teresa Deufel hatte Träume für die Zeit nach der Schule. Wenngleich etwas unbestimmte: „Ich habe mir alle möglichen Berufe vorgestellt. Grafikdesign, Veranstaltungsmanagement, Kriminalpolizei, Medizin“, zählt sie auf. Sie bewirbt sich dann in Musikmanagement, wird abgelehnt. „Für die anderen Sachen war der Numerus Clausus zu hoch.“ Das Leben – eine einzige Ausnahme-situation. Einerseits sollte ihr mit dem Abitur die Welt offen stehen, aber so einfach ist das alles nicht. Und dann der Tod des Vaters: „Okay, wenn nichts geht, dann probier’ ich den Weinbau, dachte ich.“

Der Weg: Sie macht eine Lehre im Weingut am Stein in Würzburg. Anschließend geht sie ein halbes Jahr an das deutsche Weininstitut in London, das den Markt für deutsche Weine in Großbritannien erschließen soll. Die Mischung aus Metropole, Wein-Know-how und

Marketing habe ihr gefallen. Sie wird es später wieder brauchen, aber erst mal war die Frage nach dem halben Jahr: „Wie weiter?“ Den Techniker in Weinbau machen? Önologie studieren? Im Ausland womöglich? Sie träumt von der Universität in Davis, Kalifornien. Oder doch lieber Südafrika? „Alle anderen aus der Abiturklasse haben studiert und in den Semesterferien die Welt bereist.“

Einwände: „Aber was bringt es dir, an ’nem anderen Ort zu studieren“, wurde sie gefragt, „wo du es doch zu Hause hast?“ Deufel schwankt. „Da war ich halt sauer und dachte, ja, dann gehe ich halt heim. Ich war so ein bisschen lost und hab’ auf andere gehört.“ Plötzlich wollte sie keine Zeit mehr verlieren. „Wenn schon heim, dann will ich so schnell wie möglich die Gegebenheiten dort lernen.“ Ob ihre Rückkehr auch eine Hommage an ihren zu früh verstorbenen Vater sei? „Am Anfang war es schon hart. Da musste ich bei jedem Handgriff an ihn denken.“ Ob sie seine Liebblingstochter gewesen sei? „Das wäre anmaßend.“

Die Gegebenheiten: Ihr Vater und ihr Onkel hätten den Weinbau in Lindau wieder begonnen, vorher gab es keinen kommerziellen Anbau. Schon sie hätten die Flächen naturnah bewirtschaftet. Zurück auf dem Hof pflanzte Deufel 2007 ihre ersten

Bäuerlich bis ins Detail: Ein Miniatur-Fassanhänger steht auf dem Regal



eigenen Reben – pilzresistente Sorten wie Cabernet Blanc, Sollaris, Souvignier Gris, Muscaris. Sie experimentiert zudem mit spontaner Vergärung ohne Hefe. Überhaupt probiert sie allerhand aus. 2010 jedenfalls hat sie den ersten Jahrgang ihres eigenen Weins. Das ist auch das Jahr, in dem sie den Hof pachtet.

Ein Jahrzehnt: Erst zehn Jahre später wird ihr der Hof überschrieben. Dazwischen ist das Verliebtsein, die Hochzeit, die ersten Kinder. Wie war das, schwanger mit all der schweren Arbeit? „Wunderbar. Ich hatte immer eine Ausrede.“ Während sie das sagt, gehen die rumänischen Erntehelfer am Fenster vorbei. „Es ist eine ganze Familie aus Timișoara, die ihren Lebensmittelpunkt nach Lindau verlegt hat.“ Früher hätten sie alle zusammen um halb eins Mittag gegessen, Deufels Mutter kochte. „Während Corona ist das eingeschlafen. Und jetzt wollen die Erntehelfer nicht mehr mitessen, sind lieber unter sich.“ Aber sie trifft beim Mittagessen auf jeden Fall ihren Mann. Ein Fixpunkt. Sie besprechen, was getan werden muss, wer was macht.

Philipp: Wenn sie von ihrem Mann erzählt, kommt sie ins Schwärmen. Er kommt aus einer Obstbauernfamilie und habe schon als Dreijähriger gewusst, dass er Obstbauer werden möchte. „Für den gibt es nichts Schöneres, als in den Plantagen rumzulaufen.“ Weil ihr Mann den Obst- und sie den Weinbau von zu Hause mitbringt, ist ihr Hof so groß.

Der Wein: Für eine Winzerin ist von Bedeutung, wie ihr Wein schmeckt. Sie baut nicht nur Reben an, sie baut auch den Wein

aus. Experimentiert mit Sorten und Geschmacksrichtungen. Sauer, süß, fruchtig, erdig, herb? „Mein Etikett ist weiß und unbeschrieben. Ich muss mich neu erfinden.“ Und weil Wein längst kein Selbstläufer mehr ist, muss sie sich auch mit Marketing beschäftigen. Die Rädle-Wirtschaft ist das eine, dann sind da die Weinfeste, da ist „Jazz im Hof“, da ist „Komm & See“. Letzteres so eine Art Tag der offenen Tür, den ihr Vater ins Leben gerufen hatte, wo die Gäste mit dem Bus von einem Weingut zum nächsten gebracht werden. „Feste organisieren kann ich.“

Mehr Marketing: Der neueste Coup, an dem sie mit 12 anderen Winzern und Winzerinnen arbeitet: Die Region rund um Lindau, soll endlich ein eigenes Weinanbaugebiet werden. „Geschützter Ursprung: Bayerischer Bodensee.“ Bis jetzt gehören sie nirgendwohin. „Wir sind nicht Franken, nicht Württemberg, nicht Baden.“ Die Böden und das Klima seien einzigartig. „Kühle, Frische, Salzigkeit – dafür steht der See.“ Nächstes Jahr ist der große Launch. „Von Sommeliers bekommen wir viel Aufmerksamkeit.“ Dabei ist der Weinbau doch in der Krise.

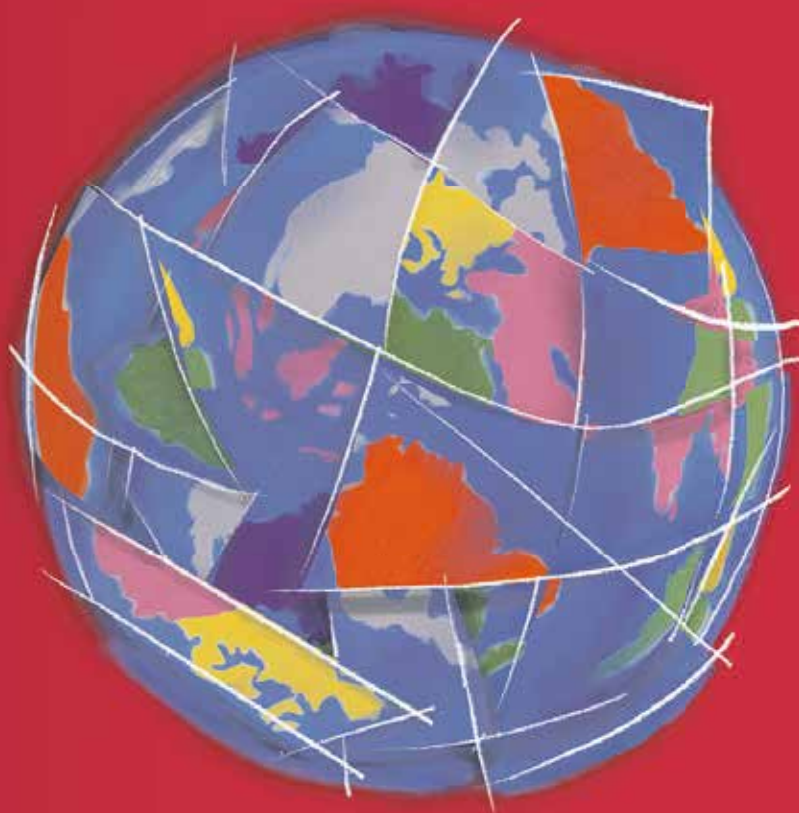
Krisen: „Ja“, sagt sie, „es wird immer weniger Wein getrunken.“ In Frankreich bekämen die Winzer Prämien, wenn sie Reben roden. Neue werde sie auch nicht mehr pflanzen. Aber das, was sie hat, will sie in die Welt tragen, denn das sei ihre Chance. „Wenn ich sehe, unter welchem Druck Freunde, die in die Städte gezogen sind, jetzt stehen, dass die Ersten Burn-out haben, weil sie in einer Ellenbogengesellschaft leben, dann sehe ich die Freiheit, die ich habe, neu.“



Das große alte Bauernhaus, in dem Deufel mit ihrer Familie lebt

ATLAS *der* GLOBALISIERUNG

Welt als Beute



**Jetzt
bestellen**

Welt als Beute

Vor mehr als zehn Jahren einigte sich die Welt in Paris auf ein Klimaabkommen, aber die Emissionen steigen weiter. Die Erneuerbaren boomen, doch gleichzeitig wird mehr Kohle aus der Erde geholt als je zuvor. Auch die Schere zwischen Arm und Reich geht weiter auseinander. Die Welt war nie gleich, aber wenn gerade mal 0,001 Prozent der Weltbevölkerung mehr besitzen als die ärmere Hälfte zusammen, dann nimmt die Ungleichheit monströse Züge an. Und wenn Trump, Netanjahu, Putin und Xi unverfroren Ansprüche auf fremde Territorien erheben, behandeln auch sie die Welt als Beute.

Mit über 250 Karten und Grafiken von Adolf Buitenhuis sowie Beiträgen von Perry Anderson, Ulrike Herrmann, Steffen Mau, Bee Wilson und vielen anderen.



Atlas der Globalisierung : Welt als Beute
160 Seiten | franz. Broschur
26 Euro | ISBN 978-3-98682-039-8
shop@taz.de | T. (030) 25 90 21 38
monde-diplomatique.de/atlas-der-globalisierung

press-schlag

Dem Vernehmen nach ein Spiel



Die Fifa, sauteure Stürmer und milliardenschwere Klubs – Neues aus der Welt des modernen Fußballs

Was es Neues im Fußball gibt? Klar, Gianni Infantino bleibt erst mal Präsident der Fifa. Das Management des Verbands hat nichts dagegen, dass der Schweizer, der die Weltmeisterschaften an Investoren aus dem Clan von US-Präsident Donald Trump verticken wollte, sein Amt weiter ausübt. Fifa-Generalsekretär Mathias Grafström, der noch eine Woche zuvor Kritik an Infantino geübt hatte, ist nun wieder ein Herz und eine Seele mit seinem Boss. Der will unbedingt Fifa-Präsident bleiben. Im März 2027 steht die Wahl an. Bis dahin wird er fleißig durch die Welt touren. Am Freitag war er in Kolumbien, um mitzuerleben, wie der rechte Hardliner Abelardo de la Espriella ins Amt als Staatspräsident eingeführt wurde. Vielleicht bringt er ja eine Stimme aus Kolumbien zur Fifa-Wahl nächstes Jahr in Rabat mit. Und außerdem?

Yan Diomande, ein hochbegabter Fußballer aus Côte d’Ivoire, spielt künftig für den spanischen Klub Real Madrid. In der vergangenen Saison hat er noch für jenen Klub mit dem drolligen Namen Rasenballsport Leipzig gespielt. In den Nachrichtentickern heißt es, „dem Vernehmen nach“ betrage die Ablösesumme mindestens 125 Millionen Euro. Und außerdem?

In den Nachrichtentickern heißt es, die Ablösesumme für den Ivorer Yan Diomande betrage mindestens 125 Millionen Euro

Beim FC Bayern staunt man über einen 16-jährigen Stürmer namens Bastian Assomo, der bei der Südostasientournee des deutschen Rekordmeisters beim Spiel gegen den südkoreanischen Klub Jeju SK den Siegtreffer erzielt hat. Das Lob gebührt der Nachwuchsabteilung des FC Bayern München, die das Talent vor einem Jahr von Hertha BSC nach München gelockt hat. Da war der Bub noch 15. Am Donnerstagabend ist er mit seinen neuen Kollegen in Hongkong gelandet, wo das Team dem Vernehmen nach begeistert empfangen worden ist. Vor der Abreise zum PR-Trip nach Asien, dessen Höhepunkt ein Testspiel gegen den englischen Premier-League-Klub Aston Villa war, hatte Herbert Hainer, der Präsident des FC Bayern, gesagt. „Es kann nicht sein, dass der Fußball immer mehr kommerzialisiert wird.“ Man hatte ihn zu Gianni Infantino befragt. Und außerdem?

Auch der FC Liverpool war in der vergangenen Woche auf Geschäftsreise. In den USA wollte der Klub mit zwei Testspielen den Weg bereiten für gute Geschäfte. Die sollen vor allem in neuen Fanshops getätigt werden, in denen der Klub seine dem Vernehmen nach 26 Millionen Fans in den USA mit höchstoffiziellen Liverpool-Klamotten versorgen möchte. Nach einer Erhebung des US-Wirtschaftsportals Sportico steht der FC Liverpool mit 5,74 Milliarden US-Dollar auf Platz 5 der wertvollsten Fußballklubs der Welt. Knapp davor rangiert der FC Bayern München. Und außerdem?

Real Madrids Stürmer Vinicius Junior sorgte am Freitag für Verwirrung, indem er alle Posts auf seinem Instagram-Account gelöscht hat. „Noch keine Beiträge vorhanden“, bekam zu lesen, wer das Profil besucht hat. 64 Millionen Follower hat der Brasilianer auf Instagram. Und die könnten nun glauben, dass er Real Madrid verlassen wird. Ein Vertragsangebot, das ihm dem Vernehmen nach 30 Millionen Euro nebst etlichen Zulagen und Prämien eingebracht hätte, ist ihm wohl zu schäbig vorgekommen. Und außerdem?

Schluss mit dem modernen Fußball für heute. Es reicht!

Andreas Rüttenauer

Mit Bestleistung zurück in der Spur

Siebenkämpferin Sophie Weißenberg fühlt sich fit wie noch nie. Bei der EM in Birmingham will sie endlich all das Pech hinter sich lassen, das sie bei Großereignissen zu verfolgen scheint

Von Katarina Schubert

Es war einer der herzzerreißendsten Momente der Olympischen Spiele 2024 in Paris, als Sophie Weißenberg weinend auf der Tartanbahn saß und sich verzweifelt an ihren Fuß fasste. Kurz zuvor war die Welt noch in Ordnung, die Mehrkämpferin stand vor ihrer olympischen Premiere. Doch eine falsche Bewegung ließ ihren Traum platzen. Beim Probestart über die 100-Meter-Hürden, der Auftaktdisziplin im Siebenkampf, kam Weißenberg falsch auf und stürzte. Diagnose: Achillessehnenriss.

Heute erinnert eine fast zehn Zentimeter lange Narbe an diesen Moment. Fast 20 Monate absolvierte die Leichtathletin seit diesem Schicksalstag keinen Wettkampf mehr. Beim Mehrkampfmeeting in Götzis Anfang Juni dann legte die 28-Jährige dann ein Comeback hin, das sich sehen lassen konnte. Nach Bestleistungen über die Hürden, 200 sowie 800 Meter stellte Weißenberg mit 6.449 Punkten eine neue persönliche Bestmarke auf, womit sie sich auf Platz 5 in der Welt kapapultierte.

„Schon nach dem Hürdenlauf war ich sehr emotional. Und dann habe ich realisiert: Jetzt bin ich zurück“, sagte Weißenberg nach ihrem Comeback im WDR. „Ich hatte total viel Spaß und habe den ganzen Wettkampf einfach genossen.“ Mit ihrer neuen Bestleistung erzielte sie 11 Punkte mehr als bei ihrem 7. Platz bei der WM 2023 in Budapest. Damals verpasste sie die Bronzemedaille um gerade einmal 63 Punkte.

Weißenberg machte erstmals 2016 auf sich aufmerksam, als sie bei den U20-Weltmeisterschaften Silber im Weitsprung holte; drei Jahre später folgte dann Silber bei der U23-EM im Siebenkampf. Seitdem verfolgt die gebürtige Neubrandenburgerin, die für das Training 2020 nach Leverkusen wechselte, bei

großen internationalen Wettkämpfen das Pech.

Die Teilnahme an der WM 2021 in Doha musste sie verletzungsbedingt absagen. Ein Jahr später folgte bei der WM in Eugene ein Salto nullto im Weitsprung, die EM in Rom 2024 brach Weißenberg ab, um einer Verletzung vorzubeugen. Und dann kam Paris. Sie habe schon lange Beschwerden im Fuß gehabt, erzählte die Siebenkämpferin im WDR-Fernsehen. Der Achillessehnenriss sei nun die Gelegenheit gewesen, der Sache endlich auf den Grund zu gehen.

„Ich habe tatsächlich auch ein kleines bisschen Erleichterung gespürt. Ich muss nicht so schnell wie möglich zurück-

kämpferinnen Emma Oosterwegel, Bronzegewinnerin bei Olympia 2021 in Tokio, und Sofie Dokter, die im März Hallenweltmeisterin im Fünfkampf geworden ist. Beide liegen in der Weltjahresbestenliste vor ihr.

Bei der Europameisterschaft in Birmingham gehört sie dank ihrer neuen persönlichen Bestleistung zu den Favoritinnen auf eine Medaille. Doch nicht nur ihre niederländischen Teamkolleginnen werden etwas dagegen haben, sondern auch ihre deutschen. Mit Sandrina Sprengel, Fünfte der letztjährigen Weltmeisterschaft in Tokio, und Vanessa Grimm reisen ebenfalls zwei aussichtsreiche Kandidatinnen nach England.

taz newsletter

Reportage & Recherche

Die Geschichte hinter der Geschichte

Jeden zweiten Samstag im Newsletter: taz.de/recherche

kommen, sondern es kommt darauf an, dass der Körper heilt.“ Für ihre Rückkehr in den Sport habe sie sich dementsprechend viel Zeit gelassen. „Sicher hätte ich auch schon im vergangenen Jahr wieder Wettkämpfe machen können“, so Weißenberg. „Aber für mich war nicht ausschlaggebend, wann ich zurückkomme, sondern wie ich zurückkomme.“

Diese Vorbereitung holt sich Weißenberg seit Januar dieses Jahres in den Niederlanden, wo sie sich der Trainingsgruppe um Steven Nuytinck anschloss. Dort trainiert sie unter anderem gemeinsam mit den Top-Sieben-

Nach der Absage der dreifachen Olympiasiegerin Nafissatou Thiam kommt die Top-Favoritin auf den Titel jedoch aus der Schweiz. Annik Kälin stellte erst im Juni beim Mehrkampfmeeting in Ratingen eine neue persönliche Bestleistung auf: 6.819 Punkte. Namhafte Konkurrenz könnte sie von Katerina Johnson-Thompson bekommen. Allerdings hat die zweifache Weltmeisterin und Olympia-Zweite von 2024 selbst Verletzungsprobleme, musste sie doch erst Ende Juli ihre Teilnahme an den Commonwealth Games absagen.

Weißenberg selbst meinte nach ihrem Comeback in Götzis, dass sie sich körperlich noch nie so fit gefühlt habe. Es sei aber noch Luft nach oben, vor allem in den Wurfdisziplinen und im Weitsprung. Für neue Bestleistungen böte Birmingham doch die perfekte Gelegenheit.

Konzentriertes Comeback: Sophie Weißenberg beim Kugelstoßen
Foto: Beautiful Sports/imag



der nachruf



Faten Ben Amar El Azizi
Foto: MA Tetouan

Trauriges Ende einer Flucht

Hunderte vorwiegend junge Menschen sind Mitte der Woche zusammengekommen, um Faten Ben Amar El Azizi in ihrer Heimatstadt Tetouan das letzte Geleit zu geben. Die 20-jährige marokkanische Fußballerin gehörte zu den mehr als 70 Menschen, die beim Versuch von Marokko aus die spanische Exklave Ceuta zu erreichen ums Leben gekommen sind. Mitspielerinnen und Betreuer ihres Klubs Maghreb Atlético Tetouan würden sie als großes Talent in Erinnerung behalten, heißt es in einem Videoclip des TV-Senders Al-Jazeera bei Instagram, in dem auch die Mutter der Nachwuchskickerin zu Wort kommt.

13 Jahre lang habe ihre Tochter zum Familieneinkommen beigetragen, sogar auf Friedhöfen habe sie gearbeitet. Doch sie habe keine Zukunft mehr für sich gesehen. Auch in anderen Medien war zu lesen, dass sich Faten Ben Amar El Azizi mehrfach vergeblich um ein Schengen-Visum bemüht habe. Nun sagte ihre Mutter, am Tag ihres Todes habe sie die Einreisegenehmigung nach Schengen-Europa erhalten.

Ihr Klub hatte zuvor schon in einer Mitteilung sein Entsetzen über den Tod der jungen Fußballerin zum Ausdruck gebracht. Der Verein erklärte, ihr Traum sei „schon vor seinem Beginn zerstört“ gewesen und sie habe „weder Ruhm noch Abenteuer gesucht“, sondern „ein besseres Leben jenseits der Grenze“. Der Verein beklagte den „hohen Preis“, den viele junge Menschen für irreguläre Migration zahlen müssten, da sich dadurch „Träume in Albträume und Freude in Tränen verwandeln“.

die spielregel

„Wenn ein Verband an der Hand und/oder den Fingern verwendet wird, kann er durchgehend sein, vorausgesetzt, dass als Ergebnis davon nicht zwei oder mehrere Finger zusammengebunden werden in der Art und Weise, dass die Finger sich nicht einzeln bewegen können. Dies soll dem Obmann des Kampfgerichts vor Wettkampfbeginn angezeigt werden.“

So heißt es in Paragraph 32.4.1 der Internationalen Wettkampfbestimmungen für Leichtathletikerevents. Bei der EM in Birmingham müssen die Kampfrichter noch bis zum 16. August den Werfern und Stoßern auf die Finger schauen.

Von Rico Setz

Nach einem Tor gehört der Moment dem Schützen. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Kugel nach einer Traumvorlage aus fünf Metern ins leere Tor geschoben wurde oder aus dreißig Metern sehenswert in den Maschen einschlug. Kameras und Blicke richten sich auf den Jubler.

Früher hopsten sie nach einem Treffer meist durch die Luft oder reckten eher unbeholfen die Hände hoch – oder wie der traditionelle Fußballfan sagen würde: „Sie zeigten ehrliche Emotionen.“ Moderne Fußballer*innen nutzen den Torjubel dagegen immer öfter zur Präsentation ihrer Selbst als Marke. So entstanden ikonische Jubelposen: Cristiano Ronaldo springt in die Luft, dreht sich um die eigene Achse und landet mit dem lauten Ruf „Siuuu“, in den inzwischen das ganze Stadion einstimmt. Der französische Stürmer Kylian Mbappé verschränkt dagegen beide Unterarme vor der Brust und streckt die Daumen nach oben.

Auch das Beten nach einem Tor ist längst keine Seltenheit mehr. Spieler wie Mohamed Salah oder Lionel Messi tun dies. Neu ist eine Form des Torjubels, die den eigenen Glauben öffentlich vermitteln will. Der Jubel als Missionarsform. Fußballer*innen wie Felix Nmecha, Maxence Lacroix oder Giovanna Hoffmann zeigen nach ihren Treffern eine feste Folge von Gesten: Zuerst kreuzen sie die Arme zu einem X. Dann legen sie eine Hand aufs Herz. Danach formen sie das Unendlichkeitszeichen. Schließlich zeigen sie mit dem Zeigefinger zum Himmel. Jede dieser Gesten steht für einen Teil des Bibelverses Johannes 3,16: „Denn Gott hat die Welt so sehr geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat.“ Was steckt dahinter? Gilt dieses Versprechen tatsächlich für jede und jeden, der an Jesus glaubt?

Dieser Torjubel geht auf die Kampagne „Jesus my Goal“ zurück. Die gleichnamige Instagram-Seite hat derzeit rund 373.000 Follower*innen. Dort wird detailliert erklärt, was genau zu tun ist. Jeder darf mitmachen – egal ob im Stadion, in der Kreisliga oder auf dem Bolzplatz. Die Kampagne startete kurz vor der Weltmeisterschaft und ging aus dem Verein Fußball mit Vision hervor.

Fußball mit Vision ist ein konfessionsübergreifender und gemeinnütziger Verein, der 2019 vom ehemaligen Profifußballer Manuel Bühler ins Leben gerufen wurde. Zunächst entstand das Projekt als Initiative der christlichen Sportorganisation Sportler ruft Sportler (SRS e. V.), bei der Bühler als Mitarbeiter tätig ist. Zum siebenköpfigen Gründungsteam gehören neben Bühler aktive und ehemalige Profis wie Felix Uduokhai, der für Beşiktaş Istanbul spielt, und Eduard Löwen, der für St. Louis City aufläuft.

Der Verein bietet „Begleitung“ im Profi- und Nachwuchsbereich an. Dazu zählen persönliches Mentoring, Vernetzung sowie regelmäßige Angebote wie Online-Gottesdienste, Bibelkreise und Gebetstreffen. Auf Instagram hat der Verein inzwischen rund 76.000 Follower*innen. Dort veröffentlicht er Bilder und Kurzvideos von Spieler*innen, die sich öffentlich zu ihrem christlichen Glauben bekennen. Diese müssen nicht Teil des Vereins sein. So teilte der Account etwa ein Video des spanischen Nationalspielers Ferran Torres, in dem er nach dem Ge-



Am Ende war Gott nicht wirklich mit den Deutschen
Foto: Christian Charisius/dpa

Jubeln für Gott

Der Torjubel als Missionarsarbeit: Evangelikale Netzwerke nutzen die Strahlkraft des Profifußballs, um Jugendliche für ihren Glauben zu gewinnen

winn der Weltmeisterschaft in einem Fernsehinterview seinen Glauben erwähnt.

Zur Europameisterschaft 2024 in Deutschland startete Fußball mit Vision eine Videokampagne. Darin sprechen Profis wie Davie Selke, Melanie Behringer, Maxence Lacroix, Giovanna Hoffmann oder Felix Nmecha jeweils rund sechs Minuten über ihre persönliche Beziehung zu Gott. Die Videos wurden bei Public Viewings, Jugendgruppen und Privatveranstaltungen in der Halbzeit von EM-Spielen eingespielt. Im Zuge der „Jesus my Goal“-Kampagne wurden sie erneut hochgeladen.

Darüber hinaus werden Schulbesuche organisiert. Häufig führt der Gründer Manuel Bühler sie selbst durch. Bei diesen Veranstaltungen stellt Bühler Fragen wie: „Wer oder was gibt dir deinen Wert?“ oder „Wofür lohnt es sich zu leben?“ Anschließend berichtet er von seinem persönlichen Lebensweg, von sportlichen Erfolgen und Krisen. Er erläutert, welche Bedeutung sein Glaube für die Bewältigung dieser Erfahrungen hatte. Per Videocall kann ein Spieler, eine Spielerin zugeschaltet werden, um Fragen zu beantworten. Zum Schluss erhalten alle Teilnehmenden eine sogenannte Kickerbibel: eine Broschüre mit Glaubenszeugnissen von Fußballprofis sowie dem Neuen Testament, teils mit persönlichen Signaturen.

Die Zielgruppe ist klar: Angesprochen werden vor allem fußballbegeisterte Jugendliche, die für den christlichen Glauben gewonnen werden sollen. Die nötigen Strukturen entstehen durch Schulbesuche und in den Nachwuchsleistungszentren der Profivereine. Christian Köppel, U16-Trainer des FC Augsburg, gehört zum Team von Fußball mit Vision. Enrico Valentini, U14-Trainer des 1. FC Nürnberg, ist Mitgründer des Netzwerks. Mela-

nie Behringer, U19-Nationaltrainerin der Frauen, wirbt als assoziierte Teilnehmerin für die Organisation. Und Pierre de Wit, Nachwuchsleiter bei Alemannia Aachen, ist über die Freikirche Köln-Ostheim mit dem Netzwerk vernetzt.

Die queerfeindliche Freikirche unterstützte Fußball mit Vision während der EM. Gründer Bühler tritt als reisender Prediger und aktiver Missionar auf. Dabei bindet er gezielt Sportler in die Gemeinde ein. So kontaktierte er etwa Nachwuchstalent Sima Suso, da dieser einen Bibelvers in seiner Instagram-Biografie stehen hatte, und lud ihn zu einem Online-Gottesdienst und später

Nach seinem Tor gegen Curaçao nahm er eine imaginäre Krone vom Kopf und legte sie auf den Rasen

in die Freikirche Köln-Ostheim ein. Gemeinsam mit Pastor André Töws, Bühler und Suso im Dezember 2024 – Suso, der zurzeit beim FC Augsburg spielt, ist mittlerweile fester Teil des Teams von Fußball mit Vision.

Töws vertritt in seinen Predigten konservative bis fundamentalistische Positionen zu Sexualität und Geschlechterrollen. Er spricht von „sexuellen Sünden“, durch die Menschen „ihren Körper untereinander schänden“, und erklärt, Gott übergebe den Menschen dadurch „in die Unreinheit“. Homosexualität sei „im Kern eine Sünde wie jede andere auch“. Zugleich betont er, es gebe „Vergebung und Gnade in Jesus Christus“. Frauen sollten sich „den

eigenen Männern unterordnen“ – genau das nehme ein Mann an seiner Frau als „attraktiv“ wahr. Im Februar 2026 trat Töws von seinem Amt als Pastor zurück.

Felix Nmecha, das bekannteste Gesicht der Bewegung, vertritt eine ähnliche Position. Auch er nutzt den Jubel, um zu missionieren. Nach seinem ersten Tor bei der Weltmeisterschaft im Spiel gegen Curaçao nahm er eine imaginäre Krone vom Kopf und legte sie auf den Rasen. Die Krone gehöre nicht ihm, sondern Jesus. Nach dem Spiel betete er mit anderen Spielern auf dem Feld. DFB-Präsident Bernd Neuendorf begrüßte die Geste: „Die Intention, die er damit verfolgt, die ist ja positiv. Nämlich, dass man über das Fußballspielen hinaus für bestimmte Dinge steht, für Menschlichkeit, für Respekt.“

Nmecha zählt zu den Gesichtern von „Jesus my Goal“. Er wirkte bei der Kampagne zur EM 2024 mit. Damals verteilte man exklusive Autogrammkarten mit seinem „Lieblingsbibelvers“ und einem QR-Code zum Video. Zudem ist Nmecha Teil des internationalen Netzwerks christlicher Fußballer „Ballers in God“, das auf Instagram und 780.000 Follower*innen zählt. Das Netzwerk zeigt viele Parallelen zum deutschen Pendant auf. Ballers in God verbreitet ebenfalls Videos und Fotos von betenden Fußballern, vertreibt christliche Fanartikel und organisiert sogenannte „Retreats“ zum gemeinsamen Beten und Fasten. Nmecha ist eines der aktivsten Gesichter der Organisation – er predigt, tritt im Podcast auf, modelt für Merchandise, initiierte die WM-Kampagne „The King’s Return“ und bezeichnet den Gründer John Bostock als seinen Mentor.

Seine Bestimmung? Nmecha selbst sagt: „Mein Ziel ist es, Menschen zu lieben und die Wahrheit zu teilen.“ In dieser Wahrheit spielen Frauenrechte und

LGBTQ+-Rechte keine Rolle. 2023 teilt er auf Instagram ein Video des Rechtspopulisten Matt Walsh. Darin kritisiert Walsh einen Vater, der über sein trans Kind spricht, und unterstellt ihm, die Situation bewusst herbeigeführt zu haben. Außerdem verbreitete Nmecha einen Beitrag, der die Pride-Bewegung mit dem Teufel gleichsetzt.

Nach seinem Wechsel vom VfL Wolfsburg zu Borussia Dortmund und der aufkommenden Kritik distanzierte er sich: „Ich stimme mit den meisten Aussagen von Walsh nicht überein.“ Homophob oder transphob sei er „nicht mal annähernd“. Gott liebe alle, betont er, und fügt hinzu: „Ich bin Christ, aber ich liebe alle Menschen und diskriminiere niemanden.“ Später erklärt er, die Beiträge seien „aus dem Kontext gerissen“ worden.

Im September 2025, nach dem Mord am rechten US-Populisten Charlie Kirk, schrieb Nmecha auf Instagram: „Ruhe in Frieden bei Gott. So ein trauriger Tag.“ Kirk habe „friedlich für seine Überzeugungen eingestanden“. Kurz darauf löscht er den Beitrag. Ein Tiktok-Video während der Klub-Weltmeisterschaft zeigt Nmecha mit dem frauenfeindlichen Buch „Understanding the Purpose and Power of Women“ des queer- und frauenfeindlichen Predigers Myles Munroe.

Das Schema bleibt gleich. Nmecha postet etwas. Der DFB oder der BVB reagieren, kündigen Gespräche an, und der Spieler nimmt Stellung. Im „Ballers in God-Podcast“ sagte Nmecha: „Ich glaube, ich bin in einer Phase, in der ich wirklich möchte, dass ich Weisheit und Wahrheitsvermittlung in Einklang bringe. Insbesondere bei bestimmten, etwas heikleren Themen glaube ich, dass Gott mir hilft, weise zu sein und gleichzeitig die Wahrheit zu teilen.“

Welche Themen das sein könnten, weiß nur Gott allein.

Kampf um die Miete

Warum wird Wohnen immer teurer? Wer profitiert, wer zahlt drauf? Und wie lässt sich der Wohnungsmarkt noch verändern? Eine wochentaz-Sonderausgabe über Immo-Bros auf Instagram, überfüllte WG's, besetzte Häuser, Mieten auf dem Land, Mieter*innengewerkschaften, Deutsche Wohnen & Co enteignen und die Frage, wie aus der Ware Wohnraum wieder ein Zuhause für alle wird.

14 Seiten
Mietenkampf-Schwerpunkt
am 15.8.
in der
wochentaz

FOTO: BILDGEHEGE/IMAGO

traueranzeige

Wir trauern um

Dr. Barbara Leucht
2.12.1945 – 20.7.2026

Wir beerdigen Dich mit einer großen Feier für alle, die von Dir Abschied nehmen wollen, am Dienstag, den 25.8.2026 um 12 Uhr in der Kapelle des Georgen-Parochial-Friedhof II, Friedensstr. 80, 10249 Berlin.

sonstiges

taz **blogs**

Nicht zu fassen ... aber zu lesen.
Mutiges, Abseitiges und Tiefgründiges lesen
Sie auf den Blogs der taz:
taz.de/blogs

stellenangebote

taz

Die taz sucht für die Erstellung des Jahresabschlusses und allgemeine Beratung **eine*n neuen Steuerberater*in**

Nach über 40 Jahren Tätigkeit für die taz geht unser Steuerberater Bernhard Brugger zum Jahresende in den Ruhestand. Wir suchen deshalb eine Nachfolge und würden uns freuen, wenn es dafür aus dem Kreis der Genossenschaft Interessent*innen gibt bzw. Hinweise auf möglicherweise geeignete Steuerberater*innen.

Die Aufgaben

- Erstellung der Jahresabschlüsse der Firmen der taz-Gruppe
- Unterstützende Begleitung der Wirtschaftsprüfung durch den Genossenschaftsprüfungsverband (Prüfung des JA taz Genossenschaft und taz Verlags- und Vertriebs GmbH) und Beratung zu aktuellen und strategischen Steuerfragen

Die Anforderungen

- gute Allrounderin mit besonderen Kenntnissen im Umsatzsteuerrecht, Besteuerung von Personengesellschaften, beste Buchführungskenntnisse, Bilanzgestaltung und -konsolidierung
- Beherrschung der einschlägigen DATEV Programme, DATEV Unternehmen Online, incl. zukünftiger Themen zur Automatisierung von Buchungen, Bilanzbericht, Anwendung von fachlicher KI sowie gute Excel-Kenntnisse
- ca. 3–4 Arbeitswochen Zeit in der Zeit von Januar bis Juni sowie entsprechende Sekretariatskapazitäten
- Bereitschaft und Fähigkeit, nicht nur mit der Geschäftsführung und dem Controller, sondern mit allen Mitarbeiter*innen im taz Büro und den verschiedenen Bereichen in der taz respektvoll zusammenzuarbeiten
- Gutes Verständnis der taz, sowohl was formelle, aber auch informelle Ebenen betrifft

Sollten Sie Interesse an der Position haben freuen wir uns über ein Bewerbungsschreiben mit einem Überblick über Ihre bisherige Steuerberatungserfahrung an die Geschäftsführung an gf@taz.de.

Eine ausführlichere Tätigkeitsbeschreibung finden Sie unter www.taz.de

Auf der Suche nach einer sinnstiftenden, verantwortungsvollen und vielseitigen Aufgabe in einem Arbeitsfeld mit Pioniercharakter? Dann freuen wir uns über eine Bewerbung!

Der gemeinnützige Verein „StoP – Stadtteile ohne Partnergewalt“ sucht eine*n

Geschäftsführer*in

ab Oktober 2026 in Vollzeit (39 Std.), Vergütung nach TVÖD EG 14, für den Aufbau und die Leitung unserer neuen Bundesfachstelle StoP in Berlin
Bewerbungsschluss: **30.08.2026**
Hier geht's zur vollständigen Stellenausschreibung:
www.stop-partnergewalt.org/wir-suchen-verstaerker/

taz

Die taz sucht eine neue **EDV-Abteilungsleitung**

Deine Aufgaben

- Strategische Leitung des Bereichs EDV
- Personalverantwortung und Abteilungsorganisation
- Entscheidungsprozesse und Arbeit im Team strukturieren
- Vertretung der EDV in Gremien und gegenüber der Geschäftsführung
- Verbindliche Strukturen schaffen und einfordern

Dein Profil

- Informatiker:in mit einschlägiger Erfahrung in den Bereichen Service & Administration, Betriebssystem-Plattformen, Software-Entwicklung, Apps und Online
- Fähigkeit zu Organisieren und Moderieren
- Transparente Kommunikation fördern
- Hartnäckigkeit & Frustrationstoleranz, Anpassungsfähigkeit, Flexibilität

Wir bieten

- Unbefristete Stelle in Vollzeit (36,5 Stunden)
- Homeoffice in begrenztem Umfang
- Bezahlung nach taz-Vergütungsvereinbarung mit Verantwortungszulage
- Arbeit in einem politisch motivierten Umfeld mit vielfältig interessanten Menschen

Aussagekräftige Bewerbungen mit Lebenslauf bitte per E-Mail an edv-leitung@taz.de.
Weitere Informationen zur Stelle und Bewerbung: taz.de/edvleitung

veranstaltungen

14. MAI - 13. SEPT. 2026

atze
PRÄSENTIERT

OPEN AIR FÜR BERLIN!

LUFTSCHLOSS
TEMPELHOFER FELD

KLAPPE AUF FÜR ALLE!

Nur noch zwei Wochen bis zum Spielzeitbeginn!

Start am 28. August

Wir sind in der Spielzeitpause. In dieser Zeit können Karten online gebucht werden unter:
www.grips-theater.de

Theater
vorschau

ufaFabrik
So., 09. 08. 19:00 Queer Slam Berlin – Berlins queerster Poetry Slam geht raus!
Fr., 14. 08. 18:30 9. Irish Festival Berlin 2026
Der gesamte Spielplan auf: www.ufafabrik.de

Werben auch Sie in unserem Theaterkasten!
Fon: 0 30 - 259 02 314 | anzeigen@taz.de

Staatliche Museen zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz

arte Sommer Kino

17. Juni – 28. August
Kulturforum Berlin

sonstiges

taz **newsletter**

Jede Woche exklusive Neuigkeiten aus der taz
www.taz.de/newsletter

taz **thema**

Kulturrausch

Anzeigenschluss: Freitag, 21.08. 2026
Erscheinungstermin: Samstag, 05. 09. 2026

Die Verlagsseiten taz Thema Kulturrausch am Samstag, 05. September, führen durch das Kulturprogramm in den Bereichen Musik, Kunst, Theater und Museen. Es erwarten Sie folgende Themen:
Kunst: Bukolische Tropen.
Museum: Denken und Sein.
Theater: Vom suchenden Dichter bis zum städtischen Raum.

Weitere Informationen und Leserschaftsdaten:
taz Anzeigenabteilung | Tina Neuenhofen
anzeigen@taz.de

MACHT'S EUCH UNBEQUEM

In festen Weltbildern lässt es sich zwar gemütlich einrichten, doch staubt man auch schnell ein. Deshalb Journalismus von links – unbestechlich, unbequem, unabhängig.

taz


taz.de/abo


10x wochentaz für nur 10 Euro
Mo – Fr digital, samstags gedruckt

„Mit Reportern zu Israel zu arbeiten war frustrierend“

Der Analyst Alon Sahar hat ein Netzwerk untersucht, das rechte Erzählungen zu Israel-Palästina verbreitet – mit Unterstützung deutscher Zeitungen. Ein Gespräch über Lobbyismus und die Israelnähe deutscher Medien



Die UNRWA steht auch unter buchstäblichem Beschuss aus Israel
Foto: Ramez Habboub/
Zuma/imag

Interview **Leon Holly**

taz: In Ihrer Studie für die Rosa-Luxemburg-Stiftung analysieren Sie eine transnationale Kampagne, die darauf abzielt, das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge (UNRWA) zu diskreditieren. Sie beschreiben ein Netzwerk von NGOs, von denen einige Verbindungen zur israelischen Regierung haben und von reichen Spendern aus den USA finanziert werden. Wie gehen diese Organisationen vor?

Alon Sahar: Es ist wichtig, sich die Selbstdarstellung dieser NGOs anzuschauen. Schon ihre Namen vermitteln den Eindruck kritischer Neutralität, obwohl es sich tatsächlich um Organisationen für Interessenvertretung handelt, die politische Positionen der israelischen Rechten vertreten. Ein Beispiel ist „UN Watch“ – klingt gut, oder? Man wünscht sich ja eine Organisation, die eine so bedeutende Institution kritisch begleitet. Dasselbe gilt für „NGO Monitor“ oder „Impact-SE“.

taz: Sie schreiben, dass Impact-SE die durch unabhängige Studien widerlegte Behauptung verbreite, die UNRWA verwende systematisch antisemitische Schulbücher.

Sahar: Impact-SE konzentriert sich in seiner Arbeit stark auf palästinensische und mit der UNRWA verbundene Bildungsmaterialien, während israelische Lehrpläne weitaus weniger akribisch untersucht werden. Zudem ist die Finanzierung dieser rechten NGOs deutlich intransparenter als die von linken.

taz: Sie beschreiben auch, wie diese NGOs Deutschland als wichtigsten Geberstaat der UNRWA ins Visier nehmen. Wer treibt die Kampagne hier voran?

Sahar: Die Organisationen in Deutschland bezeichne ich als „lokale Vermittler“. Beispiele sind die Deutsch-Israelische Gesellschaft (DIG) oder der deutsche Ableger der Interessensorganisation Elnet, die diese Erzählungen hier verbreiten. Die DIG, Elnet und andere Akteure erhalten Projektförderungen, die ihnen nicht nur finanzielle

Mittel verschaffen, sondern sie auch in den Augen der Öffentlichkeit und der Politik legitimieren.

taz: Eine weitere Gruppe, von der Sie sprechen, sind die „Normengestalter“.

Sahar: Das sind jüdisch geführte Organisationen, wie der Zentralrat der Juden, die den Anspruch erheben, für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zu sprechen. Das stimmt aber nicht. Niemand hat sie beauftragt, sich in außenpolitische Fragen einzumischen. Sie sprechen jedenfalls weder für mich noch für die vielen nicht organisierten Jüdinnen und Juden, die hier leben – und die sind mehr als die Hälfte –, ebenso wenig wie für andere progressive Jüdinnen und Juden.

taz: In Ihrem Bericht tauchen auch Akteure auf, die auf den ersten Blick überraschen mögen. Einer davon ist die Amadeu Antonio Stiftung (AAS), eine öffentlich geförderte NGO, die zu Rassismus, Antisemitismus und Rechtsextremismus arbeitet.

Sahar: Die AAS hat im Jahr 2025 einen Bericht herausgebracht, der die UN in den Blick nimmt und ihr antisraelischen Bias und Antisemitismus vorwirft – und dabei eher weniger die unterschiedlichen Machtstrukturen des UN-Systems betrachtet. So wird etwa nicht thematisiert, wie die USA Israel im Sicherheitsrat Rückendeckung geben. Das Vorwort zu dem Bericht hat der Antisemitismusbefugte der Bundesregierung, Felix Klein, geschrieben, und ein Teil besteht aus einem Interview mit UN Watch. Ich kannte die AAS zuvor vor allem wegen ihrer tollen Arbeit zum rechtsextremen Anschlag in Halle im Jahr 2019. Da interviewte sie auch nichtjüdische migrantische Betroffene, um zu zeigen, dass Rechtsextremismus Teil eines größeren gesellschaftlichen Problems ist.

taz: Was haben Sie gedacht, als Sie gesehen haben, dass sie mit UN Watch arbeiten?

Sahar: Meine Wahrnehmung der AAS begann sich zu verändern. Ich kenne UN Watch aus meiner Arbeit zu Israel/Paläs-

tina und denke, dass die Organisation eine rechte politische Agenda verfolgt. Ich fragte mich: Warum arbeitet die AAS einer konservativen, nationalistischen NGO zusammen? Da wurde mir klar, dass hier wohl eine koordinierte Kampagne mit vielen Akteuren im Gange ist. Das hat mich letztlich dazu gebracht, tiefer zu recherchieren und diesen Bericht zu schreiben.

taz: Sie sprechen in Ihrer Studie auch über Medien in Deutschland, die die Behauptungen von NGOs wie UN Watch verbreiten. Ihr Fokus liegt dabei auf zwei Springer-Zeitungen, Bild und Welt. Warum?

Sahar: Weil sie das sind, was ich „mediale Verstärker“ nenne. Es ist wichtig, den Unterschied zu verstehen zwischen „mediale Verstärkern“ und Medien mit politischer Voreingenommenheit. Was bedeutet Voreingenommenheit? Nehmen wir an, Sie sind Brite und lesen den Telegraph – bevor Axel Springer ihn übernommen hat – oder das Wall Street Journal. Das sind seriöse Zeitungen. Sie vertreten zwar eher rechte Positionen, halten sich aber an bestimmte journalistische Standards. Es gibt ein Recht auf Gegendarstellung, abweichende Stimmen kommen zu Wort, und es werden verlässliche Quellen herangezogen.

taz: Wie unterscheiden sich dagegen die von Ihnen untersuchten Medien?

Sahar: Sie fungieren als Verstärker. Das bedeutet, sie übernehmen Behauptungen und wiederholen sie einfach. Manchmal halten sie sich vielleicht an journalistische Standards. Aber eben nicht immer. Bild ist die am häufigsten vom Presserat gerügte Zeitung Deutschlands.

taz: Wie funktioniert das in der Praxis – etwa wenn diese „Verstärker“ über UNRWA berichten?

Sahar: Nehmen wir an, UN Watch veröffentlicht einen Bericht. Noch am selben Tag erscheint dazu ein Artikel in Bild oder Welt. Die Behauptungen werden übernommen oder weiter zugespitzt. Besonders deutlich war das bei Bild, wo eine Schlagzeile lautete: „UN-Lehrer

loben Hitler, hetzen gegen Juden“. Häufig werden solche Behauptungen wiedergegeben, ohne dass die UNRWA Gelegenheit zur Stellungnahme erhält oder auch nur der Hinweis erscheint: „Wir haben die UNRWA um eine Stellungnahme gebeten, aber keine Antwort erhalten.“ Dabei gehört das eigentlich zum journalistischen Standard.

taz: Sie waren Pressesprecher von „Israelis für Frieden“, einer Gruppe linker Israelis, die gegen Israels Zerstörung des Gazastreifen protestiert. Welche Erfahrungen haben Sie da im Umgang mit deutschen Journalisten gemacht?

Sahar: Mich haben immer wieder gute Geschichten erreicht mit belastbaren Belegen oder starken Hinweisen, denen Reporter normalerweise nachgehen würden. Bei einigen ging es um außenpolitische Themen, bei den meisten aber um israelischen Einfluss in Deutschland. Aber die Journalisten lehnten diese Geschichten auf unterschiedlichen Wegen ab.

taz: Vielleicht fanden sie die Storys einfach nicht interessant.

Sahar: Ich arbeite ständig mit Reportern zusammen. Wenn sie etwas nicht interessiert, sagen sie das in der Regel ganz offen. Aber die deutschen Journalisten reagierten anders. Manche gaben von vornherein auf und sagten: „Wow, was für eine Geschichte! Aber mein Redakteur würde das niemals freigeben.“ Andere meinten: „Wow! Okay, ich versuche es bei meiner Redaktion.“ Und in den meisten Fällen scheiterten sie damit. Am schlimmsten war jedoch, wenn sie sagten: „Wow, was für eine Geschichte! Ich kümmer mich.“ Dann arbeitete ich mehrere Tage lang mit ihnen zusammen – und am Ende wurde die Story fallen gelassen.

taz: Warum?

Sahar: Nicht weil sie sich nicht belegen ließ oder die Faktenlage zu dünn gewesen wäre. Es waren immer die Redaktionen, die sie stoppten oder deutlich abschwächten. Das war sehr frustrierend, aber es gehört auch zu dieser Arbeit.

taz: Ein Grund könnte sein, dass man schnell als Antisemit abgestempelt wird, wenn man über israelischen oder proisraelischen Einfluss in Deutschland spricht – und zwar von vielen derselben Akteure, die Sie in Ihrem Bericht nennen.

Sahar: Ja. Ich sehe meine Studie allerdings gerade als einen Beitrag gegen antisemitische Verschwörungserzählungen. Das antisemitische Klischee lautet, es gebe eine mächtige jüdische Lobby, die die deutsche Regierung kontrolliere. Meine Arbeit zeigt aber, dass das nicht zutrifft. Wenn diese Akteure über viele Jahre hinweg so viel Geld, Zeit und Aufwand investieren mussten, um Einfluss zu gewinnen, dann hatten sie eben keine Kontrolle. Was sich allerdings beobachten lässt, ist ein wachsender Einfluss – und der speist sich aus asymmetrisch verteilten Ressourcen.

taz: Ihr Bericht erschien zeitgleich mit einem Artikel in der FAZ, einer eher konservativen Zeitung, die nicht für starke Israelkritik bekannt war. Ist das ein Zeichen dafür, dass sich das Overton-Fenster verschiebt?

Sahar: Ich denke schon – allerdings nicht in dem Ausmaß,

wie es notwendig wäre. Meiner Ansicht nach verschiebt es sich auch deshalb, weil die Medien insgesamt zunehmend unter Druck geraten. Ihnen wird vorgeworfen, zu teuer zu sein, die Bevölkerung nicht angemessen zu repräsentieren und so weiter. Mein Eindruck ist: Wenn man deutsche Zeitungen mit ihren europäischen Pendanten vergleicht, dann zeigt sich gerade in Bezug auf Israel ein völlig anderes Bild. Und noch wichtiger: Umfragen zeigen seit Langem, dass die deutsche Bevölkerung den Konflikt zwischen Israel und Palästina ganz anders beurteilt als die Medien und die politische Elite.

taz: Woher kommt die Diskrepanz?

Sahar: Sie lässt sich auf das transnationale Lobby- und Advocacy-Netzwerk zurückführen, das ich in meiner Studie beschreibe. Das richtet seine Bemühungen vor allem auf die politische Elite. Für die breite Öffentlichkeit interessiert es sich weniger. Und je stärker die Unterstützung für Palästina in der Bevölkerung wächst, desto mehr Ressourcen investieren sie in Lobbyarbeit und darin, Abhängigkeiten von Israel in verschiedenen Bereichen zu schaffen. Das mag legal sein. Aber der Einfluss dieses Netzwerks ist – wie der anderer Lobbygruppen, etwa der Pharmaindustrie – kein Zeichen einer gesunden Demokratie. Insbesondere dann nicht, wenn ausländische Interessen involviert sind.



Alon Sahar ist Filmemacher und unabhängiger Analyst, der für diverse Medien schreibt. Zuvor arbeitete er mit der NGO Breaking the Silence und B'Tselem in Israel/Palästina zusammen. Heute ist er Mitgründer der Israelis für Frieden sowie Herausgeber des Substack-Newsletters Staatsräson Monitor.

Anzeige

Unterstützen Sie ...

Talent kennt keinen Lebenslauf

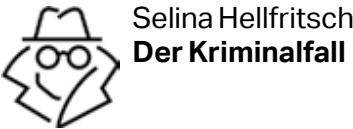
Wir suchen Menschen mit anderen Perspektiven – nicht mit dem perfekten CV. Pascal Maier und Ann Toma-Toader absolvieren seit Juni 2026 das taz panter-Volontariat.

... mit einer Spende

taz panter-Volontariat
In 18 Monaten erlernen die Volontär*innen in der taz das journalistische Handwerk.
taz.de/stiftung

taz.de/spenden
GLS-Bank Bochum / BIC GENODEM1GLS
IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00

taz panterstiftung



Selina Hellfritsch
Der Kriminalfall

Die Kameras verfolgten sie bis zum Tod

Gruselige Horrorfilme oder blutige Thriller sind normalerweise nichts für mich. Aber was ist mit True Crime? Gibt es weniger gruselige Unterhaltung? Auf Netflix sprang mir direkt „The Idaho Murders – Ein College-Albtraum“ entgegen. Erst vor Kurzem veröffentlicht, landete die True-Crime-Doku direkt in den Top 10.

Für moralische Unterstützung schnappte ich mir meine Mitbewohnerin. Gemeinsam machten wir es uns mit selbstgemachtem Nudelsalat auf der Couch gemütlich. Ich starte die Doku: dunkle Wohnung, bedrohliche Geräusche, eingeschüchterte Nachrichten, die per Messenger ausgetauscht werden. „Ich habe echt Angst“, schreibt Collegestudentin Dylan und: „Mein Handy hat fast keinen Akku mehr, fuck.“ Ihre Mitbewohnerin Bethany antwortet: „Komm in mein Zimmer. Renn.“

Dylan und Bethany sind die Einzigen, die diese Nacht überleben werden: Am 13. November 2022 wurden Ethan Chapin (20), Kaylee Goncalves (21), Xana Kernodle (20) und Madison Mogen (21) in ihrem Haus in der Kleinstadt Moscow, im Bundesstaat Idaho, erstochen. Ethan war eigentlich nur über Nacht bei seiner Freundin Xana.

„Warte mal kurz, mir ist jetzt schon schlecht“, sagte meine Mitbewohnerin und drückte auf Pause. Sie kann das nicht gucken und nebenbei essen. Ich stimme zu. Erst mal eine Folge Ted Lasso und Pastasalat, danach dann wieder True Crime. Dreißig Minuten später drückten wir wieder auf Play: Alle vier Opfer waren Student*innen der Idaho-Universität, Kaylee und Madison schon befreundet, seitdem sie Kinder waren. Der Vorfall erschütterte die gesamte Stadt. Selbst die Polizeibeam*innen waren sichtlich mitgenommen, einige auch traumatisiert vom

Das Bizarre an der Doku ist, dass es so viel Material gibt, ständig werden Videos und Bilder von den Verstorbenen eingeblendet

blutigen Tatort. Auf ein Opfer wurde 50-mal eingestochen. Ich hingegen habe mich in den letzten Minuten kaum gerührt, meine Augen klebten am Bildschirm.

Das Bizarre an der Doku ist, dass es so viel Material gibt. Ständig werden Videos und Bilder von den Verstorbenen eingeblendet: Wie sie zusammen herumalbern, auf Partys sind, sich in den Armen liegen. Alles auf sozialen Netzwerken festgehalten. Aber auch die Bodycams der Polizist*innen werden gezeigt, genauso wie die Vernehmungen auf der Polizeistation. Sogar der Foodtruck, an dem sich Madison und Kaylee nur wenige Stunden bevor sie ermordet wurden, noch einen Snack holten, streamte live auf Twitch.

Die Dokuserie zieht sich über drei Folgen, zeigt die Angehörigen der Opfer, Freund*innen und Mitstudierende. Der Fokus ist dabei immer auf den Opfern. Doch das Dilemma wird immer deutlicher: Es ist schwer, eindeutige und genügend Beweise zu sichern. Der Täter Bryan Kohberger war Doktorand der Kriminologie an der Washington State University und hinterließ kaum Spuren.

Der Plottwist: Um einer wahrscheinlichen Todesstrafe zu entgehen, ging der Täter einen Deal ein, plädierte für schuldig und wurde zu vier aufeinanderfolgenden lebenslangen Freiheitsstrafen ohne Bewährung verurteilt. Das bedeutet aber auch, dass es kein Gerichtsverfahren und keine Antwort auf die Frage gibt: Warum? Bis heute ist das Motiv ungeklärt. Wenige Tage bevor die Netflix-Doku veröffentlicht wurde, dann die nächste Wendung: Kohberger zieht sein Mordgeständnis zurück und fordert ein neues Verfahren. Ich klappe meinen Laptop zu, mache alle Lichter in unserer Wohnung an und verschließe die Haustüre doppelt. Genug True Crime für heute.

„The Idaho Murders – Ein College-Albtraum“, 3 Folgen auf Netflix

streaming

Gefährliches Wasser

Queere Liebe, eine extravagante Hochzeit und ein hungriger Hai – Horror mit Tiefgang

Engumschlungen treiben die beiden im offenen Meer, zwischen ihnen nur die rote Rettungsboje und eine jahrelange tiefe Freundschaft. Was an die Oberfläche kommt, ist jedoch nicht nur Emotion, sondern auch eine Haiflosse.

Dabei wollten die fünf Freundinnen, die – teils recht kurz – im Wasser um ihr Überleben kämpfen, eigentlich nur eine extravagante Hochzeit und davor einen schönen Jungesellinnenabschied feiern. Verkaterter nach dem ersten Abend voller Party und Alkohol steigen sie auf ein kleines Boot, mit

dem sie auf eine abgelegene Karibikinsel fahren, wo sie erst mal zwei von ihnen, Mag und Kayla an einem abgelegeneren Strand aussetzen, damit sie endlich über ihre Trennung reden. Denn „Something in the Water“ hat zwar einen ganz klassischen Plot (Freundinnen auf einer einsamen Insel, Haiangriff, Flucht per Boot, Boot sinkt, Haiangriff), ist aber außerdem eine queere Geschichte. Der Film verwehrt sich dafür schon zu Beginn, mit einer Feierszene vom Jungesellinnenabschied einzusteigen oder mit einer überschwänglichen Wiedervereinigung am Flughafen. Stattdessen führt er uns in ein schä-

biges Treppenhaus in der Nacht und in die Gewalt durch Menschen. Händchen haltend schlendern Kayla und Meg umher, da treffen sie auf eine Gruppe homofeindlicher Frauen, die Meg angreifen und sie fast tot prügeln. Die Beziehung allerdings überlebt nicht. Das Monster ist der Mensch, im Hai-Genre wird das gern vergessen, hier allerdings nicht. Und nun: Treiben sie im Wasser, reden allesamt über ihre Gefühle, verbrennen sich (so schön realistisch) die Haut, unterhalten sich über Abwehrstrategien, verfluchen Reiche, zerfleischen sich selbst und trauern um jene Ally, die vom Hai zerfleischt wird.

Dieser Film ist kein Meisterwerk. Aber Hai-Filme sieht man sich auch nicht an, weil man Tiefgründiges erwartet, sondern Tiefgründiges fürchtet, für die Angst vor dem Räuber, den man nur ahnt. Vor dem Tod im Unbeherrschbaren, in dem wir Menschen hilfloser sind als überall sonst. „Something in the Water“ ist kein klassischer Survival-Thriller. Es mag ihm an einigem fehlen, etwa an blutdurchränktem Gore, nicht allerdings an Trauma und Gewalt. Denn dieser Hai-Film scheut sich nicht, auf den Klamauk von „Sharknado“ und Konsorten zu verzichten. Stattdessen lehnt er sich in das Drama, das aus der Masse an Hai-Filmen hervorsticht, wie die Rückenflosse eines eigentlich nur neugierigen und hungrigen Tiers, das eben jagen muss, um zu überleben.

Johannes Drosdowski

„Something in the Water“, 83 Minuten, ZDF-Mediathek



Protagonistin Cam (Nicole Rieko Setsuko) wollte nur einen schönen Urlaub haben
Foto: Studiokanal

instagram

Echter Klassenkampf

Wie tief reicht Klassismus und was ist Armuts-Cosplay? Darüber spricht Malik Yannick auf Instagram

Wie geht eigentlich echter Klassenkampf von unten? Eine zentrale Frage, die sich Linke immer wieder stellen und darüber philosophieren. Das Reflektieren über die eigene Klasse und Privilegien, die damit einhergehen, kommt allerdings oft zu kurz. Das findet zumindest Malik Yannick.

Auf seinem Instagram-Account @malik.yannick spricht er darüber, wie es ist, als Arbeiterkind einer alleinerziehenden Mutter in Ostdeutschland aufzuwachsen und zu studieren. Er teilt seine Erfahrungen über das Leben mit Hartz IV und das Studieren mit „Bürgis“ – wie er mit liebevoller Ironie Menschen aus dem gutbürgerlichen Milieu nennt.

„Eine Sache, die mich an der Uni am meisten nervt, sind linke Studis ohne Klassenbewusstsein. Studis, die so tun, als wäre ‚arm sein‘ ein Lifestyle und als würde es dazugehören, wenn man links sein will“, sagt er in einem seiner ersten Videos.

Armuts-Cosplay helfe niemanden. „Um links zu sein und den Klassenkampf von unten zu unterstützen, musst du nicht arm sein, sei einfach ehrlich“, so Malik. Wer sich hier ertappt fühlt, dem seien die 42 Beiträge des Influencers als Lektüre empfohlen.

Auch wenn Malik teils nur in größeren Abständen Videos veröffentlicht, bringt er seine Takes in den Videos immer genau auf den Punkt. Er prangert gut situierte Linke an, die sich oft lieber mit Klassenkampf

schmücken, als ihn wirklich zu führen. Zu oft werden die Debatten über gesellschaftliche Teilhabe, Ressourcen und Chancen vorbei an gelebter Realität und nur in einem theoretischen und akademischen Setting geführt, so Malik. Dabei seien arme Menschen nicht abstrakt, sondern reale Menschen, mit denen man reden kann, die man einbeziehen kann. Es müsse nur ein Umdenken und Reflektieren stattfinden.

Mit seinem Content hält er seinen Follower*innen auf charmante und ehrliche Art den Spiegel vor. Zusammenfassend lässt sich sagen: Arm sein ist nicht cool, realer Klassenkampf aber schon.

Selina Hellfritsch

„malik.yannick“, Instagram

doku

Marode Schienen

Zwei ZDF-Dokus widmen sich dem Phänomen Deutsche Bahn als Sinnbild für die ganze Republik

Um bei der Deutschen Bahn noch hinterherzukommen, bräuchte man einen Liveticker. Aktuell gibt es mindestens drei Baustellen: Die ZDF-Doku „Unsere Bahn: geliebt, verflucht – gefährlich?“ von Dunja Hayali und Sebastian Bellwinkler; die aktuelle juristische Auseinandersetzung zwischen Bahn und ZDF um genau diese Doku, bei der es einerseits um bereits vom Sender korrigierte Details, andererseits um das große Ganze der Pressefreiheit geht; sowie eine zweite ZDF-Doku namens „Das Deutsche-Bahn-Desaster“. Und da haben wir noch gar nicht vom Stellwerkchaos um die Neubesetzung des Verkehrsministers – wer jetzt noch mal? – gesprochen oder über „so etwas wie organisierte Verantwortungslosigkeit“, die die Bahn-Chefin Evelyn Palla in einem Interview dem Innenleben ihrer Firma bescheinigte.

Dazu kann ich Auskunft geben, weil ein souveräner Schienenersatzverkehr-Fahrer mir und allen, die es im bis zur letzten Sardinie vollgepressten Bus hören wollten, kürzlich beim Versuch der Urlaubsrückreise dazu Auskunft gab. Kurzfassung: Oben wird gespart, um Erfolge vorweisen zu können, unten wird das in der Achselhöhle des Mitpassagiers ausgebadet. Eine Vollbremsungen hätte noch üblere Folgen gehabt.



Wartende Bahnreisende auf dem Bahnsteig Foto: Seidenstücker/ZDF

Die Deutsche Bahn ist Deutschland in klein, resümiert die Hayali-Bahn-Doku. Vieles sei liegen geblieben, aber auch sehr viel möglich. Und auch in der „Desaster-Doku“ ist die Bahn am Ende ein „Ausdruck unseres Landes“. Was nötig ist, sind Zeit und Geld. Was da ist, sind Menschen, die vor Ort volles Engagement zeigen. Was fehlt, ist das politische Vermögen, die Weichen für die Zukunft zu stellen, also das Verständ-

nis der Gegenwart. Mit der innovationsfeindlichen und rabiat die Interessen der Superreichen sichernden Politik der Merz-Regierung geht die Reise weiter in die Vergangenheit.

Ambros Waibel

„Unsere Bahn: geliebt, verflucht – gefährlich?“ und „Das Deutsche-Bahn-Desaster“, beide in der ZDF-Mediathek

„Wir sind nur die Hauptfiguren“

Das israelische Musikerpaar Noga Erez und Ori Rouso ließ sich für den Dokumentarfilm „Noga“ der Regisseure Benji und Jono Bergmann jahrelang begleiten. Im Gespräch erzählen sie, wie sie die Zeit vor und nach dem 7. Oktober 2023 erlebten

Interview **Thomas Abeltshauser**

Als die beiden Brüder Benji und Jono Bergmann 2019 beginnen, die israelische Musikerin Noga Erez und ihren musikalischen Partner Ori Rouso zu begleiten, soll ihr Film vom Schreiben von Songs, Tourneen und einer Beziehung erzählen.

Dann verändert der Terrorangriff der Hamas vom 7. Oktober 2023 alles. Aus einer Langzeitbeobachtung über zwei Musiker wird zwangsläufig ein Film darüber, wie Krieg und politische Polarisierung selbst die Kunst erfassen. Erez kritisiert die Regierung Benjamin Netanjahus, demonstriert gegen den Demokratieabbau und setzt sich für eine Zweistaatenlösung ein. Trotzdem gerät sie zwischen alle Fronten: In ihrer Heimat schlägt ihr aus dem rechten Lager Hass entgegen, international werden Konzerte abgesagt, weil sie Israeli ist, ihre Herkunft überlagert zunehmend ihre Musik. „Noga“ interessiert sich jedoch nicht für eindeutige Antworten. Der Dokumentarfilm beobachtet vielmehr, wie zwei Künstler versuchen, unter wachsendem politischen Druck weiterzuarbeiten. Im Interview sprechen Noga Erez und Ori Rouso über das Vertrauen in ihre Regisseure, das Schreiben von Songs in Zeiten des Kriegs und darüber, warum Kunst für sie vor allem Fragen stellen sollte.

taz: Frau Erez und Herr Rouso, als Jono und Benji Bergmann Sie fragten, ob sie einen Dokumentarfilm über Sie drehen dürfen: Mussten Sie lange überlegen?

Ori Rouso: Wir haben damals gleichzeitig geantwortet. Ich habe Ja gesagt, Noga Nein. Während des Prozesses gab es viele Momente, in denen wir dachten: Das ist zu viel. Diese Leute dringen uns wirklich unter die Haut. Es war zu viel – auch in Bezug auf unsere Beziehung, aber ebenso wegen des Kriegs und allem, was um uns herum geschah. Trotzdem bin ich froh, dass wir den Film nicht abgebrochen haben.

taz: Was hat Sie überzeugt, weiterzumachen?

Noga Erez: Irgendwann wurde der Film einfach Teil unseres Lebens. Es

hing immer von der Stimmung ab. An manchen Tagen wusste ich schon morgens, dass sie zum Drehen kommen würden, und fand das furchtbar. An anderen dachte ich: Eigentlich ist es etwas Besonderes, dieses Dokument unseres Lebens zu haben. Jonah und Benji waren wahnsinnig hartnäckig, auch nervig. Aber ich wusste, dass sie großartige Filmemacher sind, und habe ihnen intuitiv vertraut. Manchmal haben Ori und ich Situationen so eingerichtet, dass sie nicht dabei waren. Auf diese Weise haben wir uns geschützt.

taz: Der Film ist in Kapitel gegliedert, die sich an Ihren Songs orientieren. Wann haben Sie erkannt, dass diese Songs beinahe unbewusst zu einer Art Tagebuch geworden waren?

Rouso: Damit hatten wir überhaupt nichts zu tun. Als wir vor ungefähr einem Jahr den ersten Schnitt sahen, war diese Struktur bereits da. Bei allem anderen in unserer Karriere sind wir Kontrollfreaks: bei den Songs, den Musikvideos, dem Grafikdesign und allem, was dazugehört. Aber hier sagten wir: Macht, was ihr wollt. Es ist nicht unser Film. Wir sind nur die Hauptfiguren.

Erez: Wobei wir irgendwann doch versucht haben, einzugreifen. Als wir einen Schnitt bekamen und wussten, dass der Film bald veröffentlicht werden sollte, wurde ich unsicher. Ich schickte ihnen eine Liste mit ungefähr zwanzig Momenten, bei denen ich mich selbst furchtbar peinlich fand, und bat sie, diese herauszunehmen. Sie haben keine einzige davon entfernt.

taz: Viele Musikk dokumentationen konzentrieren sich auf die Person im Rampenlicht und weniger auf die Zusammenarbeit dahinter. Ori, hat es etwas verändert, dass Sie hier als gleichberechtigter Teil dieser Zusammenarbeit sichtbar werden?

Rouso: Der Film zeigt einfach, was wir ohnehin tun. Im Studio machen wir alles gemeinsam. Wir treffen sämtliche Entscheidungen zusammen: Texte, Kompositionen, Videos, alles. Vor zwölf Jahren beschlossen wir, das Pro-

jekt Noga Erez zu nennen und Noga als Frontfrau auftreten zu lassen. Mit dieser Entscheidung sind wir bis heute sehr glücklich.

taz: Sie haben im Vorfeld dieses Interviews gesagt, Sie wollten nicht über Politik sprechen. Gleichzeitig lässt sich dieser Film von der politischen Realität kaum trennen. Wie haben Sie sich auf diese Offenheit eingelassen?

Erez: Wir haben den Regisseuren vollständig vertraut. Alles andere hätte bedeutet, ständig darüber zu diskutieren, wie sie uns darstellen. Deshalb haben wir beschlossen, loszulassen. Ich glaube, es ist die Aufgabe der Kunst, Fragen aufzuwerfen. Gerade in einer Zeit, in der jeder behauptet, die Antworten zu haben – und sie auf einen einzigen perfekten Satz reduziert. Wenn dieser Film am Ende als ein Werk wahrgenommen wird, das Fragen stellt, dann hat er für mich genau das erreicht, was Kunst leisten sollte.

taz: Sie haben einmal gesagt, viele Ihrer Songs entstünden zunächst, weil Sie etwas in der Welt beschäftigt oder stört. Erst später würden sie persönlicher. Hat sich das verändert?

Erez: Eigentlich nicht. Wir fragen immer: Was liegt gerade auf dem Tisch? Worüber lohnt es sich zu sprechen? Was können wir gemeinsam auseinandernehmen? Am Anfang unserer Beziehung war alles vollkommen. Wir hatten ungefähr neun Jahre lang eine Flitterwochenphase. Deshalb haben wir damals nicht über uns, sondern über weltpolitische und gesellschaftliche Themen und über die Politik unseres Landes – allerdings immer aus einer persönlichen Perspektive, weil wir selbst Teil dieser Wirklichkeit sind. Mit dem Erfolg unseres Albums „KIDS“ geriet unser Leben irgendwann aus dem Gleichgewicht. Heute arbeiten wir am vierten Album, sind seit vielen Jahren zusammen und inzwischen eine Familie mit einer eineinhalbjährigen Tochter. Deshalb geht es auf den neuen Songs wieder stärker um uns selbst. Unsere Musik bewegt sich immer zwischen zwei Polen:

dem eigenen Ich angesichts der großen Welt und dem eigenen Ich in der Auseinandersetzung mit sich selbst.

taz: Im Film bekommen Songs durch politische Ereignisse plötzlich neue Bedeutungen. Gefällt Ihnen das oder verlieren Sie dadurch die Kontrolle über Ihre eigene Musik?

Erez: Ich liebe es, wenn Menschen unsere Musik interpretieren und die verrücktesten Dinge daraus machen.

Rouso: Manchmal höre ich eine Erklärung und denke: Darauf wäre ich selbst nie gekommen. Menschen deuten Dinge, die wir geschrieben haben, auf eine Weise, an die wir überhaupt nicht gedacht hatten. Sie können die Musik mitnehmen, wohin sie wollen. Das ist uns recht.

Erez: Bei Songs fällt uns das leicht, weil sie so angelegt sind, dass sie Freiraum lassen. Schwieriger wird es bei Interviews oder wenn Aussagen aus dem Zusammenhang gerissen werden.

taz: Seit Ihrem internationalen Erfolg haben viele Menschen ein festes Bild davon, wer Sie sind. Wie schwierig ist es, sich davon beim Schreiben freizumachen?

Erez: Sobald man mehr als den allerersten Song veröffentlicht hat, schreibt man nicht mehr nur für sich selbst. Seit wir unsere Musik mit der Welt teilen, haben wir andere Menschen im Kopf – egal ob es tausend oder zwei Millionen sind. Für mich macht das keinen großen Unterschied. Wir sind außerdem sehr langsam bekannt geworden. Wir sind nicht plötzlich von kleinen Clubs in Arenen gewechselt, sondern Schritt für Schritt gewachsen. Das hilft. Dadurch lassen wir uns nicht so leicht verwirren.

taz: Am Ende des Films sprechen Sie darüber, dass zahlreiche Konzerte und Festivalauftritte gecancelt wurden. Wie hat sich die Situation seitdem verändert?

Erez: Wir touren wieder überall und spielen auf Festivals in vielen Ländern, traten im Juli bei Lollapalooza in Berlin auf. Einige Festivals, die uns zuvor ab-

gesagt hatten, haben uns später erneut eingeladen. Irgendwann lässt sich nicht mehr ignorieren, was wir machen. Wir verkaufen Tickets. Man kann über unsere Musik oder über Politik diskutieren – aber Veranstalter sehen inzwischen, dass die Menschen unsere Konzerte besuchen wollen.

taz: Wie wird es Ihre Konzerte verändern, wenn das Publikum den Film gesehen hat?

Erez: Das weiß ich noch nicht. Dieser Prozess beginnt gerade erst. Aber nach so vielen Jahren auf Tour ist alles willkommen, was die Atmosphäre verändert, in der Menschen unsere Musik hören. Wir spielen live, das ist unsere größte Stärke. Wenn Menschen nach diesem Film anders in unsere Konzerte kommen, werden vielleicht auch wir selbst sie anders erleben. Auf diese veränderte Energie freue ich mich.

„Noga“. Regie: Jono & Benji Bergmann. Deutschland/Israel/Österreich/USA 2026, 96 Min. Ab 13. 8. im Kino



Noga Erez

wurde 1989 in Atzmon geboren und wuchs in der Nähe von Tel Aviv auf. Nach Anfängen in Indie-Folk und Jazz entschied sie sich für elektronische Musik. Ihr Debütalbum „Off the Radar“ erschien 2017.

Ori Rouso

wurde 1987 in Even Yehuda geboren. Er begann in seiner Jugend mit Musikproduktion und Sounddesign. Im gemeinsamen Projekt mit seiner musikalischen und Lebenspartnerin Noga Erez ist er der maßgebliche Produzent.

Schreibt auf ihrem neuen Album wieder mehr über das eigene Ich angesichts der großen Welt: Noga Erez
Foto: Port au Prince Pictures



Das Bauhaus:
ein „Irrweg der
Moderne“?
Foto: Hendrik
Schmidt/
picture alliance

Große patriotische Kulturrevolution

Mit einer seit 1990 in Deutschland nicht mehr erlebten Konsequenz will die AfD Sachsen-Anhalt alle Kulturbereiche patriotisch gleichschalten. Wie wappnen sich die Akteure im Bundesland?

Von **Michael Bartsch**

Kultur ist in erster Linie das, was nationale Identität spendet“, ruft mit schneidender Stimme AfD-Chefideologe Hans-Thomas Tillschneider am 20. Mai im Magdeburger Landtag. Debattiert wird das neue Kulturfördergesetz, mit dem die demokratischen Fraktionen ähnlich wie mit der Parlamentsreform den drohenden Durchgriff der AfD auf alle Lebensbereiche nach der Landtagswahl am 6. September zumindest mildern wollen. „Kunst und Kultur sind niemandem untertan“, bekräftigt der auch für Kultur zuständige Staatskanzleichef Rainer Robra (CDU) bei der Gesetzesvorstellung.

Die AfD hat beispielgebend für die gesamte Bundesrepublik Sachsen-Anhalt zum Schlachtfeld für den Kampf um die kulturelle Hegemonie erklärt, ursprünglich ein marxistischer Begriff des Italieners Antonio Gramsci. Das von Tillschneider entworfene „Regierungsprogramm“ meint nichts anderes als die quasi totalitäre Dominanz einer faschistoiden Ideologie. Weil die Deutschen in „Schuldkult“ und „Regenbogenideologie“ gefangen seien, könnten sie auf nichts mehr stolz sein und bedürften einer Erlösung. „Die AfD Sachsen-Anhalt wird diese Identitätsstörung durch eine neue, patriotische Kulturpolitik heilen“, lautet der Kernsatz der geplanten Kulturrevolution. Die „patriotische Wende auf allen Gebieten“ soll Bildung, Erziehung, Medien, Wissenschaft, Kirchen, Geschlechterverhältnis und Umgang mit nicht Biodeutschen einschließen.

Einer der „Umerziehungsbedürftigen“ ist der promovierte Historiker Christian Philippsen, Generaldirektor der Kulturstiftung Sachsen-Anhalt. Die übergeordnete Stiftung trägt 20 Baudenkmäler und Liegenschaften des Landes. Philippsen ist nicht einverstanden

mit dem beschränkten Horizont kulturgeschichtlicher Auslassungen der AfD. Der von ihr gern als „erster großer Deutscher“ bemühte König und spätere Kaiser Otto I. zum Beispiel war Sachse und betrieb durch Eroberungen oder Diplomatie europäische Politik, nicht nationale. „Die Kulturstiftung bildet 1.200 Jahre mitteldeutscher Geschichte ab“, erklärt der Generaldirektor, es gebe kein Bauwerk ohne Brüche und Wunden. „Die Verkürzung mittelalterlicher Geschichte auf Deutschtümelei ist totaler Unsinn!“

Die Kulturstiftung stieß Mitte April eine von mittlerweile 67 Kulturinstitutionen in Sachsen-Anhalt unterschriebene Erklärung an. Gewarnt war man schon 2025, als die AfD eine Kampagne gegen das Bauhaus als „Irrweg der Moderne“ lostrat. Ein restauratives Geschmacksurteil, das sich jetzt ebenso in der Programmforderung nach „schönem Bauen“ äußert, sollte allgemeinverbindlich gelten.

Wie sich eine „Machtübernahme“ durch die AfD konkret auswirken würde, ist zum jetzigen Zeitpunkt unklar. Mit einem Jahresetat von rund 60 Millionen Euro übernimmt die Kulturstiftung bedeutende denkmalpflegerische Aufgaben für das Land. Darüber hinausgehende Finanzierungsvereinbarungen unter anderem mit dem Bund sollten sie vorläufig schützen. Schneller treffen kann es die Provenienzforschung in Museen und natürlich linke oder queere Vereine und Projekte, schätzt Generaldirektor Philippsen ein.

Insofern gleicht die Kulturerklärung einem Akt der Solidarität. „Ein Angriff auf Kunst, Kultur und Geschichte, ihre ideologische Instrumentalisierung treffe die Bürgerinnen und Bürger des Landes im Kern ihrer Identität“, heißt es darin unter Bezugnahme auf die wechselvollen Wurzeln und Bezüge des heutigen Bindestrich-Bundeslandes. Generaldirektor Philippsen spricht von einer „solidarischen Brandmauer

gegen eine Kulturpolitik, die diese Vielfalt infrage stellt“.

Zu den Einrichtungen, deren Ausrichtungen die AfD im „Regierungsprogramm“ konkret ankündigt, zählt die Stiftung Deutsches Zentrum Kulturgutverluste in Magdeburg. Rein materiell betrachtet klingt die Absicht noch nicht existenzgefährdend, 73.500 Euro Landeszuschuss zu streichen. Mit ihnen finanziert die ansonsten vom Bundeskulturministerium geförderte Einrichtung ihre Miete in der ehemaligen Fabrikantenvilla mit etwa 30 Büros. Die anlasslose For-

„Egal, was kommt, wir werden weiter Radio machen“

Aljoscha Hartmann,
Corax-Redakteur

schung nach kolonialer und NS-Raubkunst stört die AfD, weil sie nur der „künstlichen Aufrechterhaltung eines Schuldgefühls“ diene.

Das sei eingedenk der sechs Millionen ermordeter Juden „absurd“, kommentiert Vorständin Meike Hopp. Auch sie hat die Erklärung der Kulturschaffenden unterzeichnet, verfällt aber nicht in Panik, sondern versucht vorzusorgen. Dafür stehen die Vorzeichen nicht günstig. Denn Kulturstatsminister Wolfram Weimer (parteilos) hat die Mittel zur Aufarbeitung der deutschen Kolonialmachtäre gekürzt, und Sachsen-Anhalt wird sein Restitutionsgesetz in der zu Ende gehenden Legislatur nicht mehr verabschieden. Professorin Hopp versucht, für den Worst Case durch Akquise anderer Geldgeber vorzusorgen und die eigene Satzung „wasserdicht“ zu gestalten. Mehr beunruhigt sie die „allgemeine Stimmungsmache“ oder der Gedanke, dass die AfD plötzlich als Regierungspartei im Stiftungsrat der 16 Bundesländer säße. Der

Widerstand komme spät, aber nicht zu spät, sagt sie.

Das hört man fast wörtlich ebenso im Literaturhaus Magdeburg. Dauerattacken aus der AfD im Stadtrat ist man hier wegen missliebiger „undeutscher“ Lesungen gewohnt. Leiterin Sarah Thäger verweist auf das Kinderprogramm, das auch nicht bei klassischen Märchen stehenbleibe. Zu allem Überfluss wurde in diesem Haus 1890 auch noch der proletarische Dichter Erich Weinert geboren. Die Gedenkstätte mit dem nachgestellten Arbeitszimmer kann jederzeit besichtigt werden. Überall liegen die Flyer des Netzwerkes „Kultur ist Vielfalt und Heimat“ aus, das nach dem Aprilstatement der Kultur entstand.

Neben den Projektgeldern des Landes erhält das Magdeburger Literaturhaus 250.000 Euro jährlich von der Stadt. Zählt Erich Weinert nicht auch zur deutschen Kultur? „Wir werden auf keinen Fall ein von der AfD verlangtes patriotisches Bekenntnis abgeben oder unser Programm verändern“, stellt die Leiterin klar. Wenn der Geldhahn abgedreht werden sollte, „haben alle doch schon einen kleinen Plan B“, lächelt sie. Man schaue sich präventiv nach alternativen Förderungen etwa durch Stiftungen um. Der erstmals erreichte solidarische Zusammenschluss so vieler Kultureinrichtungen werde unabhängig vom Wahlausgang über den 6. September hinaus fortbestehen.

Die hohe Ehre einer namentlichen Zielmarkierung durch die AfD genießt auch das in Halle ansässige freie Bürgerradio Corax. Es bietet laut AfD „alle Spielarten des linken Fanatismus“, strahlt im doppelten Sinn weit über Halle hinaus und wurde deshalb für den diesjährigen taz panterpreis nominiert. Selten trifft man ein so offensives und gutgelautes designiertes Opfer der AfD-Kultur- und Medienpolitik wie Tagesredakteur Aljoscha Hartmann. Erstens gebe es gar keinen rechtssicheren Weg, der Lan-

desmedienanstalt einfach eine Streichung der Corax-Gelder anzuweisen. Die gibt es für Vermittlung von Medienkompetenz, Sendekosten und für etwa 13 Teilzeitstellen. Also auch für ein derzeit so erfolgreiches Live-Projekt wie „Platz der Republik“ mit Bürgern in verschiedenen Städten. Die Sendelizenz ist erst frisch erneuert worden und gilt für zehn Jahre.

Könnte die AfD zuschlagen, fielen 200.000 Euro und zwei Drittel der Räume weg. Aber der Verein hat 400 Mitglieder, und die Kampagne „959 Freunde gesucht“ wirbt unter Anspielung auf die UKW-Frequenz um weitere Förderer. Vor allem aber kann man sich mental auf die eigenen Wurzeln als Piratenradio besinnen. Und auf die immer noch spürbaren Reste ostdeutsch-widerständiger Tradition. „Egal, was kommt, wir werden weiter Radio machen“, verkündet Hartmann gelassen. Und prophezeit: „Ab dem Wahltag wird es so oder so dieses Radio umso mehr brauchen!“

Spott ist in den Szenen häufig zu hören über eine kulturferne, aber pathetisch-nationale „Alternative“, deren Bundesvorsitzender Malermeister Tino Chrupalla nicht ein einziges deutsches Gedicht kennt. Genugtuung ist spürbar über die kollektive Renitenz gegenüber der angesagten Gleichschaltung.

„Erklären Sie mir, was das eigentlich ist: deutsche Identität“, kontert die in Budapest geborene Intendantin des Stendaler Theaters der Altmark, Dorotty Szalma. „Wenn ein internationalistisches Theater nicht mehr erlaubt ist, dann weiß ich nicht, was Theater überhaupt noch machen soll.“ Sie weiß aber, dass ihr derzeitiger Fördervertrag als Landesbühne 2028 ausläuft und neu verhandelt werden muss. „Da steht sehr viel auf dem Spiel!“ Frieder Weigmann, Sprecher der Diakonie Mitteldeutschland, verbreitet Hoffnung: „Die AfD berauscht sich an ihrer Mobilisierungsfähigkeit, unterschätzt aber Gegenkräfte, die sich jetzt zusammmentun.“

Er setzt sich in Bewegung

Als die ersten Graffiti durch die New Yorker Bronx rollten – und ihren Weg in die Welt fanden: Der HipHop-Pionier Fab 5 Freddy hat seine Memoiren geschrieben. „Wild Style“ setzte dieser Szene ein filmisches Denkmal

Von Julian Weber

Worte tanzen am Auge vorbei, das Bild ist verwackelt, die Leinwand ist die Außenwand einer U-Bahn, komplett besprüht. Mitte der 1970er sitzt Fab 5 Freddy oft auf der „Writer’s Bench“, einer Sitzbank an der Haltestelle 149. Straße Ecke Grand Concourse in der New Yorker Bronx, wo die Linien 2, 4 und 5 sich kreuzen. An diesem Verkehrsknoten checkt Freddy neue Graffiti aus. Die Bank ist Treffpunkt für Writer aus der ganzen Stadt, hier werden Informationen ausgetauscht, Verabredungen getroffen und Dispute gelöst.

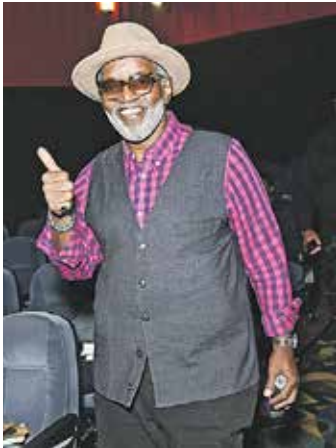
Fred Brathwaite wie Fab 5 Freddy bürgerlich heißt, sieht Schriftzüge mit Zahlen (KOOL 223), Silhouetten von Tieren, Marsmenschen, Sterne, Blitze und comicarartige Backdrops. Besonders angetan haben es ihm Werke eines Writers mit dem Kürzel „LEE“. Vor allem dessen Graffiti „HEAVEN IS LIFE“ und „EARTH IS HELL“, gemalt auf eine Hintergrundlandschaft mit Sonne und Prophetenfigur, verteilt auf zwei Waggonen. Oft sieht Freddy die „Pieces“ nur einmal, bevor die U-Bahnen im Depot gereinigt und neu lackiert werden.

Um 1977 wird Freddy jenen LEE alias Lee Quiñones ausfindig machen. Er führt in der Lower East Side ein unscheinbares Leben. Als Sprayer ist Lee dazu übergegangen, riesige Wandbilder zu gestalten. Fab 5 Freddy überredet den scheuen Lee auch im Spielfilm „Wild Style“ (1981), in dem beide als Laiendarsteller mitwirken, mit der weißen Journalistin Virginia (Patti Astor) zu sprechen.

Ausgestattet mit einem üppigen Booklet und vielen Extras lässt sich „Wild Style“ als restaurierte Fassung nun im Format Blu-ray bestaunen. Wie gut dieser neorealistische Stadtwestern gealtert ist! In „Wild Style“ fährt Virginia auf der Suche nach authentischen jungen Graffiti-Künstlern in die Bronx. Als ihr Auto liegen bleibt, schiebt eine Traube von afroamerikanischen Jugendlichen die Karre der ängstlichen Reporterin an. Auch für Fab 5 Freddy

ist die Fahrt nach Uptown in die Bronx in den 1970ern eine Expedition ins Ungewisse: Aufgewachsen ist er im Schwarzen Mittelklasseviertel Bed-Stuy in Brooklyn. Die Familie ist intakt, Eltern und Patenonkel, Jazzdrummer Max Roach, vermitteln ihm einen afrozentrischen Wertekanon. Schon als Kind besucht er gern die Stadtbibliothek, liest Comics, hört Radiomoderator:innen zu, die am Mikrofon eine Urform von Rap vollführen. Er zeichnet gern, begeistert sich für Super-8-Filmtechnik. Graffiti bringt Struktur in sein chaotisches Teenagerleben, er denkt meist an Konturen, Farben, Schattierungen.

In den Augen des bürgerlichen Mainstreams gilt Brooklyn als „Ghetto“. Anders als in Brooklyn liegen in der Bronx ganze Straßenzüge in Trümmern, Autowracks werden nicht beseitigt, die Infrastruktur ist zerstört. Graffiti gilt als Ausdruck dieser Verelendung, eine symbolische Raumnahme von verlorenem Grund: Wir sind von der bestehenden Kultur nicht akzeptiert, also gründen wir selbst eine Kulturform.



Fab 5 Freddy bei der Buchpräsentation von „Everybody’s Fly“ in Atlanta/Georgia
Foto: Derek Storm/Zuma/Imago

Als Multiplikator war Freddy mit Regisseur Charlie Ahearn am Drehbuch von „Wild Style“ beteiligt, mit Blondie-Gitarist Chris Stein hat er den Soundtrack eingespielt und die Breakdancer gecastet. Fab 5 Freddy heißt im Film Phade, Lee firmiert unter dem Namen Raymond, alle kennen seinen Tagnamen „Zoro“. Die besprühten U-Bahnen wirken heute wie bewegliche Höhlenmalereien. Die Dialoge in „Wild Style“ sind



Frosty Freeze, Mitglied der Breakdance-Posse „Rock Steady Crew“ macht einen Salto, Szene aus „Wild Style“
Foto: Martha Cooper

hölzern, aber super charmant. Drive entsteht vor allem durch die Musik, schon der live aufgenommene Amphitheater-Hip-Hop-Jam im glorreichen Finale ist legendär. Die Dreharbeiten waren weitgehend improvisiert, das Budget beträgt gerade 500.000 US-Dollar. Dazu beigetragen hat übrigens das ZDF, das den Film coproduziert hat. Ob der ZDF-Justiziar damals die Sachbeschädigungen und den Vandalismus von Graffiti, wie sie in „Wild Style“ vorkommen, bedachte?

„Mich hat die Kühnheit von Graffiti enorm angezogen“, schreibt Fab 5 Freddy in seiner gerade erschienenen Autobiografie „Everybody’s Fly“. Entstanden mit dem Ghostwriter Mark Rozzo. Der Protagonist wird als versierter Erzähler inszeniert, ist mit einem fotografischen Gedächtnis ausgestattet und mit Empathie für seine Mitmenschen. Obwohl er die Hauptrolle spielt, wirkt er nie überpräsent, auch weniger bekannte Zeitgenoss:innen kommen zu Wort. „Everybody’s Fly“ gibt Graffiti in New York einen passenden Rahmen und räumt nebenbei mit einigen Mythen auf. Fab 5 Freddy liebt Punk genauso wie HipHop. „Everybody’s Fly“ ist ein Zitat aus

dem Song „Rapture“ der New Yorker New-Wave-Band Blondie. Im Songtext von Sängerin Debbie Harry taucht er als Stichwortgeber auf. „Fab 5 Freddy told me everybody’s fly / DJ spinnin’, I said, ‘My, my’“.

Im richtigen Leben ist Fab 5 Freddy gern in die „Paradise Garage“ gegangen, eine schwule

Graffiti als symbolische Raumnahme von verlorenem Grund

Disko, deren Resident DJ Larry Levan genau wie die frühen HipHop-DJs das Plattenmischen zur eigenen Kunstform erhoben hat. Was der bildenden Kunst Mitte der 1970er gefehlt habe, so schreibt er, seien Rhythmus, Farbe, Dringlichkeit gewesen. Besprühte U-Bahnen seien wie ein rollendes Museum mit wechselnden Leinwänden. Züge waren in der afroamerikanischen Kultur immer Symbole für Mobilität und ein bes-

seres Leben im Norden. In den 1970ern war dieses Aufstiegsversprechen passé, die gesellschaftliche Apathie nach der Aufbruchstimmung der Bürgerrechtsbewegung 1960er und dem Trauma des Vietnamkriegs sorgte im Alltag für Segregation. Angst vor Schwarzen Jugendlichen wurde damals von Medien und Politikern in New York geschürt: „Wir hatten es satt, ständig als jugendliche Straftäter abqualifiziert zu werden, wir waren keine Abweichler, wir waren Künstler.“ Für Fab 5 Freddy sorgt die kinetische Energie des Sprühens für Freiraum. Er setzt sie mit dem sogenannten Uptown-Sound in Beziehung, einer Open-Air-Partyszene, die er ab Mitte der 1970er in der Bronx, aber auch in Brooklyn mitbekommen hatte. DJs mischen bestimmte Instrumentalpassagen von Funksongs, indem sie zwei identische Platten hin und her switchen, dadurch kreieren sie einen neuen Background, auf dem MCs am Mikrofon improvisieren, und Tänzer:innen auf der Tanzfläche die Breaks und Riffs mit Körperdrehungen nachahmen. Wenn sie zu mehreren in Choreografie vorgehen, setzt sich ein Zug in Bewegung: Breakdance.

Als Fab 5 Freddy das erste „Whole Train“-Graffiti sieht, bohrt eine Frage in ihm: „Wie haben sie das bloß geschafft?“ Freddy’s eigener Stil ist noch rudimentär, „weichgezeichnete Buchstaben, nicht vollständig ausgemalt“. 1980 wird er mit seinem „Art Soup“-Graffiti berühmt. Mit dem von Andy Warhol verewigten Dosen-suppen der Marke Campbell bemalt er eine ganze U-Bahn und setzt den Slogan „Art Soup“ hinzu.

Warum sind „Wild Style“ und „Everybody’s Fly“ bedeutsam: Weil der Film mindestens so klassisches Altertum ist wie „Die Odyssee“. Weil darin eine USA zum Vorschein kommt, wie sie AfD und BSW verabscheuen. Weil Fab 5 Freddy an den gesellschaftlichen Zusammenhalt appelliert, in der fragmentierten Gegenwart leider keine Selbstverständlichkeit.

„Wild Style“, Regie: Charlie Ahearn, USA 1982, 82 Min. mit Fab 5 Freddy, Lee Quinones und Patti Astor. Blue Ray DVD mit 120 Seiten Booklet. (Arrow Video)

Fred Brathwaite with Mark Rozzo: „Everybody’s Fly. A Life of Art, Music and Changing the Culture“. Viking, New York 2026, 326 Seiten, ca. 36 Euro

Pop-Kultur Festival

Silent Green
Festsaal Kreuzberg
Kulturbrauerei
Pierre Boulez Saal
→ pop-kultur.berlin

Bar Italia

Rosa Anschutz

Sophia Kennedy

The Notwist

mum

Avalon Emerson & the Charm

Layla Boe

Jassin

Roy Lozano

Grenzkontrolle

und viele mehr

24.8.—30.8.2026

INITIATIVE MUSIK

BERLIN

INP

LANGE NACHT DER MUSEEN

29.08.2026

CRIME IN BERLIN N° 44 CRIME IN BERLIN N° 44 CRIME IN BERLIN N° 44 CRIME

JETZT SPARTICKET SICHERN!

Infos + Tickets: langenachtdermuseen.berlin

15€

BIS 19.8., DABACH 23€

DIE FILME VON NICOLAS ROEG

31.07.–28.08.2026
IM KINO
ARSENAL

arsenal filminstitut

arsenal-berlin.de



Detlef Diederichsen
Böse Musik

Wolfram Weimer kloppt die Popkultur in den Eimer

Geld und Musik – das ist mittlerweile auch eine ziemlich zerrüttete Beziehung. Es sieht fast so aus, als wollte Musik sie gern weiter aufrechterhalten, aber Geld lieber Schluss machen. Zumindest will Geld sich aus den Niederungen zurückziehen, den Ghettos, dem Niedriglohnsektor, dem Prekariat. Da, wo immer schon wenig war, wird in Zukunft noch mal deutlich weniger sein.

Schlecht geht es: Musiker*innen aus den unteren und mittleren Einkommenssegmenten, zuletzt auch denen, die einige Jahrzehnte einigermaßen vom Musikmachen den Lebensunterhalt bestreiten konnten, aber es aufgrund der Krise der Livemusik und dem Schrumpfen der Verkäufe physischer Tonträger zunehmend schwerer haben. Schlecht geht es: den Clubs mit einer Kapazität unter 500 Besuchern, ihren Betreiber*innen und Mitarbeiter*innen in festen wie prekären Arbeitsverhältnissen, bei inflationär steigenden Produktionskosten und schwindendem Publikumsinteresse. Schlecht geht es: den Beschäftigten in der Musikindustrie aufgrund von Konzentrationsbewegungen, Umstrukturierungen und Entlassungswellen.

Gut geht es: der Musikindustrie. „Die Industrieinnahmen, die in Deutschland im ersten Halbjahr 2026 mit dem Verkauf von Musik auf CDs, Vinyl-LPs und Downloads sowie im Streamingbereich erzielt wurden, erreichten insgesamt 670 Millionen Euro (bei einem Handelsumsatz von 1.221 Millionen Euro). Gegenüber dem Vorjahreszeitraum ist das ein Plus von 5,4 Prozent“, meldete der Bundesverband Musikindustrie kürzlich stolz.

Der weltweite Umsatz der Musikindustrie lag 2025 bei umgerechnet fast 27 Milliarden Euro, angetrieben durch ein globales Wachstum von 6,4 Prozent. Über das Erblühen von Streaming-Ökonomie und KI-Produktion freut sich die Musikindustrie nicht zuletzt deshalb, weil sich das Tagesgeschäft mit immer weniger Personal stemmen lässt. Na ja, die CEOs und die Aktionäre freuen sich.

Wenn man in diesem Licht auf die Entscheidung des bundesdeutschen Beauftragten für Kultur und Medien blickt, die Förderung von Popmusik runterzufahren, erscheint sie eigentlich ganz nachvollziehbar. Es wurde ja viel gemunkelt über eine dahinter steckende Agenda. Kurzversion: Wolfram Weimer und die CDU würden den Menschen die schönen Gemeinschaftserlebnisse wegnehmen und die eher links angesiedelte Szene zerschlagen wollen.

Aber ich glaube, da wird Weimer überschätzt. Links ist die Popszene per se schon lange nicht mehr, schon gar nicht in den Chefetagen. Dort sieht man sich als ganz normalen, darüber hinaus momentan ziemlich erfolgreichen Wirtschaftszweig, als Teil der „Creative Industries“. Man bedient einen „Markt“, indem man „Produkte“ verkauft. Wo war da noch mal gleich Kultur?

Weimer weiß, wo Kultur ist. In Bayreuth zum Beispiel. Da gibt er gern. Das Hamburger Reeperbahn-Festival klingt da allein schon von der Location her eher anrühlich und kulturfrem. Also Förderung halbieren. Und wo man schon mal dabei ist ...

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Weimer einer darüber hinausgehenden Agenda folgt. Mit anderen CDU-Vorgängern wie Bernd Neumann oder Monika Grütters kam die Popszene eigentlich immer ganz gut und pragmatisch aus. Aber der Gelnhausener ist ein klassischer Konservativer und damit natürlich ein Verfechter der guten, alten Trennung von E und U. Wenn die Zeiten rauer werden, gilt es E zu pöppeln, da muss U eben sehen, wo es bleibt. Wenn man damit dann auch noch ein paar linksversifft Unruhestifter*innen ärgern kann – umso besser.

Die drei verbliebenen Majorlabels der Musikindustrie (Warner, Sony und Universal) werden die Schrumpfung der hiesigen Popförderung wahrscheinlich gar nicht bemerken. Ihr Geschäft findet ohnehin in den Stadien und Riesenarenen sowie in den sozialen Netzwerken statt und schon lange nicht mehr in kleinen Clubs und auf alternativen Festivals. Deren langsames Sterben hat auf die nächsten Quartalszahlen keine Auswirkung.

Detlef Diederichsen lebt als Autor und Musiker in Hamburg.

Unter seinem blauen Himmel liegt die Trümmerküste

Stephan Popalla vermengt in seiner wilden Malerei Sagen und Alltag, Industrielandschaft und Adidas-Socken mit einem besonderen Blick für die Lausitz, aus der er kommt. In Kamenz sind aktuell Arbeiten von ihm zu sehen

Von **Robert Mießner**

Am Gartenteich beobachten die Kinder Molche, in den Arkaden malträtieren sie ihre Kuscheltiere. Beide Szenen spielen in Kamenz, Sachsen; die eine real in den Sommerferien des Jahres 2026, die andere auf Leinwänden mit der Signatur des Malers Stephan Popella aus den Jahren 2023 und 2024. Jetzt sind im Museum der Westlausitz Popellas an die 50 Bilder umfassende Ausstellung „Ende | Neu“ zu sehen.

„Kinderspiel“ heißt eines ihrer fünf Kapitel. Die Spiele, die hier eher absolviert als gespielt wirken, dienen weniger der Welterkundung als der Einübung in Gewalt und Herrschaft. Dass dazu die Umar-

ausbau angeschlossen und drei Jahre lang als Konstrukteur in der Automobilindustrie gearbeitet hat, darauf weist Susanne Magister hin. Die Kunsthistorikerin hat mit der Museumsleiterin Friederike Koch-Heinrichs „Ende | Neu“ kuratiert. Stephan Popella kennt also nicht nur die Kunstblase.

Der Titel „Ende | Neu“ zitiert die Einstürzenden Neubauten, die Band, deren Klangkunst mittlerweile unter Kronleuchtern stattfindet, aber von Kellerkindern angestoßen wurde. Popella hört und kennt Industrial, die böse und kluge Schwester von Punk. Am Anfang von „Ende | Neu“ und dem gleichnamigen ersten Kapitel steht ein großes Kind, ein Halbwüchsiger eventuell noch: Der „Fischer“ behauptet 1,5 mal 2 Meter Leinwand für sich – Popella

beansprucht Wände – und überblickt unter blauem Himmel eine Trümmerküste.

Die dem Strand und uns zugewandte Seite trägt das Grafito „Helter Skelter“. Der Begriff steht für den apokalyptischen Rassenwahn, den der Sekten-guru und Mörder Charles Manson meinte, aus dem gleichnamigen Song der Beatles ableiten zu können. Dass an einer zweiten Wand „Fischland“, das zu Mecklenburg-Vorpommern gehört, zu lesen ist, irritiert. Aber vielleicht ist es einfach nur der Nahrungs- und Beutegrund des trainierten, oberkörperfreien Strandwächters mit dem Doppelspeer und dem verummten Gesicht.

Stephan Popellas Realismus ist nicht platt. Wenn sich in der Ausstellung an das „Kinderspiel“ das Kapitel „Arcadia“ anschließt,

er von ihnen nicht, sondern geht bewusst mit ihnen um. Die „Nibelungen“ sind das abschließende Kapitel der Ausstellung. Dem deutschen Heldenepos begegnet Popella mit einem ironischen Kniff: „Siegfried“, „Gunther“, „Hagen“ und „Brunhild“ tragen nicht Rüstung noch Schwert, sondern Arbeitskleidung, Warnweste und Schutzhelm. Sie sind Grünflächenarbeiter und mit Laubbläsern und Rasentrimmern unterwegs. „Kriemhild“ läuft nicht mit. Der Thron der Königin ist ein schwarzer Bugholzstuhl aus dem 19. Jahrhundert, ihr Zepter eine Harke, doch es gibt keine Blätter und kein Grün.

Im letzten Bild sind die „Nibelungen“ eines der Bilder im Bild, ein Stilmittel, dessen sich Popella oft bedient: „Wahl“, man sollte diese Titel ernst nehmen,



Der Maler Stephan Popella im Atelier vor seinen mythischen Lausitzer Landschaften
Foto: Iona Dutz

mung eines Plüsch-Orang-Utans ebenso gehört wie das im altmeisterlichen Stil festgehaltene Verbrennen und Versenken von Papierschiffchen, macht Popellas Ausstellung beunruhigend und zeitlos-zeitgemäß. „Ende | Neu“ spricht in der Klarheit verschränkter Träume von dünnem Eis und der überhitzten Zeit, die auf ihm geht.

Stephan Popella ist 1980 in Bautzen geboren und im südlich davon gelegenen Kirschau aufgewachsen. Vater und Mutter haben im Gesundheitswesen in Hoyerswerda und im Kombinat Schwarze Pumpe gearbeitet. Der Großvater war im Kraftwerk in leitender Position. Der väterliche Zweig der Familie ist sorbisch. Stephan Popella hat an der Technischen Universität Dresden die Fächer Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte studiert. Dass er dem ein Fachstudium für Möbel- und Innen-

Stephan Popella greift auf Mythen zurück. Besoffen wird er von ihnen nicht

handelt es sich um jene „heile Welt“, die im Untertitel der Soloschau bereits in Anführungsstrichen steht. Am rechten Bildrand von „Idyll“ (82 mal 115 Zentimeter) sitzt der Protagonist am Vorsprung eines Berggipfels über Tannen, Tal und Dörfern. Dahinter erhebt sich ein Gebirgsmassiv. Darin spiegeln sich die dramatisch aufgetürmten Wolken.

All das kann der Bergsteiger nicht sehen, hält er sich doch eine gelb-rote Netto-Plastiktüte vors Gesicht. Wie auch auf anderen Bildern die Turnschuhe und Socken Marke Adidas, die Basecaps und der Anglerhut in Deutschlandfarben, ist sie eines der wiederkehrenden Gegenwartsinsignien in Popellas archaischer Landschaft. Oft ist sie die der Oberlausitz, von Industrie verzehrt und verlassen.

Stephan Popella greift auf Mythen zurück. Besoffen wird

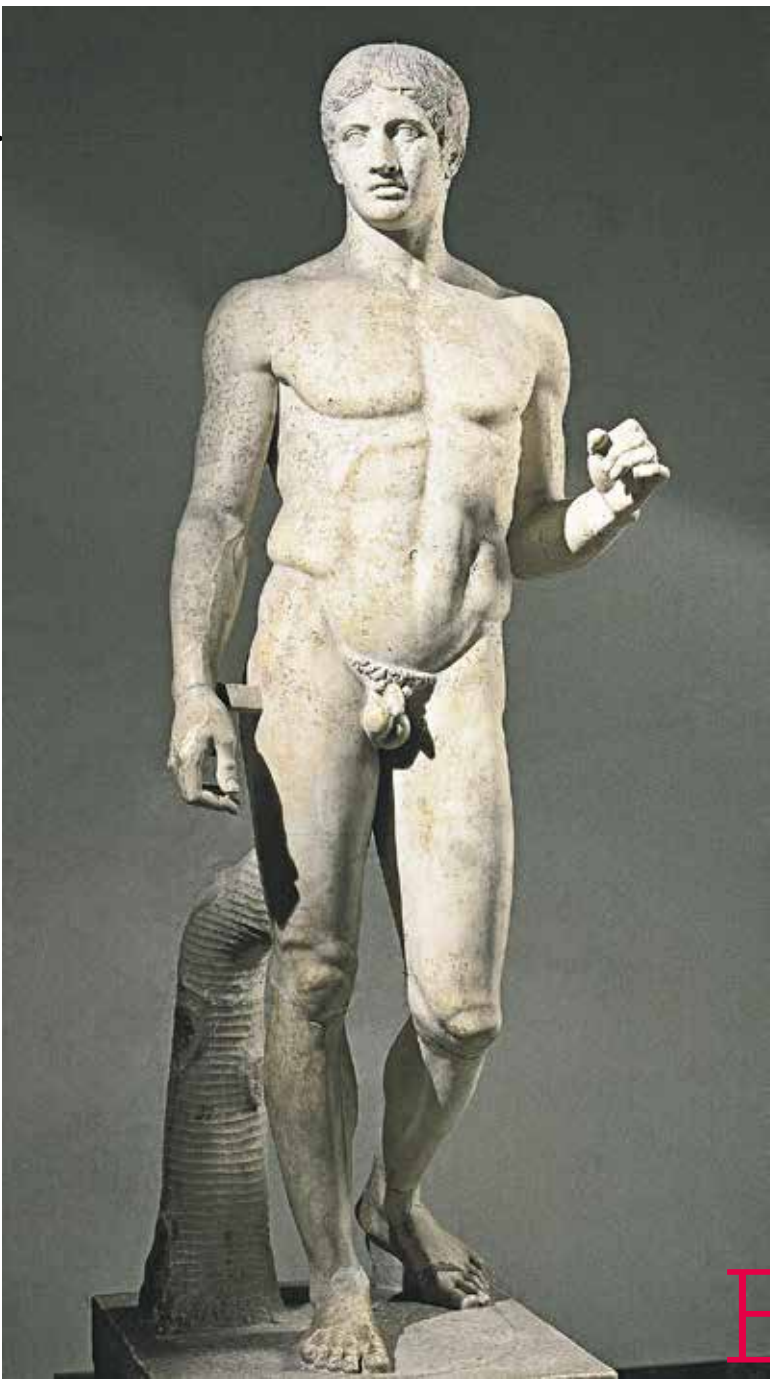
zeigt sechs chinesische SchülerInnen mit Arbeitsblöcken in einem Museumsraum. Fünf sind vertieft, eine tanzt aus der Reihe und schaut auf. Den Mythos von „Wieland“, dem listenreichen Schmied und Opponenten der Herrschaft, lässt Stephan Popella wiederum in einer neuzeitlichen Gießerei aufblitzen. Im Deutschen ist Stolz ein schwieriges Wort. Angesichts der Plackerei inmitten von Funken und Stahl sei es den polnischen Arbeitern, die Popella besucht hat, ausdrücklich zugestanden. Wer täglich mit dem Feuer umgeht und weiß, dass mit ihm nicht leichtthin zu spielen ist, hält auch seine Kuscheltiere in Ehren.

Stephan Popella: „Ende | Neu“, Elementarium des Museums der Westlausitz, Kamenz, bis 20. September. Katalog: 14,50 Euro

Von Yannic Walter

Besonders in der Kunst ist es wichtig, gut dazustehen. Schon Polyklet und die Bildhauer der Antike erkannten, dass eine Skulptur besonders dann lebensecht aussieht, wenn Hüft- und Schulterlinie leicht gegeneinander verschoben sind, wenn der Körper einem Schwung folgt, anstatt stillzustehen wie ein Ölgötze. Im Kontrapost, im Wechselspiel zwischen festem Stand- und freiem Spielbein, manifestiert sich das idealisierte Menschenbild der Antike, hier zu sehen am Doryphoros von Polyklet

Im Wechselspiel zwischen festem Stand- und freiem Spielbein manifestiert sich das idealisierte Menschenbild der Antike, hier zu sehen am Doryphoros von Polyklet
Foto: Prisma
Archivo/picture alliance



Eine amerikanische Idee

Erfolg oder Wahrhaftigkeit: Dave Eggers hat genug von Tech-Dystopien und legt nun mit „Contraposto“ einen Künstlerroman vor

In „Contraposto“, dem neuen Roman von Dave Eggers, erzählt der US-amerikanische Autor von den Gegensätzlichkeiten des spätkapitalistischen Kunstmarktes, in dem sich die spekulativen Verwertungslogiken der Gegenwart und ihre zersetzenden Effekte auf seine Akteure besonders zu verdichten scheinen. Protagonist Cricket Dibb stammt aus schwierigen Verhältnissen und besitzt das unwahrscheinliche Talent des Zeichnens, was ihm in der gedankenlosen Einöde der amerikanischen Prärie nicht allzu viel bringt. Habitus und Klassendünkel des bürgerlichen Kunstbetriebs gehen Cricket völlig ab und es bedarf dringend einer Mentorenfigur, um ihn zum Künstler zu machen.

Diese findet er in Olympia, die, ausgestattet mit „goldenen Augen und blütenrosa Lippen“ zwar nur drei Jahre älter ist als er selbst, sich aber als Reinkarnation von Albert Camus versteht – nicht als jugendliche Koketterie, sondern in Wirklichkeit, wie sie versichert. Mit jeder Menge *Old Money* ausgestattet, führt sie den schwer verliebten Cricket in die Welt der Kunst ein, die im provinziellen Indiana unendlich fern scheint. Cricket mimt dabei den naiven, aber reinen Jüngling, der davon träumt, anstatt aufs College zu gehen, als Schüler im Atelier eines alten europäischen Meisters aufgenommen zu werden wie in der Renaissance.

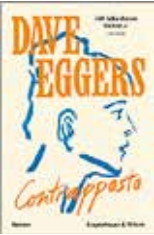
Crickets Holden-Caulfield-artiger Kampf gegen die *Phonies*, die Scheinheiligen und Scharlatane, wird von Olympia zuerst mit Mitleid und bald mit Ablehnung und Flucht beantwortet. Doch Cricket ist sich sicher: Das Standbein eines Lebens als Maler ist das Studium der alten Meister, das Erlernen der richtigen Maltechniken und der Glaube an die Wahrhaftigkeit des eigenen künstlerischen Ausdrucks. Das Spielbein wiederum, die Fähigkeit nämlich, die sozialen Konventionen des Kunstmarktes zu bedienen, die Performance des Künstler-Seins nicht im stillen, nach Terpentin stinkenden Atelier aufzuführen, sondern in weiß getünchten Galerien und für ein Publikum, das außer Geld nichts bereit ist, in Kunst zu investieren, leugnet Cricket. Unterstützt wird er dabei von seinem idealistischen Kunstprofessor Carpen-

ter, der seine Schüler beschwört: „Erst wenn ihr alle Faschisten besiegt habt ... Erst wenn ihr euren Zorn auf die wahren Dämonen gerichtet habt, die Despoten und Tyrannen, und sie alle besiegt habt – erst dann könnt ihr einen anderen Künstler angreifen.“ Bald muss Cricket feststellen, dass das Spielbein für die von ihm ersehnte Anerkennung und überhaupt für die Möglichkeit, Kunst zu machen, von größerer Bedeutung ist, als die Lasurtechniken flämischer Genremaler zu beherrschen. Gut dazustehen, bedeutet in der Kunstwelt eben auch Flamboyanz, eine gewisse Neigung zur Selbstherrlichkeit und keine Scheu, sich im Zweifelsfall nicht nur schützend, sondern vor allem marktschreierisch vor sein Werk zu stellen. Seine innere Ablehnung verwechselt Olympia mit Ambi-

tionslosigkeit – das vermeintliche Gegenteil mündet bei ihr selbst in einer handfesten Kokainsucht – so viel Kunstklischee darf sein. So bahnt sich Cricket ein Leben durch die Untiefen des Kunstbetriebs und man muss sich Eggers' Protagonisten wenn nicht als glücklichen Menschen, dann schon als Glückspilz vorstellen. Denn weder nagende (Selbst-)Zweifel noch Crickets Unvereinbarkeit mit der (Kunst-)Welt scheinen für ihn ein großes Hindernis darzustellen. Stets wird sein Talent von Lehrern, Freunden, Vorgesetzten erkannt, gefördert, wiederentdeckt, und man treibt ihn zur künstlerischen Arbeit. Das Schicksal meint es gut mit Cricket – solange er sich mit Kunst beschäftigt. Nachdem sich Dave Eggers in Werken wie „Der Circle“ und „Hologramm

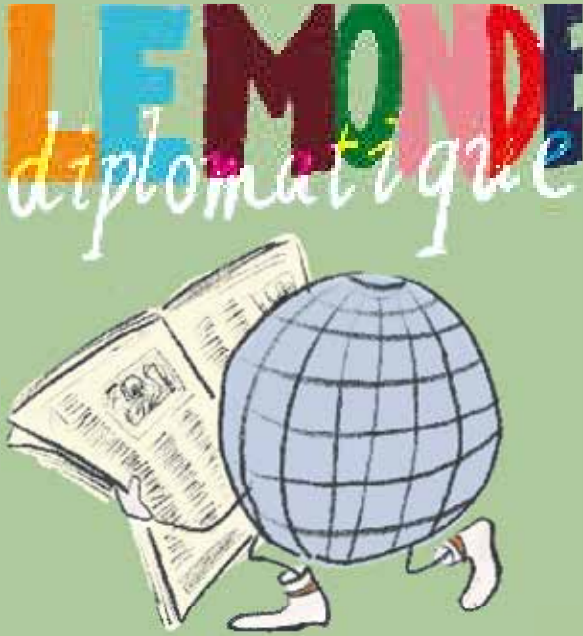
für den König“ mit Tech-Dystopien und den sinnentleerten Wüsten der neuen, globalisierten Digital-Oligarchie auseinandersetzt, legt er mit „Contraposto“ nun einen Künstler- bzw. Bildungsroman vor, in dem die Postmoderne zwar weiterhin als Lavierung dient, der sich aber mit weltgeistigeren Fragen beschäftigt: Was überhaupt ist Kunst und wie soll ein Leben mit der Kunst und unter Künstler*innen gelingen? Wer seitenweise Introspektion im Stile von Siddhartha oder Steppenwolf erwartet, dem sei gesagt, dass „Contraposto“ zwar durchaus altmodisch daherkommt, aber in der amerikanischen Erzähltradition steht. Durchsetzt ist der Roman mit implizierten Zeichnungen Crickets und anderer Figuren, was vor allem zum Schluss eine große Wirkung

entfaltet, wenn Bild- und Textebene ineinander verschmelzen. Eggers Erzähltempo ist rasch, mit kräftigen Pinselstrichen erzählt der Roman Crickets komplettes Leben. Streckenweise wirkt das etwas konstruiert, denn Glück und Unglück wechseln sich in Crickets Geschichte ab wie in Voltaires „Candide“. Eggers erzählt selbst kontrapostisch, aber übertreibt es mit dem Hüftknick bisweilen, sodass einige Figuren Karikatur bleiben und manche Wendung übermäßig plotdienlich daherkommt. „Contraposto“ ist ein melancholisches Lehrstück über die Scheinheiligkeit der Kunstwelt und ihres Personals, dabei aber nie antiintellektuell oder missgünstig. Vielmehr erzählt der Roman vom Aushandlungsprozess persönlicher und gesellschaftlicher Moral, ein Thema, das Eggers schon in seinem frühen Roman „You Shall Know Our Velocity“ beschäftigte. Unangenehm lesen sich derweil die Eggers-typischen Sexszenen, die einem bereits in anderen Werken des Autors in ihrer Verbohrtheit aufstoßen konnten. Auch in „Contraposto“ streichen weibliche Finger ein paar mal zu oft an „Crickets Erregung entlang“, die Metaphern klingen verklemt, was im betont liberalen Kunstmilieu des Romans besonders deplatziert wirkt. Eher beweisen Eggers' Versuche am Sinnlichen, dass Toni Morrison mit ihrer These wohl nicht ganz falsch lag: „Sex is difficult to write about, because it's just not sexy enough. The only way to write about it is not to write much.“ Eggers vielleicht amerikanischste Idee ist, dass Cricket am Ende für seine moralische Integrität belohnt wird – der große Erfolg als Künstler bleibt ihm zwar verwehrt, doch in der Kunst des Lebens erreicht er schließlich Meisterhaftes: die Liebe zu Olympia. Als alternder Zeichenlehrer in einem Atelier in Paris findet Cricket Frieden und Olympia findet ihn. Selbst wenn es Cricket nicht gelingt, die Geldverleiher aus dem Tempel der Kunst zu vertreiben, so wird auch aus einer Reihe wahrhaftiger Zeichnungen, wahrhaftiger Lebensentscheidungen eine gute Geschichte und damit im kleinen und tausendfach ein Kontrapost zum Status quo. In dieser Hinsicht vermittelt Eggers doch eine Botschaft aus Siddharta: Vielleicht liegt die Glückseligkeit im Ablegen einer bestimmten, hinderlichen Ambition und jedes dingliche Streben weicht besser einem Streben nach nichts.



Dave Eggers: „Contraposto“. Aus dem Englischen von Andrea O'Brien. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026. 496 Seiten, 25 Euro

Anzeige



Am 13. August erscheint die neue Ausgabe von *Le Monde diplomatique*

Im Tesla durch Havanna
Julia Neima über die lukrativen Geschäfte der kubanischen Mipymeros unter Trumps Sanktionsregime

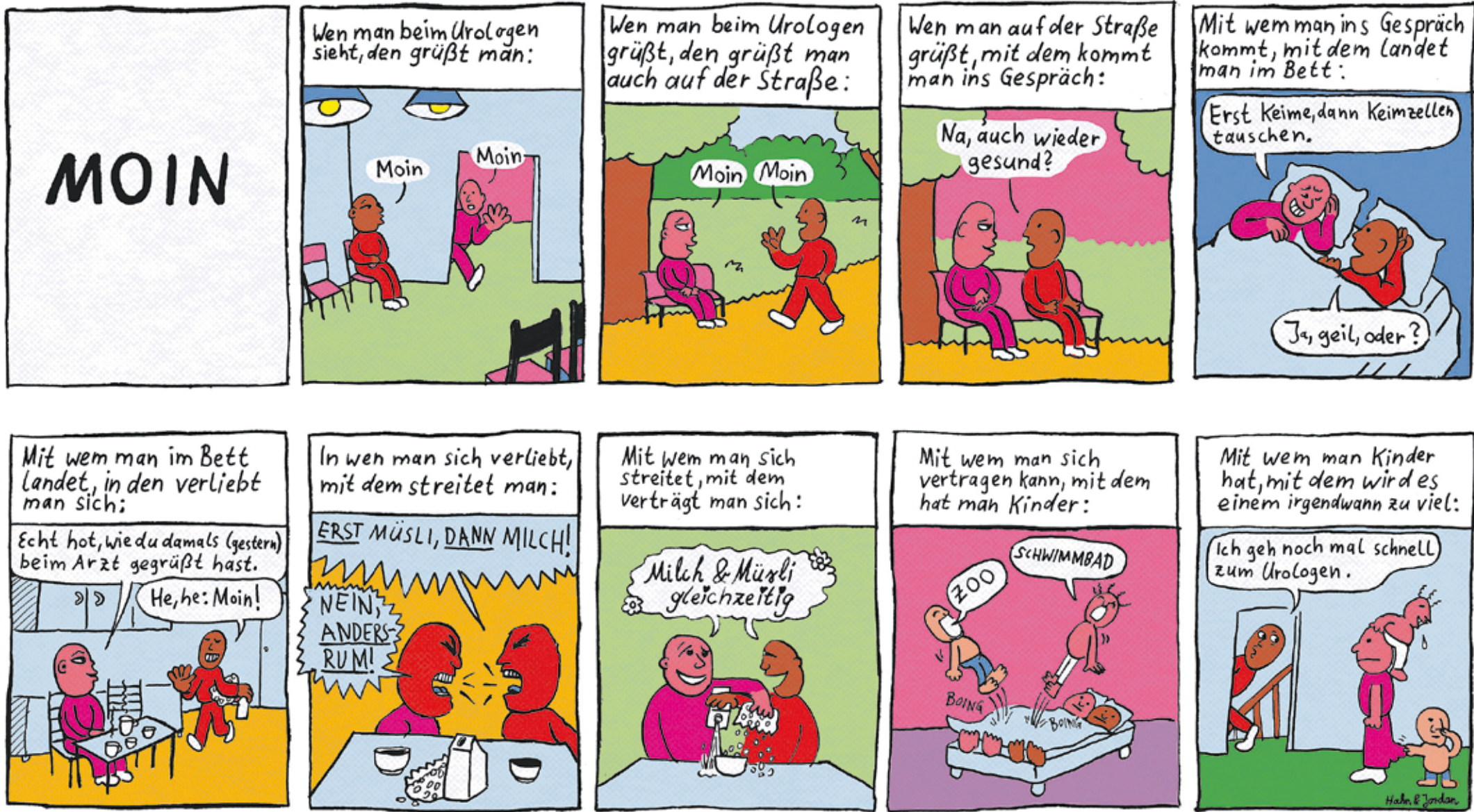
„Ich habe für die Zukunft geschrieben“
Ein unveröffentlichtes Interview mit Mahmud Darwisch über die Hoffnung auf ein freies Palästina und Poesie als Waffe

Sterbende Gletscher unter der Mitternachtssonne
Anna K. Seidel über einen Sommer auf Svalbard, 101 Jahre nach Unterzeichnung des Spitzbergenvertrags

Ausgabe **8/2026** • EVT **13/02/2026** • **5,20 Euro**

taz Verlags- und Vertriebs GmbH • Friedrichstraße 21 • 10969 Berlin • abo-lmd@taz.de • T (030) 25 90 22 11

der wahrheit-comic der woche: „moin“ von hahn & jordan



Hahn & Jordan sind lachechte Kinder der Neunziger, und sie sind der lustig künstlerische Stefan Hahn (stefhahn.com) und der künstlerisch lustige Ernst Jordan. Gefunden haben sie sich doch glatt auf einer echten Buchmessenparty der „Titanic“, und das mit Google Maps. Das Duo, auf Instagram unter @hahnjordan vertreten, veröffentlicht auch in „Titanic“, im „Eulenspiegel“ und in der längst legendären „Einbecker Morgenpost“.

gurke der woche

Was werfen eigentlich Pharmedbbyisten ein? „Jeder dritte Deutsche hält die psychische Gesundheitsversorgung für eine Herausforderung“, verkündete Pharma Deutschland e. V. jüngst in einer Pressemitteilung. Abgesehen vom grammatikalischen Fehler, ist „Herausforderung“ auch das falsche Wort. Es muss „Problem“ heißen. Rhetorische Verschleierung verdient Misstrauen. Besonders beim „Bundesverband der Pharma-industrie“. Was hilft: weniger Pillen, mehr Verstand.

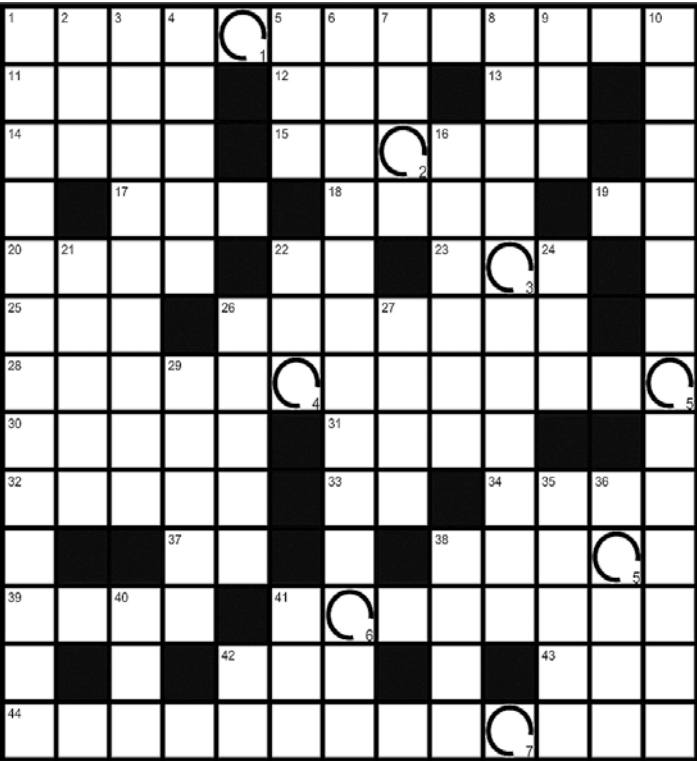


das wetter

Xpooch eekaal

Schani Algenbläser war der letzte Indigene des Hunsrück. Mit ihm würde das Bläserische, ein Jahrhunderte altes Idiom aussterben, die „Hunsrik Xpooch“. Da Schani auch noch nuschelte, verstand ihn sowieso seit Urzeiten niemand mehr. All die Reingeschmeckten, die dem Hunsrück auch sprachlich neues Leben einhauchten, hatten sich an ihn und seine verbogene Zunge längst gewöhnt. Allerdings wunderten sie sich, warum

Schani Algenbläser immer mit Pfeil und Bogen herum lief. Auch der Lendenschurz passte nicht mehr recht in die moderne Zeit. Der alte Schani rauchte meist sein Friedenspfeifchen und brabbelte etwas in seinen spirkeligen Bart, das klang wie: „Is eekaal fon wëlche xtaat te hëyer khomt.“ Wenn ihn die Zugezogenen von der Seite ansprachen, schoss er einen Pfeil auf sie, der jedoch nie traf. So waren sie, die ahl Hunsrück.



Wahres Rätsel 725 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

- Ganz Basel früh und pfeifend auf den Spuren von Max und Moritz (13); Kommt es lauthals vom Täter oder vom Opfer vor der letalen Tat? (13)
- Einer der vier großen Volta-Zufüsse (3)
- Bode Wartkes Sprechgemüse (9)
- Das ist die Höhe zwischen Israel und Syrien (5)
- Allerseltenst (3)
- Verbotene Tätigkeit unter Lichtabschluss (13)
- Die Heilige von Gaza mit dornigem Ende (4)
- Sie schützen den Dotter (11)
- Goethe war einer ihrer Uferspaziergänger (3)
- Manager des Wohngebäudes (13)
- Einer aus dem Vier-Kaiser-Jahr (4)
- Wenn nicht der für Dich, wer sonst? (3)
- Frankophoner Pronominalbeginn der 9 (2)
- Zahlmaterial im Iran (4)

- Damals war's (6)
- Die arabischen Segelschiffe (6)
- An ihr zählt man meist noch so (3)
- Was so nicht ist, kann auch nicht stimmen (4)
- Der Knochen des 11 (2)
- Er grinste begriffsstutzig an der Seite von Olli (4)
- Europas Kulturhauptstadt 2024 (5)
- Er leuchtete weit über die Nilufer hinaus (2); Äser des hohen Nordens (3)
- Die Untersuchung ist bei E-Autos wohl überflüssig (Abk.) (3)
- Nadja vom Film (3)
- Was roh mal war, wird köchelnd so (3)
- Verhält sich zum Irrtum wie der trial zum error (7); Andres bekam 2018 den Deutschen Filmpreis (5)
- Für Leroy dürfte es wohl die letzte WM gewesen sein (4)
- Pingeliger Hülsenfruchtnumeriker (13)
- Fußball war's mal (5)
- Lebbe geht weider – so der große

- Fußballphilosoph vom Main (5)
- Gottesoma (4)
- Zwei Nobelpreise überstrahlten ihr Leben (5)
- Ansage (2)
- Ganz oben in Peru gelegen (4)
- Ist das eklig! (5)
- Versteckte Energie (5)
- Der kurze Esslöffel (2)
- Ist recht so (5); Sie bekam im Gegensatz zu 32 an der Seite von Pierre den Preis an Ottos Seite nicht (Vorn.) (4)
- Schottischer Tanz aus 33 und 37 gesteppt (3)
- Unweit und knapp (3)
- Uljanows Anhänger (8); Vegas Vorname (3)
- Käfermonat (3); Die Partei des 41 (Abk.) (2)
- Verdoppelt wird das Wort zur bösen Fliege am heißen Ort (3)
- Donauanrainer wie Horst Seehofer (13) Umlaute sind nicht zugelassen. Die Buchstaben in den eingekreisten Zahlenfeldern ergeben in geänderter Reihenfolge das

Lösungswort: **Kleine Vornachtmusik (8)**
Auflösung vom 1. 8. 2026: **KURFUERST**
1 KOEPENICKIADE, KOPFBEDECKUNG; 2 OKULI; 3 ER; 4 PALETOT; 5 NAUEN; 6 INFRASTRUKTUR; 7 CHEB; 8 KARL; 9 IL; 10 ATUE; 11 ESPERANTISTEN; 12 OKRA; 13 ANHALT; 14 PU; 15 UFER; 16 FLIEDERBLUETE; 17 DINA; 18 UTAH; 19 TAPES; 20 BI; 21 TINO; 22 AR; 23 ION, ILSA; 24 ZAPPA, ZAG; 25 PLO; 26 DELTA STRAHLEN; 27 STICH; 28 ROS; 29 TROG; 30 OST; 31 CLAUDIUS; 32 UBIER; 33 DOC; 34 ORK; 35 BOCK; 36 ARLES, AGAR; 37 LECH; 38 EI; 39 UNRICHTIGKEIT; 40 NEE; 41 RUF; 42 NEUE; 43 GEFRIERTRUHEN
Gewinner des Rätsels: Michael Arnolds, Elsdorf; Jutta Flieger, Marktzeuln; Wilim Schmitz, Freiburg
Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das Lösungswort bitte bis zum Einsendeschluss am 12. 8. 2026 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit in diesem und



Der Berg ruft: Da drüben rechts, da sieht man den Hochwanner. 2.744 Meter hoch und damit der zweithöchste Berg Deutschlands nach der Zugspitze, von der aus man ihn – wie eben hier im Bild – schön im Blick hat. Die Berge. Ein Sehnsuchtsort. Was gar nicht heißt, dass man alle Probleme hinter sich lässt und man es oben nur noch mit der guten Luft zu tun hat. Unten hockt gerade die Hitze im Tal. Und droben, in den Hütten, herrscht derzeit ein derartiger Mangel an Wasser, dass es mancherorts bereits mit dem Heli eingeflogen werden muss.

Der Klimawandel ist wie der Igel im Märchen. Immer schon da. Der Drang zum Gipfel aber ist ungebremst, auf dem Weg da hin helfen einem digitale Wegweiser. Und die Bergwacht hilft einem wieder runter, wenn man sich doch verrannt hat. Mancher Berg ist menschengemacht, manche haben auf der Alm den Ort gefunden, wo sie wirklich sein wollen. Die Berge. Vielseitig. Und viele Seiten wert. Und wer statt immer nur die Berge lieber mal das Meer sehen möchte? Kommt schon auch noch. Versprochen.

Foto: Andreas Muhs/Ostkreuz

Fotos: imago

momentaufnahmen

Wenn die Erste Hilfe arg unbeholfen ist

Sehnsüchtig reden die Mitbewohner*innen über Klettersteig-Touren. Mir wird schon von den Videos schwindlig, in denen strahlende Kletterer sich über in den Fels geschlagene Eisenstufen an Abhängen entlanghangeln. In die Sächsische Schweiz komme ich trotzdem mit. Und während die anderen Helme aufsetzen und Karabiner in die Sicherungshaken klicken, um über die Hantelstiege an den Affensteinen aufzusteigen, wandere ich unten um die Felsen herum.

Durch die „Wilde Hölle“ gehe ich ihnen wieder entgegen. Als der Weg auch hier nur noch über Eisenhaken weiterführt, setze ich mich in den Schatten und hole mein Buch heraus. Da sprechen mich drei Männer an: „Deinen Freunden geht’s gut, wir haben beim Verarztten geholfen, wir hatten Pflaster dabei“, sagen sie. Wohl um mich zu beruhigen. Nervös schreibe ich den Mitbewohner*innen.

Die Steige und Stiegen haben sie gut geschafft. Doch einer ist tatsächlich verletzt: Gestolpert über einen Ast an der flachsten Stelle, ein Begleiter sprang zur Hilfe und rammte ihm dabei den Bügel der Sonnenbrille ins Gesicht. Zum Glück traf er nicht ins Auge, sondern nur dicht daneben.

Uta Schleiermacher



Affensteine
460 Meter. Die langgestreckte, stark zerklüftete Felsgruppe des Elbsandsteingebirges östlich von Bad Schandau in der Sächsischen Schweiz ist beliebtes Kletter- und Wandergebiet.

Wenn es den direkten Weg nach oben geht

Sagt ja niemand, dass Serpentine elegant sind. Aber nützlich sind sie, wenn es so richtig steil wird im Gelände, wenn unten der See immer kleiner wird, wenn der Schatten des Waldes nachlässt, weil die Bäume weniger werden und die Mittagshitze herankriecht.

Klar, Serpentine verlängern die Strecke erheblich, aber sie sind eine Wohltat für alle, die jetzt schon, nach nur einer Stunde, so langsam außer Atem geraten, deren Beine zu glühen beginnen, von den Schuhen, die nicht optimal auf den felsigen, von Gesteinsbrocken übersäten Weg abgestimmt sind, gar nicht zu reden. Ach.

Man könnte eine Pause machen. Ein Schluck aus der Flasche. Noch einer. Der See liegt da so schön, und der Ausblick oben soll herrlich sein. Das Karwendelgebirge! Die Zugspitze! Oben gibt es auch eine Hütte, mit Terrasse.

Also weiter den Berg hoch, immer in Serpentine.

Unten kommt noch jemand, mit Hut, mit Stock. Bei der nächsten Serpentine ist er schon näher, elastisch federt er nach oben. „Griß euch!“ Es ist ein älterer Herr, gut über 70. Er hat die Abkürzung genommen, gerade hoch. Serpentine? Nicht mit ihm.

Daniel Wiese



Herzogstand
1.731 Meter. Den in den Bayerischen Voralpen gelegenen Berg zielt oben ein Aussichtspavillon. Der kürzeste Aufstieg (AV-Weg 446) führt von Süden ab der Talstation der Seilbahn im Ort Walchensee zum Herzogstandhaus und weiter zum Gipfel. Mit einer Gehzeit von 2,5 Stunden ist zu rechnen.

Wenn der Feuersalamander nicht umsonst warnt

Er läuft rum wie ein Alarmschild. Schwarzglänzend, leuchtend gelbe Flecken – die Haut des Feuersalamanders ist Warnung, nicht Tarnung. Und tatsächlich: das Sekret des kleinen Lurchs brennt auf der Haut, kann sogar zu Atembeschwerden und Kotzerei führen.

In den Chiemgauer Bergen kann der Mensch ein halbes Leben lang unterwegs sein, ohne Salamandra salamandra zu begegnen. Umso größer die Freude, als so ein nuklearfarbenes Viecherl den Weg kreuzt. Es gehört immerhin zu den „Big Five“ der Alpen, neben Steinbock, Gams, Steinadler und Marmot.

Ein paar Hundert Meter weiter kriecht noch ein Bergnarr, beziehungsweise Tattermandl, wie man die Lurche hier nennt. Und, obacht, da rechts am Weg noch einer. Wo der Feuersalamander verschwindet, ist das oft ein Hinweis darauf, dass das Ökosystem leidet. Hier an der Hochplatte aber scheint ja alles in bester Ordnung zu sein – bis ein Schild kommt: „Achtung!“, steht da, „bitte helfen Sie mit, die Population in diesem Gebiet zu erhalten“. Der tödliche Bsal-Pilz bedrohe die Salamander. Schuhe mit Alkohol reinigen, Abstand halten von Quellen und Bächen und vor allem nicht anfassen! Aber vor Letzterem warnt Lurchi ja schon selbst.

Stefan Hunglinger



Hochplatte
1.587 Meter. Der Berg in den Chiemgauer Alpen ist von Nordosten ab Marquartstein unschwierig zu erreichen. Der etwa zweieinhalbstündige Aufstieg führt weitgehend über Forststraßen. Mit der Hochplattenbahn lässt sich der Anstieg verkürzen.



Bobby Rafiq
Bobsens Späti

*Kabul oder Berlin –
Hauptsache, Berge*

Wie gut, dass ich die Welt noch nicht verstand, als wir uns vor einer Ewigkeit auf den Weg von Kabul in Afghanistan nach Berlin machten. Es wäre die erste große Enttäuschung meines Lebens geworden. Eines Lebens, das erst wenige Jahre zählte, aber gerade deshalb eine umso größere Fallhöhe gehabt hätte.

Wäre „online gehen“ damals schon möglich gewesen und ich im lesefähigen Alter und meine Eltern im Besitz eines Handys mit Internetzugang, hätte ich am Vorabend unserer Flucht bereits die Flucht ergriffen, mit ihrem Smartphone unter meiner Bettdecke – und nachgeschaut: Wo genau liegt eigentlich dieses verheißungsvolle Berlin?

Schnell wäre ich wohl auf eine Karte gestoßen, die sich mir zwar topografisch noch nicht erschlossen, mich aber gerade aus diesem Grund beruhigt hätte. Geologisch gesehen war ich nämlich ein verwöhntes Kind: Kabul befindet sich 1.800 Meter über dem Meerespiegel und liegt zwischen den massiven Ausläufern des Hindukuschs, deren höchste Gipfel sich fast 3.000 Meter über das Kabuler Becken erheben. An kaum etwas aus meiner frühen

Berlin halt. Immer
schon eine Mischung
aus Naturgewalt
und Sperrmüll!

Kindheit erinnere ich mich so plastisch wie an diese imposanten Berge.

Ich hätte also unter meiner Bettdecke gehockt, neugierig in die Karte gezoomt und mich beim Lesen der Ortsteile gefreut wie ein, nun ja, kleiner Junge. So viele Berge! In meiner Fantasie wäre es aus dem Kabuler Talkessel in das Berlin der großen Erhebungen gegangen. Mit epischer Vorfreude auf die sakrale Aura des mit seinem Kruzifix über den Wolken ruhenden Kreuzbergs, auf den über den Osten thronenden Lichtenberg und die einzigartige Ästhetik des kargen Schönebergs.

Vermutlich hätte ich Jahre später, natürlich nur in Begleitung eines erfahrenen Bergführers, die für ihre Wetterumschwünge berühmte Berliner Version des K2 bestiegen – den Prenzlauer Berg. Ich wäre auf den langen Kämmen der Arkenberge im Berliner Norden gewandert und in den tiefen Tälern der Müggelberge in die Pilze gegangen. Holla die Bergfee! Und das sind noch nicht mal alle.

Dann aber – mit dem Landeanflug auf Westberlin – der schlagartige Druckabfall in der Kabine meiner Kinderseele. So weit mein tränenreicher Blick gereicht hätte: alles nur ein Fleckchen Erde, das im Vergleich zu Kabul platter gewirkt hätte als eine Flunder. Was ein Fake!

Später in der Schule habe ich von den Gletschern aus der Eiszeit erfahren, deren Schmelzwasser das Urstromtal formten und damit die Berliner Landschaft mitprägten. In einer flachen Region können sich selbst kleinste Erhebungen wie Berge anfühlen – und Jahrtausende später die übertrieben anmutende Bezeichnung „Berg“ rechtfertigen. Und natürlich habe ich erfahren, dass noch mehr Jahre später der ein oder andere dieser „Berge“ durch aufgeschütteten Kriegs- und Bauschutt noch ein wenig weitergewachsen war. Wat willste machen, Berlin halt. Immer schon eine Mischung aus Naturgewalt und Sperrmüll!

Ob Berge, Täler, Hügel oder Häufchen, heute fühle ich das anders. Mir geht es nicht mehr so sehr um kilometerhoch getürmtes Gestein. Im Angesicht einer Felswand kann man schnell auch mal Beklemmungen bekommen.

Vielleicht ist es in wuseligen Großstädten wie Kabul und Berlin entscheidender, tief durchatmen zu können, das Gefühl von Freiheit zu spüren, den Blick in die Weiten des Himmels schweifen zu lassen. Und Berlin hat viel Himmel! Ob das Wolkenpanorama am Horizont, Sonnenuntergänge oder Mondaufgänge, in Berlin lässt sich das an vielen Stellen bestaunen: auf dem Tempelhofer Feld, von Seen und Hainen aus, auf unzähligen Plätzen, Brücken und Hausdächern. Enttäuschen kann da eigentlich nur der trübe Berliner Winter.

Bobby Rafiq sucht die Welt im Berliner Kiez und den Kiez in der Welt

die ortsbegehung

Ein Monument des Schreckens

Der Teufelsberg im Grunewald ist nicht wirklich hoch und statt Berg eigentlich mehr Hügel. Aber dafür ist er ungemein geschichtsträchtig – mit einer Menge Zweitem Weltkrieg

Aus Berlin **Thomas Mauch**

Wenn man von unten vom Parkplatz aus hochschaut, sieht man den Himmel. Dass da aber ein Berg sein soll, sieht man von hier aus noch nicht. Er versteckt sich gut hinter dem dichten Grün der Bäume, der Teufelsberg im Grunewald. Dabei hat er doch an Höhe vergleichsweise eine Menge zu bieten: Nach den Akenbergen ist er die zweithöchste Erhebung des Berliner Stadtgebiets.

Da soll es jetzt also hochgehen, und gut, dass an diesem Tag der Himmel wolkenbedeckt ist. Gut für den Aufstieg, weil man so an diesem heißen Tag nicht gleich bereits vor den ersten Schritten ins Schwitzen gekommen ist. Tritt für Tritt geht es voran, bedächtig den Weg suchend, vorbei an den Bäumen, dem Gestrüpp, wild wuchernd, triumphierendes Grün. Bereitwillig lässt man andere Wanderer, etwas schneller schreitend, an sich vorbei ... und ist dann auch schon nach wenigen Minuten auf der Serpentinastraße oben angekommen.

So schnell ist es gegangen, dass man da beim Aufstieg trotz der Hitze des Tages gar nicht wirklich ins Schwitzen kommen konnte.

Keine Grate hier
und kein Überhang

Aber er ist halt auch nicht wirklich hoch, der Teufelsberg. Es gibt da oben keine Grate, keinen Überhang. Sogar „Berg“ würden ihn manche nicht nennen wollen, wenn sie an der Faustregel festhalten, dass es für so eine Erhebung schon mindestens

300 Meter sein sollten. Dieser Hügel da im Grunewald kommt gerade mal auf 120 Meter.

Statt auf der Straße kommt man auch auf anderen Wegen hoch. Trampelpfade führen durch den Wald, Menschen sind mit Wanderstöcken unterwegs, andere joggen oder mühen sich mit dem Mountainbike nach oben, alles je nach Gusto und nach Puste.

Von oben hat man dann einen hübschen Blick auf die Stadt, rüber etwa zum nahen Olympiastadion, und geschichtsträchtig ist der Teufelsberg sowieso. Sogar eine Sprungschanze hat es mal gegeben und im Winter 1986 traf sich die damalige Skiprominenz bei einem hier ausgetragenen Parallelsalom, es waren Fahrer dabei wie Markus Wasmeier oder Ingemar Stenmark. Gewonnen hat dann mit dem Österreicher Leonhard Stock auch ein Olympiasieger.

Augenfällige Spuren der Geschichte am Berg zeigen sich auch mit der ehemaligen Flugüberwachungs- und Abhörstation der US-amerikanischen Streitkräfte obenauf, einem noch bis 1999 genutzten Bau, der mit seinen markanten Kuppeln seither passend zu seinem Lost-Places-Flair verfällt. Ein Relikt des Kalten Krieges, das man aber gern einmal links liegen lassen mag (zumindest für die Besichtigung Eintritt verlangt wird), denn das wirklich Spektakuläre des Teufelsbergs ist gar nicht zu sehen – weil da mit dem ganzen Grün das sprichwörtliche Gras über die Sache gewachsen ist.

So lange ist das noch nicht her, erdgeschichtlich ist der Teufelsberg allerjüngsten Datums. Er hat nicht diese Hunderte Millionen Jahre wie die längst wie-

der schön rund geschmigelten deutschen Mittelgebirge auf dem Buckel. Selbst die dagegen geradezu jugendlichen Alpen falteten sich vor 50 Millionen Jahren im Tertiär so beeindruckend schroff in die Höhe. Der Teufelsberg dagegen ist absolut Anthropozän. Er ist ein aufgeschütteter Trümmerberg, also menschengemacht.

Seinen Namen trägt er nach dem nahe gelegenen Teufelssee. Möglicherweise ist aber damit gemeint, dass man es hier mit dem „Berg des Teufels“ zu schaffen hat, als Hinweis, wieso überhaupt diese Trümmer aufzuschichten waren.

Weil ganz unten, sozusagen als Grundstein, liegen da eben die Trümmer der Wehrtechnischen Fakultät, und die sollte ein wichtiger Bauteil der Weltherrschaft der Nazis sein mit Berlin als der Welthauptstadt – das war der irre Allmachtstraum, der sich für Deutschland glücklicherweise nicht erfüllte.

Die Trümmer so
vieler Ruinen

Dafür brauchte es aber auch einen langen Weltkrieg, an dessen Ende der Rohbau der Wehrtechnischen Fakultät gesprengt wurde. Deren Reste wurden dann ab 1950 mit den Trümmern der Kriegsrüinen überschüttet, davon gab es in der Stadt ja genug. 22 Jahre lang fuhren bis zu 800 Lastzüge täglich raus in den Grunewald, bis 1972 wurden dabei insgesamt 26 Millionen Kubikmeter Trümmerschutt abgeladen. Ein ganzer Teufelsberg eben. Er entspricht einem Drittel aller Trümmer der zerstörten Häuser Berlins.

Wirklich ein Berg voller Geschichte.

Auch an diesem Tag sind auf dem Teufelsberg die Rennfahrer unterwegs. Die Serpentinastraße ist für sie eine prima Trainingsstrecke. Forsch strampeln sie hoch, über den Lenker geduckt geht es retour runter, locker die Kurve nehmend, ganz rasant. Unten angekommen wird gleich umgedreht. Wieder geht es hoch. Und runter. Hoch. Runter ...

So kommt man bei der Bewältigung der ganzen Geschichte hier doch etwas ins Schwitzen.

Nix wie hin

Die Besonderheit
Eigentlich ist so ein Trümmerberg schon was Besonderes. Nur kommt er in Berlin auch so besonders oft vor, dass er in der Stadt, wo sowieso viele der Erhebungen mit Müll und Sonstigem künstlich aufgeschüttet sind, mit dem Teufelsberg, Drachenberg, der Humboldthöhe, dem Insulaner und so weiter fast schon die Regel ist.

Das Zielpublikum
Spaziergänger, Ausflügler, Mountainbiker und Geschichtsinteressierte. Im Winter auch Schlittschuhfahrer. Wenn denn mal Schnee liegt.

Hindernisse auf dem Weg
Der Teufelsberg ist nicht hoch, er ist nicht steil. Trotzdem geht es nach oben. Was damit halt noch jeden Weg zum Hindernis macht. Aber Hindernisse überwinden ist doch die Lockung des Berges.

Der Teufelsberg, ein hochgetürmtes und markant mit Kuppeln bekröntes Trümmerfeld
Illustration: Jeong Hwa Min



Wen der Berg ruft

Wie kommen Menschen überhaupt auf die Idee, Gipfel besteigen zu wollen, auch wenn das wirklich anstrengend und manchmal sogar gefährlich ist? Eine Spurensuche

Von Daniel Wiese

Ach, die Berge! Ewige Sehnsucht, ungestillt. Und jetzt sind wir also in diesem Gasthaus, das sie in die Felswand hineingebaut haben, nicht weit von der Einsiedlerhöhle. Schwindelerregend klebt es am Fels, die Gäste sitzen an verwitterten Holztischen, vor sich ein Brett mit Käse oder mit Wurst von der Alm, und genießen die Aussicht.

Das Gasthaus ist alt, eines der ältesten im Appenzeller Land. Kurz hat es sogar mal auf Instagram Karriere gemacht, weil es da prominent empfohlen wurde, aber das ist nicht mein Problem. Das Problem ist: Das Gasthaus ist nicht da, wo ich hin will. Es liegt Richtung Tal. Wir sind mit der Seilbahn hochgefahren, das war schon schlecht. Aber statt dann wenigstens weiter aufzusteigen, ging es gleich wieder nach unten, mit Rücksicht auf die Mitglieder der Reisegruppe, die es bergauf nicht schaffen würden.

Ich aber will nach oben. Unbedingt. Es zieht mich hoch auf den Gipfel, der da hinten in Sichtweite vor mir liegt, es ist wie ein Sog, der mich anzieht. Einige Jahre zuvor war ich da gewesen: Der Klettersteig notdürftig nur mit einem Seil gesichert, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzen. Achtung, die rutschige Stelle! Stehen bleiben. Ausatmen. Einatmen. Die Berge auf der anderen Seite sehen, die noch höher hinaufgehen, auf ihren Gipfeln liegt im Frühsommer Schnee.

Seit Langem träume ich davon, wenn ich alt bin, in einer Hütte in den Bergen zu leben, über der Baumgrenze, so wie der Großvater bei „Heidi“. Morgens würde es nach Holz riechen, durch die Fenster würde ich die Alm sehen, die Ziegen, die von den Bergbauern hochgetrieben werden. Es kommt keiner vorbei, und ich muss nirgendwo hin.

Abends geht die Sonne hinter einem Gipfel auf der anderen Talseite unter, dessen Namen man mir gesagt hat.

„Ey, da gibt’s aber kein Kino, und keine Kneipe, weißt du?“, sagt meine Umgebung. Weiß ich. „Aber trotzdem.“ – „Das hältst du nicht lange aus!“ – „Mal sehen.“

Die Sehnsucht nach dem Berg sitzt tief. Das letzte Mal ist erst wenige Monate her, ich sitze im Postbus, und unten das Rhone-Tal mit seinem Bahnhof und der letzten kleinen Stadt, die ich für die nächsten Tage sehen werde, bleibt zurück. Der Bus schraubt sich hoch in die Berge, über Abgründe, in denen Bäche rauschen, die Kurven sind so eng, dass der Fahrer vor ihnen hupt, zwei Autos kommen hier nicht aneinander vorbei.

Der Himmel ist ein kleiner Ausschnitt, der sich zeigt, wenn man den Kopf in den Nacken legt. Da oben sind die Almen, mit Hütten, schneebedeckt. Am Ende wird die Straße nicht mehr weitergehen. Es gibt Pässe, die sich nur zu Fuß laufen lassen, und hinten im Tal einen Stausee.

Und wieder ein uraltes Wirtshaus, diesmal mitten im Dorf, zwischen ramponierten Holzhäusern, die teilweise leer stehen, mit vergilbter Reklame zur Straße hin. Im Gasthaus schenkt der Tourismuspfarrer, der auch Heimatforscher ist, selbst angebauten Wein aus und erzählt von der Angst der Menschen vor dem Berg.

Wenn man den Sagen glaubt, rief der Berg gar nicht, er jagte den Menschen Angst ein. Begegnete einer bei Dunkelheit dem Teufel und schaffte er es, ihn auszutricksen, so fuhr das Böse in den großen Gletscher oben am Berg und war dort eingeschlossen. „Freiwillig wären sie nie da hochgegangen“, sagt der Tourismuspfarrer. Aus anderen Gegenden in den Alpen gibt es ähnliche Erzählungen.



Horch, er ruft doch! Luis Trenker mit Heidemarie Hatheyer in dem Film „Der Berg ruft!“ Foto: ullstein bild

Den Lexikoneinträgen zufolge waren die Ersten, die die Alpengipfel bestiegen, Naturforscher. Drüben in Österreich, der Großglockner: am 28. Juli 1800 erreicht eine Expedition im Auftrag des Kärntner Erzbischofs den Gipfel und errichtete dort ein Kreuz. Der Gipfel wurde vermessen (3.798 Meter) und ein Barometer installiert, das die nächsten 50 Jahre Daten lieferte.

Der Mont Blanc, mit 4.805 Metern höchster Berg der Alpen, wurde sogar schon am 7. August 1786 bestiegen, von dem Arzt Michel-Gabriel Paccard aus Chamonix, der oben Experimente durchführte. Als erste Frau auf dem Mont Blanc gilt die Comtesse Henriette d’Angeville, die sich im September 1838 mit sechs Bergführern, ihrer Kammerzofe und großem Equipment auf den Weg machte. D’Angeville schrieb in ihrem später veröffentlichten Reisetagebuch, sie habe sich in den Berg verliebt, seit sie seinen Gipfel das erste Mal von Genf aus gesehen hatte.

Den Erstbesteigungen ist gemeinsam, dass es Personen von Stand sein mussten, die sie begingen. Die Führer, die sie engagiert hatten, im Falle des Großglockners nur „die Glockner“ genannt, waren womöglich schon vorher oben gewesen. Doch sie zählten nicht.

So hatte auch beim Mont Blanc vor der Adligen d’Angeville eine andere Frau den Gipfel erreicht: Marie Paradis, eine Dienstmagd aus der Gegend. Sie hatte sich dem Führer der ersten männlichen Expedition, dem Gamsjäger und Kristallsucher Jacques Balmat, angeschlossen und kehrte völlig erschöpft zurück, wie ihre Nachfolgerin d’Angeville in ihrem Reisetagebuch berichtete.

Paradis hat kein Reisetagebuch geschrieben. Sie eröffnete nach ihrer Rückkehr eine Teestube, in der sie von ihren Abenteuern erzählte – gegen ein Trinkgeld.

Auch in unserem Tal im Wallis sind die Einheimischen irgendwann hoch auf die Gipfel gegangen, so erzählt der Tourismuspfarrer. Ihre Namen waren dieselben, die es noch heute im Ort gibt und die auf den Grabbkreuzen stehen, die alle gleich aussehen. Sie verdingten sich als Führer für die Gäste von außerhalb. Oft waren das Engländer, die sich in den 1850er Jahren einen Wettlauf um die Erstbesteigung der 4000er lieferten, die hier in den Himmel ragen, einer neben dem anderen.

Den Film dazu, „Der Berg ruft“, drehte Luis Trenker 1938 im Nachbartal, nur wenige Kilometer entfernt: düstere Schwarz-Weiß-Töne, Schicksal, Helden. Es geht um die Erstbesteigung des Matterhorns, der Bergführer Tonio aus dem benachbarten Aostatal, gespielt von Luis Trenker selbst, tritt gegen den englischen Bergsteiger Edward Whymper an.

Wenn man den Sagen glaubt, rief der Berg gar nicht, er jagte Angst ein

Das Mädchen: „Was suchst denn immer dort oben? Was treibt dich denn immer hinauf? Wüst ist’s da, und nichts wächst. Nur Steine, und Eis, und Schnee. Geh, ich versteh dich nicht! Bei uns im Tal, da ist doch alles schön und grün! Warum bleibst du denn nicht bei uns?“

Tonio: „Des wird geschehen, wenn ich auf dem Gipfel gewesen bin!“

Die Mutter: „So lang’s nur ein Rock ist, macht das nichts, kann man zusammenflicken. Aber wenn’s dich einmal erwischt, was mach ich dann?“

Tonio: „Mich erwischt’s net, brauchst kei Angst haben, Mutter!“

Mutter. „Hast du vergessen, wie sie deinen Vater bracht haben? Erschlagen? Vom Berg?“

Tonio: „Ja, aber schau, das kannst net vergleichen, sind ja ganz andere Zeiten.“

Mutter: „Solange die Leute denken, ist von dem Steinblock da oben nur Unglück in unser Tal kommen.“

Luis Trenker war ja tatsächlich Bergführer, noch mehr aber Schauspieler, Regisseur, Geschichtenerzähler. Er machte bei den Nazis Karriere als Bergfilmer, fiel in Ungnade, avancierte in der Nachkriegszeit zum Fernsehonkel in Sachen Berge. In dem Dokumentarfilm „Erlebnisse am Matterhorn“ von 1971 sieht man einen Bergsteiger, braun gebrannt, mit markanten Gesichtszügen, Kameraschwenk auf die Wanderschuhe, die in der Wand ihren Weg suchen, die Sonne, der Fels, die Gipfelwelt.

Es ist Luis Trenker als alter Mann, immer noch am Berg unterwegs, vor ihm ein Führer, der ihn mit Seil sichert, und dann sitzen sie da, schauen in die weite Bergwelt und trinken Cognac. Echt jetzt?

Sie sitzen auf einem Felsen und Luis Trenker erzählt Anekdoten aus dem Filmbusiness. Wie er sich das Trinken bei den Dreharbeiten abgewöhnen musste, weil er davon immer so Magenschmerzen bekam. Ein Professor in Berlin nahm ihm schließlich die Flasche weg.

In dem Dokumentarfilm kommt während des Aufstiegs immer wieder dieser Hubschrauber ins Bild, in dem Luis Trenker anfangs auch sitzt. Womöglich klettert er in dem Film nur ein bisschen zur Show und lässt sich sonst fliegen?

Aber das macht alles nichts. Der Berg ruft immer noch, ich kann es laut und deutlich hören. Und am Matterhorn war ich noch nie.

Es ist schon cool da oben in den Bergen. Aber halt nicht mehr kühl genug: Die Alpen im Wandel

Der Verein

Dass auf den Ruf der Berge gern und oft gehört wird, zeigt sich auch am Deutschen Alpenverein (DAV). Bei der größten nationalen Bergsteigervereinigung der Welt, hervorgegangen aus dem 1869 gegründeten Bildungsbürgerlichen Bergsteigerverein, gingen die Mitgliederzahlen in den letzten Jahren stetig nach oben. Waren es vor zehn Jahren noch 1.184.507 Mitglieder, sind es jetzt mit 1.638.652 (Stand 31. 12. 2025) schon fast eine halbe Million Mitglieder mehr.

Die Hütten

Wer in den Bergen unterwegs ist, ist auch auf die Hütten dort angewiesen, zur Einkehr oder als Unterkunft. Von den DAV-Sektionen werden 325 Alpenvereinsstütten betreut. Und da müssen Wanderer derzeit durchaus mit Einschränkungen rechnen. Der Grund ist die Wasserknappheit. „Wir haben auf fast allen Hütten derzeit Mangellagen, da werden die unterschiedlichsten Maßnahmen ergriffen“, sagte Anfang August DAV-Sprecher Julian Rohn. „Das ist schon eine neue Dimension.“

Das Wasser

Auf der Blau-eishütte bei Berchtesgaden wird das Trinkwasser derzeit per Hubschrauber geliefert. Sonst werden die Hütten zumeist durch Wasservorräte aus Niederschlag oder dem Schmelzwasser von Schneefeldern und Gletschern versorgt. Durch den Klimawandel gibt es aber immer weniger Wasser. Nach zwei schneearmen Wintern und einer langen Trockenperiode ist die Lage heuer verschärft. „Im Moment betrifft es flächendeckend alle“, so DAV-Sprecher Rohn.

Ein Klima im Wandel

Dass es oben auf dem Berg kühler ist als unten, mag für manche schon ein Grund für einen Aufstieg sein. So betrug die Monatsmitteltemperatur auf der Zugspitze im August 2025 4,58 Grad. Mit den rasant schmelzenden Gletschern kann man auf der Zugspitze dem Klimawandel aber geradezu zuschauen. In den Alpen erwärmt sich das Klima nämlich fast doppelt so schnell wie im globalen Durchschnitt. Auftauender Permafrost bringt die Berge dann zum Bröckeln.

Von **Margarete Moulin**

N och nie war es so einfach, den Weg in die Alpen zu finden. Karten, GPS und Tourenportale erleichtern vielen Menschen den Zugang zu den Bergen. Doch je leichter sich Landschaft erschließen lässt, desto mehr drängt sich eine andere Frage auf: Was verändert sich, wenn Orientierung zunehmend zur Dienstleistung wird?

Früher, bis weit in die 2000er Jahre hinein, begann eine Bergtour lange vor dem ersten Schritt. Man saß über Karten gebeugt, studierte Höhenlinien, las alpine Führer und sprach mit Erfahrenen. Schon bei der Wahl einer Tour stellten sich Fragen: Reicht mein Können? Wo kann ich noch umkehren? Diese Vorbereitung war bereits eine mentale Annäherung an die Landschaft, der Versuch, sie vor dem inneren Auge entstehen zu lassen.

Auch digitale Karten, GPS-Geräte und Tourenportale dienen zunächst demselben Zweck: der Vorbereitung auf einen Naturraum, der ebenso faszinierend wie gefährvoll ist. Verändert hat sich jedoch die Annäherung. Heute beginnt die Tourenwahl auf Portalen oft mit Filtern. Mit wenigen Klicks erscheinen Vorschläge. Was zuvor eigene Recherche erforderte, steht heute als Dienstleistung bereit: Routen, Höhenprofile, Wegbeschreibungen und Bewertungen.

Der Deutsche Alpenverein (DAV) begleitet diese Entwicklung ohne grundsätzliche Vorbehalte. „Je mehr Regionen du auswählst, die dich interessieren, desto vielfältiger können wir dir Tourenvorschläge anbieten – ganz nach deinen Bedürfnissen“, heißt es auf dem Tourenportal alpenvereinaktiv.com, einer Plattform, für die das Unternehmen Outdooractive die Technologie liefert. „Jetzt ist alles konsumtenfreundlich, verbraucherfreundlich, einfach“, sagt Stefan Winter, Ressortleiter für Sportentwicklung in der DAV-Bundesgeschäftsstelle.

Gedruckte Führerliteratur hat dagegen massiv an Bedeutung verloren. Die letzten Auflagen der „Rother Alpenvereinsführer“ zum Beispiel, einst Referenzwerke für viele Gebirgsgruppen im Ostalpenraum, erschienen nur noch für wenige Gebiete in den 2010er Jahren.

Seit die Routenplanerplattformen Outdooractive und Komoot um 2010 online gingen, erleben auch die Sektionen des Alpenvereins ein außergewöhnliches Mitgliederwachstum. Zwischen 2013 und 2023 stieg die Zahl der DAV-Mitglieder von

gut einer Million auf aktuell deutlich über anderthalb Millionen – ein Zuwachs von 47 Prozent. Es gibt keine wissenschaftlichen Belege dafür, dass diese eminente Zunahme an Mitgliedern beim DAV, der größten nationalen Bergsteigervereinigung der Welt, von der Digitalisierung getriggert wird. Aber beide Entwicklungen korrelieren. Dazu tragen einige Anreize bei: Der DAV betreibt bundesweit Kletterhallen, bietet eine Bergungskostenversicherung und vergünstigte Übernachtungen in den Alpenvereinshöhlen.

Dass immer mehr Menschen in die Berge gehen, ist zunächst eine gute Nachricht. Darin zeigt sich eine Sehnsucht, die trotz Digitalisierung und Beschleunigung nicht verschwunden ist: die Berührung mit der Natur, die körperliche Erfahrung entlang eines gewaltigen Gegenübers. Die sinnlichen Eindrücke des Gebirges: der seidig blaue Himmel über hellem Kalk, der Pfiff des Murmeltiers, die Fallwinde auf einem Joch. Das Atemschöpfen, wenn am Gipfel die Beine endlich ruhen dürfen und die Augen schweifen.

Berge faszinieren, weil sie Größe und Dauer jenseits menschlicher Maßstäbe verkörpern. Ihre Wildheit konfrontiert den Wanderer mit seiner eigenen Existenz; sie sind Räume, in denen er sich klein und zugleich lebendig fühlt. Nicht umsonst gelten Berge seit Jahrtausenden als heilige oder mythische Orte.

OpenStreetMap und Apps ermöglichen mehr Menschen den Zugang zu einem solchen Raum. Doch was geschieht, wenn das Gebirge vor allem zu einer Route von A nach B wird?

Der Soziologe Hartmut Rosa beschreibt in seinem Buch „Unverfügbarkeit“ den zentralen Impuls der Moderne als Versuch, Zugriff auf die Welt zu gewinnen. Doch mit einer vollständig verfügbaren Welt, so Rosas These, gibt es keinen Dialog mehr. Sie wird stumm. Der Verfügbarkeit stellt Rosa den Begriff der Resonanz entgegen. Und die Resonanz entstehe nur, wenn wir uns auf Fremdes und Unkontrollierbares einlassen.

Gerade im Gebirge stößt der Wunsch nach Verfügbarkeit an seine Grenzen. Auch die digitale Navigation kennt dort nicht jede Gefahr. OpenStreetMap erklärt dem Nutzer nicht, ob er eine steile Grasflanke nach einem Regenguss queren sollte oder besser nicht. Je stärker aber digitale Leitsysteme suggerieren, mit dem roten Pfeil auch auf dem richtigen Weg zu sein, desto eher scheinen sich Menschen in falscher Sicherheit zu wiegen.

Schauen, wo es langgeht. Und zwischen durch immer mal einfach die Aussicht genießen wie hier in den Sarntaler Alpen in Südtirol
Foto: Gregor Lengler/laif



Den Weg finden

Immer mehr Menschen gehen in die Berge, die Tourenportale helfen. Man muss nur aufpassen, dass man mit den digitalen Tools den Sinn für Orientierung nicht verliert.

„Es sind mehr unerfahrene Menschen unterwegs“

Wenn es nicht mehr weitergeht, hilft die Bergwacht. Und das muss sie immer öfter tun. Bei vielen Bergwanderern fehlt die richtige Vorbereitung, sagt Friedl Krönauer von der Bergwacht.

Interview **Margarete Moulin**

taz: Herr Krönauer, in den vergangenen 10 Jahren ist die Zahl der Einsätze der bayerischen Bergwacht um über 30 Prozent gestiegen, bei Ihnen sogar um 138 Prozent. Die Berge in Ihrem Einsatzgebiet sind nicht einmal 2.000 Meter hoch. Wie kommt es zu diesem Anstieg an Notrufen?

Friedl Krönauer: Wir liegen direkt vor den Toren Münchens, sind schnell erreichbar, viele Tagesgäste und Urlauber zieht es hierher. Und es gibt hier anspruchsvolles Gelände.

Die bayerischen Voralpen haben oft schroffe Nordflanken, felsige Abbrüche und steile Grasflanken, das kann man hier von der Benediktenwand bis zum Herzogstand gut erkennen.

taz: Kann es nicht sein, dass einfach mehr Leute wandern gehen und dadurch mehr Notfälle entstehen?

Krönauer: Ja, aber das Problem liegt darin, dass dadurch mehr unerfahrene Menschen unterwegs sind und dass sich viele Bergwanderer nicht oder nur ungenügend auf ihr Bergabenteuer vorbereiten. Das sehen wir an den Zahlen und Be-

richten anderer Bergwachten hierzulande und an denen aus Österreich, Schweiz, Italien. Es gibt weniger klassische Unfälle. Bei uns in Kochel ist der Anteil an Sondereinsätzen wie aufgrund von Blockierungen gestiegen.

taz: Was heißt „Blockierungen“?

Krönauer: Das heißt: Die Leute kommen nicht mehr weiter. Sie sind vor Angst gelähmt oder verlieren die Kraft. Die krallen sich in einem steilen Grashang fest oder hängen in einer Rinne fest. Oder sie geraten in die Dunkelheit, weil sie schlecht geplant haben. Oder

werden überrascht von Regen oder Schnee, auch wenn das seit Tagen aus Wetterbericht oder Lawinenlagebericht hervorging.

taz: „Überrascht“ klingt dann manchmal fraglich.

Krönauer: Vergangenen Winter hatte unsere Nachbarbereitschaft vier Männer, alle um die dreißig, auf dem Westaufstieg zur Benediktenwand. Die waren durch den Schnee raufgegangen, immer weiter. Kurz unterm Gipfel konnten sie nicht mehr. Aber runter auch nicht mehr, weil sie komplett platt waren.

taz: Was hätten sie tun sollen?

Krönauer: Sich über die aktuellen Verhältnisse informieren und angesichts der herausfordernden Bedingungen bereits frühzeitig umdrehen, solange die Kraft für den Abstieg noch gereicht hätte. Kurz gesagt, nicht mit dem Kopf durch die Wand zum Gipfel.

taz: Scheitern ist nicht vorgeesehen. Woher kommt das?

Krönauer: Viele gehen heute ohne jede alpine Sozialisation in die Berge. Früher ist man in diesen Sport langsam reingewachsen über Familie, Freunde, Alpenverein. Dadurch entstand eine Checkliste im Kopf: Gehe

ich südseitig oder nordseitig, liegt noch Schnee? Wann ist Sonnenuntergang? Dieser Automatismus fehlt bei etlichen. Stattdessen erleben Bergwachtler, dass Leute sich auf Tiktok oder Youtube inspirieren lassen.

taz: Haben Sie da einen konkreten Fall?

Krönauer: Ich kann Ihnen einen aus dem Allgäu nennen. Da hatten sich zwei völlig falsch ausgerüstete Wanderer die anspruchsvolle Tour über den Jubiläumsweg zum Schrecksee ausgesucht. Sie wurden mit der Winde an Bord eines nachflugtauglichen Heli geholt. Als

enschen drängt es
gitale Karten und
helfen ihnen dabei.
aufpassen, dass man
en Hilfsmitteln nicht
ientierung verliert



„

„Die Fähigkeit zur Orientierung ist evolutionär sehr alt, sie geht so schnell nicht verloren, man kann sie trainieren“

Julia Frankenstein, Psychologin

Mit dem Ansturm auf die Berge korreliert so ein weiterer Befund: Seit 2014 verzeichnet die Bergwacht Bayern – ebenso wie die Österreichische Bergrettung – sprunghaft steigende Einsatzzahlen. Auffällig ist vor allem die Zunahme von „Blockierungen“: Situationen, in denen Menschen unverletzt, aber überfordert nicht mehr weiterkommen. Vor ihnen geht es nicht weiter, zurück trauen sie sich nicht mehr. Meist im ausgesetzten Gelände, wo ihnen zu spät klar wird, dass ein einziger Ausrutscher den Sturz über steile Grashänge, zerklüftete Abbrüche oder ein Geröllfeld bedeuten würde. (siehe Interview unten).

Sich im Raum zurechtzufinden, gehört zu den ältesten Fähigkeiten des Menschen. Schon Steinzeitwildbeuter mussten Landschaften lesen, Geländeformen wiedererkennen und Entfernungen abschätzen. Neurowissenschaftler gehen davon aus, dass Bewegung, räumliche Orientierung und kognitive Fähigkeiten eng miteinander verwoben sind.

Die Psychologin Julia Frankenstein von der Technischen Universität Darmstadt untersucht, wie digitale Navigation dieses Vermögen verändert. „Forschungsergebnisse deuten darauf hin, dass Menschen seltener eigene innere Karten ausbilden, wenn sie sich vor allem an Navigationsanweisungen orientieren“, sagt sie. „Denn unser Gehirn speichert Informationen, die jederzeit extern verfügbar sind, nur begrenzt ab.“

Die Wissenschaft unterscheidet zwischen Routenwissen und Übersichtswissen. Während Routenwissen einzelnen Anweisungen folgt, beschreibt Übersichtswissen den Raum als Ganzes. Erst daraus erwachsen eigene Entscheidungen.

„Nutze die Sprachnavigation, die dich immer auf der richtigen Route hält. Lass dich um jede Kurve und jede Richtungsänderung leiten – egal wie schmal der Weg ist. Höre einfach den Anweisungen zu und erkunde vertrauensvoll deine Umgebung, ohne sie jemals aus den Augen zu verlieren“, heißt es auf alpenvereinaktiv.com.

„Wer immer nur Anweisungen folgt und nur auf einen kleinen Kartenausschnitt schaut, der sich mit der Gehrichtung ständig dreht, entwickelt schwerer ein zusammenhängendes Bild des Raums. Der mentale Atlas bleibt fragmentarisch“, sagt die Psychologin Frankenstein. Dadurch könne auch das Vertrauen in die eigene Orientierungsfähigkeit schrumpfen. Der Wohlfühlradius ohne digitale Hilfe werde kleiner. „Aber wer sich Übersichtswissen erarbeitet hat, versteht, wie Geländeformen zusammenhängen, und zieht daraus Schlüsse.“

So lauscht eine erfahrene Bergwandlerin, die in den Felsen oberhalb ihres Weges Gämsen wahrnimmt, nicht auf ihr Handy, sondern auf das Geräusch rollender Steine. Sie bedenkt, dass der Gletscherbach, den sie am Morgen problemlos überquert hat, am Nachmittag angeschwollen sein wird. Sie weiß, dass ein Weg nach Starkregen anders aussehen kann als am Vortag.

Die Berge haben ihr eigenes Update. Gerade darin liegt ihr Reiz. Deshalb erscheint auch der Wunsch nach Verfügbarkeit von Naturräumen widersprüchlich. Hinzu kommt das Bedürfnis, Bergerlebnisse in Zahlen, Grafiken und Verläufen festzuhalten. Sportuhren und Tracking-Apps „werten“ den Tag am Berg über Daten aus: Höhenmeter, Distanz, Kalorienverbrauch oder Geschwindigkeit.

Der Alpenverein geht bei dieser digitalen Selbstvermessung mit. Auf seinem Tourenportal wirbt er für die „genaue Auswertung deiner Abenteuer“ und die Verbindung mit Smartwatches, um Tracks automatisch hochzuladen. Stefan Winter vom DAV sagt dazu: „Sportliche Motive gibt es viele. Eins ist sicherlich: schneller, höher, weiter. Gerade jungen Menschen, die sich messen wollen, für die Leistung ein wichtiges Motiv ist, gibt der Sport hervorragende Möglichkeiten.“

Neu ist das nicht. Schon die Alpinisten des 19. Jahrhunderts suchten Herausforderung, Anerkennung und Abenteuer. Die Schweizer Alpen galten als „Playground of Europe“, als Spielplatz jener wenigen, die Zeit und Geld dafür hatten. Damals blieb die körperliche Leistung jedoch stärker an den Berg und seine Eigenheiten gebunden. Heute lässt sie sich durch Apps in Zahlen und Grafiken übersetzen – und mit Followern teilen und vergleichen.

Diese Sportifizierung zeigt sich auch sprachlich. Längst spricht man beim Alpenverein mehr von „Bergsport“ als vom klassischen Alpinismus. Die semantische Verschiebung ist kein Zufall. Trailrunning, Mountainbiken und E-Biking finden so unter dem Vereinsdach Platz. Das Gebirge, uralt geologisches Gefüge und alter Kulturraum, wird damit zum Trainingsgelände. Wege, einst Lebensadern eines extremen Raums, genutzt von Hirten, Bergbauern oder Forschern, werden zu sportlichen Einheiten umcodiert.

Was dabei unsichtbar bleibt: Die Grundlage all dieser scheinbar selbstverständlich verfügbaren Tourenangebote schaffen die ehrenamtlichen Wegewarte des Alpenvereins und der Naturfreunde. Sie erhalten Steige, reparieren Schäden und erneuern

Markierungen – in analoger, schweißtreibender Arbeit.

Bergsport verbindet heute Naturerfahrung und Selbstvermessung. Gerade weil in die Berge zu gehen im Vergleich zu vielen anderen Sportarten weniger reglementiert ist, übe es eine besondere Anziehungskraft aus, sagt Stefan Winter. „Das spricht die Freiheit als Motiv an, sich individuell zu entscheiden, was mache ich, wann, wo, welches Risiko nehme ich auf mich oder nicht.“

Risikoeinschätzung setzt Urteilskraft voraus – und die beruht auf guten Informationen. Es wäre deswegen verfehlt, einem vermeintlich besseren Früher nachzutrauern. Denn die größte Schwäche vieler Tourenbeschreibungen ist älter als jede App. Schon gedruckte Wanderführer arbeiteten mit Begriffen wie „luftige Felspassage“ oder „stellenweise exponiert“. Doch was heißt das eigentlich? Was der einen als aussichtsreiche, technisch unschwierige Passage erscheint, kann für den anderen bereits ein Ort lähmender Angst sein. Für den Grad der Ausgesetztheit existiert keine einheitliche Skala.

Genau hier setzt das Projekt Digiway an. Die Abteilung Waldschutz des Landes Tirol hat eine digitale Ausgesetztheitskarte entwickelt, die Wegabschnitte nach ihrem Absturzrisiko klassifiziert. Ampelfarben unterscheiden vier Stufen – von geringem Risiko bis zu Passagen, in denen ein Sturz schwer oder tödlich enden kann. Noch ist diese Karte des Euregioprojektes, das mit Geodaten für Wanderwege in Tirol, Südtirol und im Trentino arbeitet, ein Vorreitermodell. Über offene Schnittstellen steht sie jedoch bereits kostenfrei zur Verfügung und kann als zusätzliche Schicht in bestehende digitale Karten integriert werden. Aber auch sie ersetzt keine Entscheidungen, sondern verbessert deren Grundlage.

Digitale Hilfsmittel haben am Berg ihren Platz, davon ist auch die Psychologin Julia Frankenstein überzeugt. „Das Navigationssystem ist nicht unser Feind, es ist eine großartige Erfindung. Aber am Berg sollte es Netz und doppelter Boden sein, kein Ersatz für die Fähigkeit, eine Karte zu lesen.“ Wer eine Wanderkarte zu lesen vermag, könne aus den Informationen des Navis besser Rückschlüsse ziehen. Und sie hat eine gute Nachricht: „Die Fähigkeit zur Orientierung ist evolutionär sehr alt, sie geht so schnell nicht verloren, man kann sie trainieren.“

Aus Übung erwachse das Vertrauen, den eigenen Weg zu finden. „Wer sich im Raum verorten kann, erfährt etwas Wunderbares“, sagt Frankenstein. „Das Gefühl: Ich gehe in der Welt nicht verloren.“

er Bergwacht Kochel

Quelle für ihre Tourenplanung gaben die beiden Tiktok an.

taz: Fehlt vielen Menschen das geübte Auge fürs alpine Gelände selbst?

Krönauer: Wir kriegen in der Rettungswache Kochel Anrufe von Leuten, die in einem trockenen Bachlauf stehen, den sie als Wandersteig interpretiert haben. Der Rückweg ist nicht mehr möglich, weil es schwierig ist, im Bachgeröll die Tritte nach unten zu setzen. Oder wir holen Leute aus den Nordabbrüchen am Jochberg, der Plattenkalk dort ist schwieriges Gelände. Aber Ungeübte erkennen das nicht.

Die folgen dem roten Pfeil auf dem Display und verlieren den Weg. Und plötzlich stehen sie mit wackeligen Knien im bröseligen Gelände.

taz: Was bedeutet der Anstieg der Fallzahlen für Sie und Ihre Kameraden der Bergwacht?

Krönauer: Mehr Einsätze für den Einzelnen, mehr Unterbrechungen im Alltag.

taz: Bergwachtler zu sein ist ein Ehrenamt. Haben Sie genug Nachwuchs?

Krönauer: Ja, unsere Bergwacht hat Glück. Wir haben aktuell 20 Anwärter, darunter 12 Frauen.

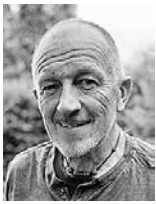


Foto: privat

Friedl Krönauer, 65 Jahre, arbeitet in einem Berufssportverband und ist ehrenamtlich Naturschutzausbilder bei der Bergwacht Kochel und im Lehrteam Naturschutz der Bergwacht Bayern.



Analoger Wegweiser: Solche Markierungen finden sich überall in den Bergen Foto: Gregor Lengler/laif

taz: Frau Jahn, was haben Sie öfter zu hören bekommen, seit sie vor drei Jahren begonnen haben, Ihre Sommer auf der Alm zu verbringen: „Boah, das möchte ich auch machen!“ Oder: „Jetzt ist sie übergeschnappt?“

Nici Jahn: „Das möchte ich auch machen.“ Das höre ich sehr oft. Wenn ich den Leuten dann aber meinen Alltag schildere, legt sich die Begeisterung sehr schnell wieder.

taz: Es ist also aus Ihrem Bekanntenkreis niemand Sennerin geworden?

Jahn: Nein, niemand. Genau genommen müsste man mich übrigens als Almerin bezeichnen. Eine Sennerin hat klassischerweise Milchkühe auf ihrer Alm und macht Käse. Ich habe hier aber nur Jungvieh.

taz: Wie bei bei allen Aussteigerträumen verbinden viele Leute mit dem Sennerinnen-dasein – Pardon, mit dem Sennerinnen- oder Almerinnendasein – sehr romantische Vorstellungen. Wie romantisch ist das Leben hier oben wirklich?

Jahn: Es gibt solche und solche Tage. Wenn es eine Woche am Stück regnet, der Berg im Nebel versinkt und du wirklich nur ein paar Meter weit siehst, wenn du dann durch den Regen läufst, in die kalte Hütte zurückkommst, erst mal einheizen musst und deine Sachen werden trotzdem nicht mehr trocken, dann hat das nichts mit Romantik zu tun. Und wenn ein Tier stirbt, genauso wenig. Dann gibt es aber auch Tage, an denen ich mit meinem Hund vor der Hütte sitze und einem traumhaften Sonnenaufgang zusehe. Das sind die romantischen Tage.

taz: Wie hat der Tag heute für Sie begonnen?

Jahn: Heute war es relativ entspannt. Ich bin erst um 5.30 Uhr aufgestanden. Sonst stehe ich meistens um 4.30 Uhr auf. Aber bei einem Wetter wie heute, wo sich die Sonne kaum sehen lässt, sind die Tiere so früh auch noch nicht aktiv. Dann gehe ich mit dem Hund meine erste Runde und schau nach ihnen. Das kann dauern. Ich habe zurzeit 43 Kalbinnen und vier Jungochsen, die sich auf 83 Hektar verteilen. Da ist man schon mal zwei bis vier Stunden unterwegs. Ich suche dann die Gruppen, achte auf die Glocken. Und wenn ich eine Gruppe entdecke, gehe ich hin und kontrolliere, ob alle da sind, ob sie gesund sind. Solche Runden mache ich mindestens zwei am Tag, eher drei.

taz: Und wie hätte Ihr Tag vor fünf Jahren ausgesehen?

Jahn: Aufgestanden bin ich damals etwa um dieselbe Zeit. Ich habe im Bergischen Land gelebt. Dann habe ich mir auch meinen Hund geschnappt und bin etwa eine Stunde mit dem Auto ins Büro nach Remscheid gefahren. Dort war ich dann etwa von 6.30 bis 17.30 Uhr, bin wieder nach Hause gefahren und hab' mich auf die Couch gelegt.

taz: Was war das für eine Arbeit?

Jahn: Mein Bruder und ich haben eine Kunststoffverarbeitungs-firma, die wir vor 15 Jahren von unseren Eltern übernommen haben, ein kleiner Familienbetrieb mit gut 20 Mitarbeitern.

taz: Es gibt ja den Trend zum Downshifting: bewusst einen Gang zurückschalten, sich aus dem Hamsterrad verabschieden, einen einfacheren, weniger materialistischen Lebensstil annehmen ...

Jahn: Einerseits trifft diese Beschreibung auf mich schon auch



„Mich zieht es nicht ins Tal“

Für Nici Jahn stand schon als Kind fest, was sie mal werden würde: Almerin. Ihr Ziel verlor sie auch in ihrer Zeit als Managerin nicht aus den Augen

Interview **Dominik Baur**
Fotos **Florian Bachmeier**

Den ganzen Sommer auf der Alm: Nici Jahn mit ihrem Hund Nepomuk

zu. Ich habe immer aus Spaß gesagt, ich schreibe mal ein Buch: „Von der Geschäftsführung in den Stall“. Bei mir war es aber trotzdem anders. Klassisch ist es ja diese plötzliche Erkenntnis, dass man kurz vor dem Burn-out steht, eine Auszeit braucht, sein Leben radikal verändern muss. Bei mir war das nicht so. Es war auch keine Selbstfindungsphase. Ich wusste schon immer, dass ich eigentlich hierher gehöre, dass das meine richtige Welt ist. Meine bisherige Arbeit war nur das Mittel zum Zweck. Ich habe sie gemacht und ich glaube, ich habe sie gut gemacht – allerdings nie mit Herz und Leidenschaft. Aber dieses Leben hier muss man sich leisten können. Ich verdiene als Almerin nicht genug, dass ich das ganze Jahr davon leben könnte. Viele machen das ja auch nur für ein paar Wochen, weil es sonst nicht finanzierbar wäre. Ich wusste aber: Wenn ich auf die Alm gehe, dann richtig! Dann will ich das für den ganzen Sommer machen. Und das dann für den Rest meines Lebens.

taz: Seit wann war Ihnen das klar?
Jahn: Für mich war das ein Kindheitstraum. Als Kind war ich schon mit den Eltern immer in den Bergen. Ich stand vor solchen Almhütten und wusste: Da gehöre ich hin. Und wenn wir nach Hause gefahren sind, habe ich erst mal drei Tage geheult und gedacht: Mir zerreißt es das Herz.

taz: Und jetzt finanzieren Sie sich im Winter Ihre Almsommer?
Jahn: Nicht nur im Winter. Wenn Sie später gegangen sind, mach' ich noch ein paar Stunden Büroarbeit.

taz: Wie bitte?
Jahn: Ich bin nach wie vor Geschäftsführerin unserer Firma. Aber ich mache jetzt nur noch Arbeiten, die man auch im Alm-Office machen kann: Buchhaltung, Steuern, Personalwesen, Löhne, Abrechnungen ... Ich habe hier glücklicherweise ein sehr starkes Mobilfunknetz, deshalb kann ich das alles am Laptop machen.

taz: Und es war tatsächlich der Berg, der rief? Nicht der allgemeine Traum von einem naturverbundeneren Leben? Schafehütten am Deich wäre nicht dasselbe gewesen?
Jahn: Nein, es sind die Berge. Ich bin mal für drei Tage nach Holland gefahren. Am ersten Tag war das noch ganz nett. Am zweiten habe ich mir gedacht: Das ist aber flach hier. Das fand ich langweilig.

taz: Wie sind Sie denn ausgerechnet hier in der Neuhütte gelandet?
Jahn: Es gibt im Internet spezielle Stellenbörsen für solche landwirtschaftlichen Jobs. Da hat mein Almbauer eine Anzeige geschaltet. Ich habe ihn angerufen und schon am Telefon gemerkt, dass das menschlich passt. Es war ihm auch völlig egal, dass ich kein Bairisch spreche.

taz: Und dann sind Sie gleich zum Vorstellungsgespräch hergekommen?
Jahn: Nein, wir waren uns beide so sicher, dass wir das schon am Telefon alles fix gemacht haben. Und unser Gefühl hat uns nicht getrogen. Ich bin jetzt den vierten Sommer hier. Und ich bin sicher, es werden noch viele werden.

taz: Wie sind Sie dann angelernt worden? Von Ihrer Vorgängerin?
Jahn: Nein, die war gar nicht da. Ich bin gleich ins kalte Was-

ser gesprungen. Als ich angekommen bin, hat mir Andreas, mein Almbauer, natürlich das ganze Gebiet gezeigt und mir alles erklärt. Anfangs war ich noch übervorsichtig. Wenn da eine Kalbin etwas schief geguckt hat, habe ich ihn gleich panisch angerufen. Er hat das aber alles mit sehr viel Geduld ertragen. So konnte ich in die Aufgabe hineinwachsen.

taz: Und das Leben auf der Alm: Entsprach es tatsächlich Ihrem Kindheitstraum?
Jahn: Absolut. Es war für mich alles total natürlich. Da gab es nichts, wo ich gedacht hätte: Verdammt, das habe ich mir jetzt aber anders vorgestellt. Es ist wirklich ein Nachhausekommen gewesen. Ich hatte ja auch keine großen Ansprüche. Mir war es egal, was das für eine Hütte ist. Solange es nicht reinregnet und ein Bett drinsteht. Und jetzt habe ich die für mich schönste Almhütte im ganzen Landkreis. Ich bin wirklich jeden Tag dankbar, hier sein zu dürfen.

taz: Wie sieht es mit Wasser, Heizung und dergleichen aus?
Jahn: Ich habe keine Quelle hier oben, deshalb auch kein frisches Trinkwasser, sondern nur Regenwasser, das ich abkochen muss. Und wenn es mal länger nicht regnet, muss der Bauer mit einem Wassertank hochkommen und die Zisterne auffüllen. In der Hütte habe ich ein Waschbecken mit fließendem, aber natürlich kaltem Wasser, im Stall ein Plumpsklo. Über eine kleine Photovoltaik-Anlage bekomme ich Strom für Laptop, Handy und Licht. Einen Kühlschrank könnte ich damit jedoch nicht betreiben. Ich habe aber einen kleinen Kellerraum, in dem es auch an heißen Tagen einigermaßen kühl bleibt. Zum Heizen und Kochen gibt es noch einen kleinen Ofen, in den allerdings nur zwei Scheite

.....
Nici Jahn

Der Mensch
Nici Jahn, 44, aufgewachsen bei Remscheid, verbringt seit 2023 ihre Sommer auf der Alm – gemeinsam mit ihrem Schweizer Sennenhund Nepomuk, 6. Auf der Alm kümmert sich die Geschäftsführerin nicht nur um rund 50 Rinder, sondern auch um ihre Firma in Nordrhein-Westfalen: An ihrem Laptop erledigt sie die ganze Büroarbeit.



Bekenntnis zum Berg

Die Alm
Die Neuhütte macht ihrem Namen keine Ehre: Erbaut wurde sie 1678, sie zählt zu den ältesten Almen der Region. Sie liegt am Seeberg, oberhalb von Bayrischzell, auf 1.232 Metern. Von Bayrischzell aus bewältigt man die 430 Höhenmeter in eineinviertel Stunden. 83 Hektar stehen dem Jungvieh hier von Juni bis September zum Grasen zur Verfügung.
.....

passen, man muss also sehr oft nachlegen.

taz: Und Sie vermissen nichts? Jahn: Eigentlich nicht. Manchmal, wenn es gegen Herbst hin sechs, sieben Tage am Stück regnet hat und ich von meiner Runde zurückkomme, hätte ich gern einfach heißes Wasser, ohne erst den Ofen anschüren zu müssen. In dem Moment träume ich dann von einer heißen Dusche. Aber auch nur in diesem Moment.

taz: Was gehört denn alles zu Ihren Aufgaben als Almerin?
Jahn: Vor allem muss ich mich natürlich um das Jungvieh kümmern. Einmal täglich muss ich jedes Tier gesehen haben. Mir genügt es aber nicht, wenn ich die Kalbinnen einmal morgens durchgezählt habe. Bis zum nächsten Tag wäre mir das zu lang, bis dahin kann ja sonst was passiert sein. Deshalb mach' ich abends noch eine Runde. Wichtig ist, dass ich auch nah an jedes Tier komme und ihren Gang beobachten kann. Dann kann ich recht schnell feststellen, wenn sich eines zum Beispiel etwas eingetreten oder eine Nagelbettentzündung hat. Auch Schulterzerrungen kommen öfter vor.

taz: Was machen Sie dann?
Jahn: Dann bringe ich das Rind in den Stall. Die meisten dieser Probleme kann man mit drei, vier Tagen Ruhe auskurieren. Wenn ich das Gefühl habe, dass das Tier große Schmerzen hat, kriegst es ein Schmerzmittel. Und wenn es etwas Dramatisches ist, rufe ich den Tierarzt ruf. Zu meinen weiteren Aufgaben gehört das sogenannte Schwenden, also das Säubern der Weiden von Disteln, Brennnesseln und anderem ungewollten Bewuchs. Die Zäune muss ich auch ständig kontrollieren und gegebenenfalls ausbessern.

taz: Die Tiere sind aber die ganze Zeit draußen. Der Stall dient also wirklich nur als Kranksstation?
Jahn: Im Prinzip ja. Vor zwei Jahren hatten wir allerdings einen sehr frühen Winter. Da war ich hier oben eine Woche lang mit den Viechern eingeschneit. Ein paar konnten wir noch rechtzeitig ins Tal bringen, aber 32 Stück mussten hier im Stall bleiben. Das war nicht ohne. Da habe ich täglich 17 bis 19 Stunden im Stall geschuftet. Zum Glück hatte ich die volle Unterstützung meines Almbauers. Das sind so Sachen, die in Erinnerung bleiben.

taz: Eine andere Gefahr für das Vieh soll ja der Wolf sein. Die Almen dienen immer wieder als Argument für den Abschuss von Wölfen, da hier ein Schutz mit Spezialzäunen nicht realistisch ist.
Jahn: Also ich bin noch keinem Wolf begegnet. Ich weiß, dass es da in der Politik eine hitzige Diskussion gibt. Für mich ist das allerdings kein Thema. Ich habe auch nicht mitbekommen, dass das unter den Almbauern intensiver diskutiert würde. Aber vielleicht müssen wir noch mal reden, wenn er mal da war.

taz: Wem gehören die Rinder auf Ihrer Alm?
Jahn: Das sind fünf verschiedene Gruppen. Eine gehört meinem Bauern. Die anderen sind Pensionstiere von unterschiedlichen Höfen aus der Region. Die meisten werden mal Milchkühe, nur eine Gruppe ist für die Mast. In der Regel kommen die Rinder zwei Sommer auf die Alm, so im Alter von anderthalb bis zweieinhalb Jahre. Im zweiten Sommer sind die Kalbinnen dann schon trüchtig.

taz: In einem klassischen bayrischen Kuhstall haben die Tiere ja Namen, keine Nummern wie in der Massentierhaltung. Kennen Sie alle Namen?
Jahn: Ich habe tatsächlich auch ein paar Tiere mit Nummern, da manche Bauern ihren Kühen erst nach dem ersten Kalb einen Namen geben. Aber die meisten haben Namen, und natürlich kenne ich alle auseinander. Etliche kannte ich sowieso vom letzten Sommer, die anderen habe ich mir am ersten Tag einmal eingeprägt, und dann wusste ich sie.

taz: Wie eng ist die Beziehung zwischen den Tieren und der Almerin?
Jahn: Ich kann nur von mir sprechen, aber ich mach' das hier wegen der Tiere. Um die geht es mir. Ich lege mich auch mal dazu, mache mit ihnen Mittagspause. Für mich ist das ganz selbstverständlich. Und die Tiere entwickeln schon auch sehr schnell einen Bezug zu mir. Sie wissen, dass ich dazugehöre, dass ich auf sie aufpasse. Viele kommen auch regelmäßig zu mir, um sich ihre Streicheleinheiten abzuholen. Da baut man schon eine enge Bindung auf. Besonders schlimm ist es natürlich, wenn man ein Tier verliert.

taz: Passiert das öfter?
Jahn: Es kommt vor. In diesem Sommer ist eins abgestürzt. Nach dem habe ich neun Stunden im strömenden Regen gesucht. Es war offenbar mit seiner Gruppe durch einen Zaun gebrochen. Die anderen fünf von der Gruppe habe ich hinterm Zaun gefunden, aber das sechste habe ich dann erst gemeinsam mit Andreas gefunden, der heraufgekommen war, um mir zu helfen. Es war in eine tiefe Schlucht gefallen und sofort tot.

taz: Nimmt Sie das sehr mit?
Jahn: Auf jeden Fall. Ich kannte die Kalbin zwar noch nicht so gut, das Unglück passierte gleich in den ersten Tagen hier oben. Aber so etwas beschäftigt mich lange. Und obwohl ich es nicht verhindern hätte können, fühle ich mich natürlich auch für die Tiere verantwortlich. Oder letztes Wochenende: Da ist eine Kalbin an Lungenentzündung gestorben. Der Tierarzt war am Abend noch da und hat sie versorgt, aber es hat nicht mehr geholfen. Ich bin eine Nacht lang bei ihr gesessen. Aber ihr Zustand wurde immer schlimmer. Am nächsten Morgen musste der Tierarzt wieder kommen und sie einschläfern. Sie hatte keinen Namen, aber ich habe sie wegen ihrer Farbe Kleiner Eisbär genannt.

taz: Wie holt sich ein Rind denn im Sommer auf der Alm eine Lungenentzündung?
Jahn: Das können wir uns auch nicht erklären. Sie wurde jetzt zur Obduktion in die Tierklinik gebracht, um das abzuklären.

taz: Wanderer lieben ja Almen. Vor allem, wenn es da was Gsches zum Essen gibt, sei es der Kaiserschmarrn auf den größeren Almen oder das Brotzeitbrett auf den kleineren. Wie schaut's hier damit aus?
Jahn: Damit kann ich leider nicht dienen. Da ich hier kein Quellwasser habe, sind die Auflagen des Gesundheitsamts sehr streng. Bei mir gibt es nicht einmal Kaffee. Alles, was ich anbieten darf, sind kalte Getränke – Schorle, Bier, Radler – und die auch nur aus der Flasche. Gläser könnte ich ja nur mit Regenwasser spülen.

taz: Sind Sie traurig, wenn der Sommer vorbei ist und Sie wieder ins Tal müssen?

„
„Wenn es eine Woche am Stück regnet und wenn du dann durch den Regen läufst, in die kalte Hütte zurückkommst, erst mal einheizen musst und deine Sachen werden trotzdem nicht mehr trocken, dann hat das nichts mit Romantik zu tun“

Jahn: Das ist tatsächlich so. Mein Bauer hat mal gesagt, mich müsse man im Herbst von der Alm runterzerren. Mich zieht es nicht ins Tal. Ich habe hier ein Quad, was sehr praktisch ist, um ab und zu nötige Einkäufe zu erledigen. Aber ich würde nicht runterfahren, um mal einen Kaffee zu trinken oder ein Eis zu essen. Neulich war unten in Bayrischzell die große 950-Jahr-Feier. Aber ich wäre nie auf die Idee gekommen, dort hinzugehen.

taz: Fallen Sie dann erst mal in ein Loch, wenn Sie wieder daheim sind?
Jahn: Diesen Herbst wird der Kulturschock nicht so groß sein. Anfang des Jahres bin ich nämlich nach Geitau, ein winziges Dorf am Fuß des Berges, gezogen. Dort habe ich mich in einem Bauernhof eingemietet, helfe auch beim Melken und der Stallarbeit. Und dann werde ich auch im Winter die Büroarbeit aus der Ferne machen. Die Umstellung ist also nicht mehr ganz so schlimm.

taz: Ende September wird das Vieh dann wieder ins Tal getrieben. Ein paar Kilometer von hier ist man schon in Landl in Tirol, da ist das jedes Jahr ein großes Spektakel – für Einheimische wie für Touristen. Bei Ihnen geht es ruhiger zu?
Jahn: Ja. Bei uns gibt es auch kein fixes Datum für den Almabtrieb. Ich merke, wenn die Tiere unruhig werden und runterwollen, weil es hier nicht mehr genug nährstoffreiches Gras gibt. Und dann vereinbaren wir für ein paar Tage später einen Termin. Da kommen dann von jedem der beteiligten Höfe ein, zwei Leute, und wir treiben die Kühe geschlossen ins Tal. Unten machen wir dann noch bei einem Bauern Brotzeit und sprechen über den Sommer.

taz: Aber die Rinder sind schon rausgeputzt und tragen den klassischen handgemachten Kopfschmuck aus Blumen?
Jahn: Ich würde sie ja gerne schmücken. Ich habe auch schon bei anderen Almen mitgeholfen, den Schmuck zu machen, wüsste also, wie es geht. Aber traditionell darf man die Tiere nicht schmücken, wenn man im Sommer ein Tier verloren hat. Vielleicht im nächsten Jahr.



Ist China Schuld an der deutschen Wirtschaftskrise?

Jede Woche gehen tausende Industriejobs verloren. Das liegt auch an Chinas aggressiver Exportpolitik. Andere Probleme sind hausgemacht. Ist die De-industrialisierung Deutschlands noch zu verhindern? Darüber diskutiert **Stefan Reinecke** mit **Anja Krüger, Eric Bonse** und **Felix Lee**.

Hier hören: taz.de/bundestalk



Und endlich: das Meer

Gut, immer nur in die Berge muss dann vielleicht nicht sein. Reicht irgendwann. Nicht nur rauf. Sondern auch mal runter soll es doch gehen. Im Süden sind die Alpen, im Norden lockt das Meer. Bitte sehr, so viel Ruhe hier in Usedom, der Himmel so hoch, so weit der Blick, war da nicht ein Rufen? So viel Wasser ... ganz sehnsüchtig möchte man werden. Sebastian Wells & Johanna-Maria Fritz/Ostkreuz

großbraumdisco

Nackt vom Blatt: Wenn klassische Musik die Schutzschilde fahren lässt

Im Berliner KitKatClub treten die Musiker*innen des Naked String Quartet ohne Kleider auf und ohne vorher zu proben. Das macht etwas mit der Musik

Auf der Wasseroberfläche des azurblauen Swimmingpools tanzen verschwommene Lichtpunkte einer Discokugel, aufblasbare Flamingos aus Gummi drehen sich träge um die eigene Achse wie betrunkenen Ballerinas. Am Beckenrand haben sich vier Musiker*innen aufgebaut – nackt. Nur vereinzelt sind Tattoos, Bauchkettchen und Bodyglitter zu sehen, an der Hüfte der Cellist*in glitzert ein kleines Einhorn aus Strasssteinchen. Das Markenversprechen des Naked String Quartets, das jeden Samstagabend als Auftakt zur Carneball Bizarre-Party im KitKatClub spielt, ist ebenso einfach wie konsequent: Musiziert

Der heilige Ernst unter den Zuhörenden in ihren kinky Outfits ist schon fast rührend

wird ohne Klamotten und ohne Probe. Klassische Musik unverfälscht und unbekleidet. Nach und nach tropfelt das Feiervolk hinein, kostümiert für eine Nacht frivoler Ausschweifungen: Lack und Leder, kreativ beklebte oder frei hüpfende Brüste, glamouröse Abendroben. Dem Streichquartett nähern sich die schillernden Nachtfalter eher schüchtern. Unsicher drücken sie sich an der Bar herum und werfen scheue Blicke hinüber. Doch mit der Zeit zieht es immer mehr Menschen in Richtung Pool, hin zu

den hypnotischen Klängen von Philip Glass: Immer dichter werdende, vorwärtstreibende Arpeggien – Musik wie ein traumwandlerischer Vogelflug. Einige liegen mit geschlossenen Augen auf den roten Lederbänken. Durch das offene Dach sieht man die Abendwolken vorbeiziehen, aus der hinteren Raumecke lächelt eine menschengroße Buddha-Statue weltvergessen in die Party-Crowd. Eine bizarre, seltsam romantische Szenerie. Ein Mann mittleren Alters in Lederharnisch und Reitstiefeln lehnt etwas verloren an der Säule eines Torbogens, über dem „Zum Wahren, Schönen und Guten“ zu lesen ist. Er wollte wohl zu der Fetisch-Party im Kellergewölbe, die aus technischen Gründen abgesagt wurde. Jetzt starrt er mit glasierten Augen in Richtung Streichquartett, die Gerte in seiner Hand hängt schlaff herunter wie eine welke Blume. Nach und nach wecken spritzige Melodien von Joseph Haydn die Menge aus ihrer Trance, es wird artig applaudiert. Die nackten Musiker*innen summen einander indes halblaut das Tempo vor, wippen mit den Knien, stampfen mit den Füßen und brechen in befreites Lachen aus, wenn eine besonders schwierige Passage gelingt. Gerade weil hier alle vom Blatt spielen, liegt eine Spannung in der Luft wie bei einem Fußballspiel. Und das Publikum ist hautnah dabei. „You are witnessing classical music in real time!“, ruft Naked-String-Gründerin und Bratschistin Shasta Ellenbogen

gut gelaunt ins Publikum und stellt die Instrumentalist*innen vor, die pikante Künstlernamen wie „Richard Wanker“, „Philip Ass“ und „Ludwig van Gay-Hoven“ tragen. Erotisches Knistern ist nicht wirklich zu spüren. Im Gegenteil: Der heilige Ernst unter den Zuhörenden in ihren kinky Outfits ist schon fast rührend. Ein bisschen wie Kinder, denen ein besonders spannendes Märchen vorgelesen wird, sitzen sie ehrfürchtig da. An diesem Ort, der die lustvolle Grenzverschiebung zelebriert, schafft die aus ihrem gewohnten sozialen Rahmen gefallene Musik eine ganz andere Form der Entgrenzung: Verletzlichkeit. Jetzt schallen Fortissimo-Akkorde im zackigen Unisono durch den Raum. Der Himmel ist fast schwarz, die nackte Haut der Musikerinnen leuchtet bläulich im Bühnenlicht, der Holzboden wird von Schuberts „Tod und das Mädchen“ sanft zum Vibrieren gebracht. Immer wieder bäumt sich die Musik mit febriger Energie auf, nur um im nächsten Moment in lyrische Zerbrechlichkeit zurückzusinken. Inmitten der schwitzenden, atmenden Körper entfaltet dieses düstere Stück über Verfall und Vergänglichkeit eine fast beklemmende Intimität. Vielleicht liegt es daran, dass hier niemand mehr seine gewohnte Rolle spielen kann und nicht nur die Körper, sondern auch die Musik ein Stück weit schutzlos geworden sind. Das macht Schuberts Streichquartett vielleicht nicht sexyer. Aber menschlicher. AnnaSchors



Der KitKatClub ist ein Techno-Club in Berlin, der für seine sexuelle Freizügigkeit und entsprechend strenge Dresscodes bekannt ist. Er liegt in Mitte nahe der Grenze zu Kreuzberg.

ortsgespräch

Schon wieder verirrt sich ein Buckelwal in die Ostsee, aber (fast) keiner schaut hin

Hartwin. So soll der Buckelwal heißen, der vergangene Woche im Wismarer Hafen und zwei Tage später bei Wustrow gesichtet wurde. Als er den Namen bekam, hatte er schon verloren. Oder gewonnen, je nach Perspektive. Jedenfalls kräht keine Möwe nach ihm, obwohl ihn dasselbe „Schicksal ereilen“ könnte wie „Timmy Hope“, wie die *Bild* raunt. Die Berichterstattung über diesen in der Wismarer Bucht gestrandeten Buckelwal hatte die Schlagzeilen im April beherrscht. Was sie mit „Schicksal“ meint, lässt die *Bild*-Zeitung offen. Dass Timmy von selbsternannten Retter:innen mit schwerem Gerät drangsaliert und am Ende todkrank in den Skagerrak geschleppt wurde, wo er vermutlich ertrunken ist? Oder das, worauf alles Leben hinausläuft: den Tod? Möglicherweise hat sich diese bittere Wahrheit bis in die Redaktion der *Bild*-Zeitung herum gesprochen, denn sie berichtet wie alle Medien auffällig zurückhaltend. Kein Reporter fährt dem Wal im Motorboot hinterher, Updates gibt es nur alle paar Tage oder Wochen, wenn er in Küstennähe aufgetaucht ist. Zum ersten Mal Anfang Juli in der Flensburger Förde, dann drehte er ein paar Runden durch dänische Gewässer und ist seit Mitte Juli überwiegend in deutschem Hoheitsgebiet unterwegs.

Wo ist Walfreund Till Backhaus? Anders als für Timmy gibt es über Hartwin keinen Live-Blog, auch bei der *Rheinischen Post* nicht, die ihre Leser:innen sogar noch Wochen nach dem Fund von Timmys Kadaver vor der dänischen Küste weiter mit Informationen über ihn versorgte. Demonstrationen für Hartwins Rettung bleiben aus, obwohl Medien ihm Orientierungsverlust und „besorgniserregende Verletzungen“ attestieren. Nimmt man die Aufregung um Timmy zum Maßstab, müssten besorgte Bürger:innen längst Suchtrupps fordern, allen voran Meck-

lenburg-Vorpommerns Umweltminister Till Backhaus. Was ist da los? Gab es einen Lerneffekt und Wale dürfen hierzulande in Zukunft in Ruhe sterben, so wie in Dänemark? Verursacht ein sterbender Wal nur emotionalen Stress, wenn Menschen ihm dabei zugucken müssen? So wie Timmy, der sich immer wieder nahe am Ufer im seichten Wasser ablegte, während Hartwin mobil ist. **Herzloser Name: „Hartwin“** Oder liegt es am Namen? Den soll Stranded No More verbreitet haben, eine nach eigener Darstellung „anonyme Watchdog-Gruppe von Strandungsfachleuten“, die sich offenbar im Rahmen der „Rettung“ von Timmy gegründet hat. Auf der Website gibt es weder Informationen über die fachliche Expertise noch Impressum oder eine Gründungsgeschichte. Auf Anfrage der taz reagiert die Gruppe nicht. Nach Angaben des *Berliner Kuriers* geht der Name des Wals auf seine geschädigte Rückenhaut zurück. Eine Stelle erinnere an die Form eines Herzens („Heart“). Wie herzlos! Wer soll denn Mitgefühl für einen Hartwin entwickeln?! „Harty“ wäre das Minimum an Verniedlichung gewesen und einigermaßen genderneutral, denn Timmy stellte sich nach seinem, also ihrem Tod als Weibchen heraus. Die Wal-Watchdogs sind folgerichtig die Einzigen, die „die fortgesetzte Vernachlässigung Hartwins“ beklagen und einen „Aktionsplan“ fordern. Der beinhaltet die Entnahme von Proben aus Hartwins Atemluftfontäne und den Beschuss des Wals mit Medikamentenpfeilen, um ihn dann mit unter Wasser abgespielten Walgesängen ins offene Meer zu locken, begleitet von einer Bootsflotte. Es ist nur leider nicht so lustig, wie es klingt. Denn der Hass, den Menschen über andere ausgekippt haben, weil sie sie bezichtigten, Timmy zu schaden, der schwelt weiter. Eiken Bruhn



taz  **shop**

Wurfspiel Flup. Wegwerfen mal anders: Aus aussortierten Stoffen wie Bettwäsche werden Tücher, mit deren Hilfe zwei Spieler*innen ein Säckchen durch die Luft fliegen lassen und wieder auffangen können. Einfach, nachhaltig und dynamisch – und sowohl für den Garten als auch das Wohnzimmer geeignet. Die Textilien werden sorgfältig gereinigt, zugeschnitten, genäht und anschließend mit Naturfarben gefärbt. Dadurch ist jedes Exemplar ein Unikat. Das Säckchen ist mit Kork und Hirse gefüllt. Handgemacht in Deutschland. Von TicToys. Ab 4 Jahren. Inhalt: 2 Wurftücher mit Griffen aus Buchenholz, 1 Wurfsäckchen + Anleitung. Maße: Griff L 50 cm; Wurfsäckchen B 9 × H 9 × T 9 cm, Gewicht 80 g. **39,00 €**

10 % Rabatt für taz-Unterstützer:innen*

*Ausgenommen sind Druckerzeugnisse, Wein, Gutscheine und einige Soli-Artikel sowie bereits reduzierte Waren.
taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin | Telefon (030) 25 90 21 38 | tazshop@taz.de | taz.de/shop



Das Abstimmungsergebnis der grünen Basis zur Palantir-Software war ganz eindeutig (Symbolbild). Foto: Jens Volle

Eine teure Episode

Politik

Von Florian Kaufmann

Die grüne Basis im Südwesten stimmt gegen Palantir, die grün geführte Landesregierung hält dennoch am Vertrag fest. Derweil verzögert sich der Einsatz der Analysesoftware aus technischen Gründen. Und wird deutlich teurer.

„Stoppt Palantir, sofort!“, fordern knapp 92 Prozent der baden-württembergischen Grünen-Mitglieder, die an einer entsprechenden Urabstimmung teilnahmen. Die Beteiligung lag bei fast 40 Prozent. Auslöser war der im letzten Jahr von Staatssekretär Thomas Blenke (CDU) unterzeichnete Vertrag mit Palantir, dessen Software Gotham bei der Landespolizei eingesetzt werden soll. Nach der Abstimmung interpretierte die grüne Parteiführung das Ergebnis – anders als die Initiator:innen – als Zustimmung zum Regierungskurs: Nicht unverzüglich, sondern „schnellstmöglich, spätestens aber bis 2030“ wolle sie auf eine europäische Lösung umsteigen. Das aber war nicht Inhalt der Urabstimmung. Der lautete: „Stoppt Palantir, sofort“.

Nur wenige Tage vor dem Votum der Partebasis hatte die grüne Landtagsfraktion einen SPD-Antrag abgelehnt, der den sofortigen Stopp der Einführung verlangte. Der Vertrag über die Analyseplattform Gotham hat ein Volumen von rund 25 Millionen Euro und läuft fünf Jahre. Eine Ausschreibung gab es nicht. Das Land bestellte die Leistungen über einen bayerischen Rahmenvertrag.

Der Mannheimer SPD-Landtagsabgeordnete Boris Weirauch sprach von einer „Nacht- und Nebel-Aktion“: ohne offene Ausschreibung, ohne außerordentliches Kündigungsrecht und noch vor der gesetzlichen Grundlage für den Einsatz. Auch der Grünen-Abgeordnete Pascal

Haggenmüller ging verbal auf Distanz: „Wir wollen diesen Anbieter eigentlich nicht haben.“ Die Palantir-Software sei nur eine „Brückentechnologie“, die 2030 nicht weiter genutzt werden soll.

Als Sofortlösung gekauft, bis heute nicht einsatzbereit

Das Innenministerium hält die umstrittene Software dennoch für nötig. Die Polizei müsse Informationen aus unterschiedlichen Datenbanken schneller zusammenführen können. Der Staatssekretär im Innenministerium, Reiner Moser, sagte: „Die Polizei muss wissen, was sie weiß.“ Mit dieser verfahrensübergreifenden Recherche- und Analyseplattform (VeRA) sollen gespeicherte Polizeidaten durchsucht und Beziehungen zwischen Personen, Telefonnummern, Fahrzeugen, Orten und Ereignissen sichtbar gemacht werden. Das Land versichert, die Daten blieben in der polizeilichen Infrastruktur und Palantir habe keinen eigenständigen Zugriff auf die Plattform.

Ein Kernargument für Gotham von Palantir war die schnelle Verfügbarkeit. Doch aus dem angekündigten Start im zweiten Quartal 2026 wurde nichts. Noch Mitte Juli nannte das Innenministerium gegenüber anderen Medien Ende 2026 als neues Ziel. Auf Anfrage von Kontext legt es sich darauf nun nicht mehr fest: Die

Software befinde sich weiter in der Systemintegration und werde erst eingesetzt, wenn diese abgeschlossen sei. Die physische Verbindung zur hessischen IT-Infrastruktur sei inzwischen hergestellt. Moser räumte ein: „Diese Software ist noch nicht vollständig implementiert.“ Leitungsanbindung, Verschlüsselung und die Abstimmung mit den beteiligten Stellen hätten länger gedauert als erwartet.

Die oft genannten 25 Millionen Euro sind nicht die Gesamtkosten von VeRA, sondern entsprechen allein den Lizenzkosten, fünf Millionen pro Jahr bis 2030. Das Land hat zusätzlich Mittel für Personal und Sachmittel eingeplant, insgesamt kostet die Palantir-Software damit jedes Jahr die baden-württembergische Staatskasse rund 9,25 Millionen Euro. In der mittelfristigen Finanzplanung wurde dieser Betrag bis 2029 fortgeschrieben. Über fünf Jahre entspricht das 46,25 Millionen Euro – fast doppelt so viel wie die bislang genannte Summe. Genauer beziffern kann das Innenministerium die Gesamtkosten noch nicht. Die Einführung sei noch nicht abgeschlossen, deshalb lasse sich die endgültige Rechnung nicht vorhersagen.

Durch die Verzögerung seien bislang „keine außerplanmäßigen Kosten“ entstanden, erklärt das Ministerium. Der Vertrag läuft allerdings seit März 2025, während die Software noch nicht produktiv genutzt wird. Je später der Start, desto kürzer die Zeit, in der Baden-Württemberg Gotham tatsächlich einsetzen kann. Für den Herbst 2025 waren bereits erste Zahlungen angekündigt. Wie viel Geld bislang geflossen ist, beantwortet das Ministerium weiterhin nicht.

Auch die Anzahl der beschafften Lizenzen bleibt geheim. Sie sei Bestandteil des Vertrags, heißt es. Die Lizenzen ermöglichten eine „uneingeschränkte Aufgabenwahrnehmung“. Wie viele Polizist:innen damit arbeiten können, sagt das Ministerium nicht.

Andere Länder mit ähnlichen Erfahrungen

Auch in anderen Bundesländern, in denen Palantir genutzt wird, wurde es teurer als angekündigt und war später einsatzbereit als ge-

plant. In Nordrhein-Westfalen war das Projekt zunächst mit 14 Millionen Euro veranschlagt. Später bezifferte das Innenministerium die Kosten auf 39 Millionen Euro: 22 Millionen für Lizenzen, 2,4 Millionen für Hardware und 13 Millionen für Leistungen weiterer Unternehmen. Statt 2020 konnte die Software erst im Mai 2022 genutzt werden. Millionenbeträge flossen schon vorher. Innenminister Herbert Reul (CDU) fasste die Fehleinschätzung später so zusammen: „Palantir ist nicht teurer geworden, sondern wir haben falsch eingeschätzt.“

Auch Bayern brauchte Jahre bis zum regulären Einsatz. Den Zuschlag erhielt Palantir im März 2022. Die Staatsregierung setzte die Kosten mit 25 Millionen für fünf Jahre an. Genutzt wurde das Programm erst ab April 2025. Schon für den Zeitraum bis Anfang 2026 bezifferte die bayerische Regierung die Ausgaben auf mehr als die ursprünglich taxierten 25 Millionen Euro.

Hessen zeigt wiederum, wie wenig der nominelle Lizenzpreis über die wirklichen Kosten sagt: Die erste Lizenz kostete einen Cent, die Schulung von 150 Beschäftigten dagegen 600.000 Euro. Nicht die Kosten für die Softwarelizenzen treibt bei einem solch aufwendigen Projekt die Kosten in die Höhe, sondern vor allem die Anbindung der Datenbanken, Hardware, Rechenzentren, externe Beratung, Schulungen und Personal – erst recht im Fall von Verzögerungen.

Nachfolger wird schon gesucht

Noch bevor in Baden-Württemberg die erste Palantir-Analyse läuft, wird bereits Ersatz gesucht. Das Innenministerium sprach dabei häufig von einer geplanten Kooperation von Airbus Defence und Schwarz Digits. Inzwischen dürfte die Landesregierung vor allem auf P20 setzen, die gemeinsame IT-Architektur von Bund und Ländern, die derzeit entwickelt wird. Was dort am Ende zum Einsatz kommt, ist allerdings offen. Die Bundesregierung spricht von einem Baukastensystem aus vorhandener Software, Eigenentwicklungen und zugekauften Produkten.

Einer dieser Bausteine könnte der französische Anbieter Chapvision sein. Das Bundesamt für Verfassungsschutz hat dessen Analyseplattform Argon nach Recherchen von WDR, NDR und „Süddeutscher Zeitung“ bereits gekauft und getestet. Schon 2028 könnte sie dort zum Einsatz kommen. Der französische Inlandsgeheimdienst hat bereits beschlossen, Palantir schrittweise durch die Software von Chapvision zu ersetzen.

Auch andernorts gilt Palantir längst nicht mehr als alternativlos. Nordrhein-Westfalen schreibt das Nachfolgesystem europaweit aus. Die Bundeswehr schloss Palantir für ihre nationale Daten- und KI-Cloud aus, weil sie keine Beschäftigten des Herstellers an ihren Datenbestand lassen will. Die Anforderungen von Militär, Nachrichtendiensten und Polizei sind unterschiedlich. Doch die Behauptung, komplexe Datenanalyse sei grundsätzlich nur mit Palantir möglich, lässt sich kaum noch halten.

Sollte Baden-Württemberg 2030 oder schon zuvor auf ein anderes System wechseln, könnte die Palantir-Episode vor allem kurz und teuer werden. Erst zahlt das Land für die verspätete Einführung, dann womöglich schon für den Wechsel. Der Vertrag läuft bis 2030, die Software noch nicht. Bezahlt wird trotzdem.

Pullfaktoren abbauen

Editorial

Von unserer Redaktion

Diese Hitze, unaushaltbar. In Villingen-Schwenningen brannte vergangene Woche sogar ein Waldstück. Dabei haben wir es im Südwesten Deutschlands noch gut, verglichen mit südeuropäischen Ländern, wo in den vergangenen Tagen ganze Landstriche dem Feuer zum Opfer fielen. Der Rauch war über Hunderte Kilometer bis nach Südbaden zu riechen.

Bei solchen Temperaturen ist es wichtig, sich die Hitze vom Leib zu halten. Dazu muss man nicht 180 Meter in die Tiefe fahren wie unser Autor Martin Mezger im Bergwerk Bad Friedrichshall. Auch wenn es da angenehme 18 Grad hat. Nein, es hilft schon, die Wohnung abzudunkeln oder, so empfiehlt es der DRK-Kreisverband Ravensburg, die Fenster mit Rettungsde-

cken zu isolieren. Oder man taucht gleich ein ins kühle Nass. Nur: Schwimmbäder sind freiwillige Leistungen der Kommunen, und die sparen in schwierigen Haushaltszeiten genau dort. Unser Autor Mark Schwarz hat die Stuttgarter Bäder-Lage unter die Lupe genommen (nur online).

Dass Bäder schließen, teurer werden oder kürzer offen haben, ist aber vielleicht ganz gut. Schließlich sei Deutschland und Europa im Allgemeinen viel zu attraktiv, meint die FAZ, nachdem vergangene Woche Zehntausende Menschen aus Marokko in die spanische Exklave Ceuta eingereist sind. „Europas Anziehungskraft ist immer noch zu hoch“, resümiert das Frankfurter Blatt. Deshalb müsse diese „Anziehungskraft“ grundlegend verringert werden, „vom Sozialstaat bis zum Asylrecht selbst“. Die „Bild“ spricht

gar von einer „Invasion der Flüchtlinge“ und malt aus, wie die Stuttgart erreicht. Dass die meisten Marokkaner:innen nach kurzer Zeit Ceuta wieder verlassen haben – egal. Aber wie soll das in Zukunft werden? „Schon die aktuelle Festung Europa hat ziemlich viel Dystopisches“, schreibt Kontext-Chefredakteurin Anna Hunger (nur online). Auf eine Idee, wie man menschenfreundlich mit Migration umgehen könnte, kam in der EU noch niemand.

Ganz im Sinne der FAZ gibt Deutschland alles, um unattraktiver zu werden. Der ohnehin unbeliebte Regierungschef Friedrich Merz machte sich mit seiner Kabinettsneubesetzung noch unbeliebter, vor allem in der eigenen Partei. Der neue Verkehrsminister Steffen Bilger wurde dabei nicht nur vom Kanzler, sondern auch von

Medien als Experte im Ressort vorgestellt: Immerhin war er in diesem Haus bereits Staatssekretär. In dieser Funktion hatte der in Backnang aufgewachsene CDUler unter anderem die „Ausländer-Maut“ seines Vor-Vor-Vorgängers Andreas Scheuer (CSU) verteidigt oder der Deutschen Umwelthilfe (DUH) die Gemeinnützigkeit entziehen wollen. Attraktiver dürfte die Verkehrspolitik kaum werden.

Auch die deutsche Wirtschaftslage wird mehr und mehr ungemütlich. Das trifft nicht nur die Beschäftigten großer Konzerne wie Mercedes, Bosch und Porsche, sondern auch die der „Hidden Champions“ wie beim Esslinger Maschinenbauer Festo. Die „Festo-Familie“ – so nennt die Firma ihre Angestellten gerne – soll um 1.300 Mitglieder schrumpfen. Derzeit läuft ein „Freiwilligenprogramm“,

bei dem Beschäftigten Aufhebungsverträge vorgelegt werden. Mit Freiwilligkeit hat das allerdings nicht viel zu tun, erzählten Betroffene Kontext-Redakteurin Gesa von Leesen.

Abbau des Sozialstaats, schlechte Infrastruktur, Wirtschaftslaute – die Stimmung hierzulande ist bei vielen eh schon im Keller, soll Deutschland sich wirklich noch unattraktiver machen? Profitieren würde davon wahrscheinlich die rechtsextreme AfD, die in wenigen Wochen nach aktuellen Umfragen in Sachsen-Anhalt und Mecklenburg-Vorpommern die Landtagswahlen gewinnen wird. Eine absolute Mehrheit der Sitze für die AfD im Landtag von Sachsen-Anhalt ist nicht auszuschließen. Dabei ist die Partei schon als Oppositionsführerin in Baden-Württemberg kaum zu ertragen, schreibt unsere Autorin Henkel-Waidhofer.

Doch kein Paradies

Wirtschaft

Von Gesa von Leesen

Der Maschinenbauer Festo in Esslingen legt im Rahmen seines Sparprogramms Beschäftigten derzeit Aufhebungsverträge vor. Dabei werde Druck ausgeübt, von Freiwilligkeit könne keine Rede sein, berichten Betroffene. Sie sind verbittert, denn bislang haben sie ihre Firma geradezu verehrt.



Beim Maschinenbauer Festo in Esslingen wird es noch viele leere Stühle geben. Die Firma will 1.500 Jobs streichen. Fotos: Jens Volle

An einem Dienstagmorgen ging bei Mirko Breger die E-Mail ein: Er habe am nächsten Tag ein Personalgespräch. Seit mehr als 30 Jahren arbeitet er bei Festo in Esslingen, war immer stolz, Teil der „Festo-Familie“ zu sein. Nun musste er sich von Kollegen aus der Personalabteilung sagen lassen, dass mit ihm im Unternehmen nicht mehr geplant werde, er in der künftigen Struktur nicht mehr vorkomme. Breger, der anders heißt, aber befürchtet, Ärger zu bekommen, wenn er mit der Presse spricht, war geschockt. Ihm sei bei dem Termin der Aufhebungsvertrag vorgelegt worden, er werde sofort 14 Tage freigestellt, solle sich beim Arbeitsamt und der Rentenversicherung melden und falls er persönliche Probleme habe, sei hier auf diesem DIN-A4-Zettel die Telefonnummer einer Sozialberatung. Danke schön, auf Wiedersehen.

„Das ist nicht Festo-like“, sagt Breger. Die Abfindung, die er bekäme, falls er unterschreibt, ist zwar niedrig sechsstellig, aber auch ihm ist klar, dass die Summe nicht lange reicht. Und mit Mitte 50 in der derzeitigen wirtschaftlichen Lage noch einen Job zu bekommen, dürfte schwierig werden.

Ähnlich ergeht es derzeit vielen bei Festo. Der Maschinenbaukonzern, der im vergangenen Jahr seinen hundertsten Geburtstag feierte, gehört der Gründerfamilie Stoll. Bekannt wurde die Esslinger Firma durch ihre Ventile und Ventilinsele, heute arbeiten für sie weltweit 20.600 Frauen und Männer. Laut Konzernbilanz von 2024 ist die Lage gut, der Umsatz belief sich auf 3,4 Milliarden, der Gewinn auf 366 Millionen Euro. Für 2025 hat Festo bislang nur den Umsatz veröffentlicht: 3,33 Milliarden Euro. Klingt stabil.

Doch im Mai dieses Jahres gab Vorstandschef Thomas Böck bekannt, man werde von den 8.200 Arbeitsplätzen in Deutschland 1.300 streichen. Der Diplomingenieur ist seit Anfang 2024 bei Festo, zuvor war er in der Landmaschinenbranche tätig. Böck bezeichnet das Programm – jährlich sollen 200 Millionen Euro eingespart werden – als Transformation. Die sei laut Pressestelle „notwendig, um die langfristige Wettbewerbsfähigkeit von Festo als unabhängiges Familienunternehmen zu sichern und neue Wachstumsdynamik zu erschließen“.

Neuer Ansprechpartner: Arbeitsamt

Auf die Kontext-Anfrage, wie viele Jobs in Esslingen wegfallen sollen und welche Bereiche besonders betroffen sind, antwortet die Festo-Pressestelle nicht konkret, sondern erklärt unbestimmt: „Wir beschäftigen derzeit 4.700 Mitarbeitende im Kreis Esslingen. Der Stellenabbau betrifft alle Bereiche des Unternehmens.“ Die nicht allzu kühne Interpretation: Der Stammsitz Esslingen wird besonders bluten müssen.

Start des Stellenabbaus ist das aktuell laufende „Freiwilligenprogramm“, für das der Konzernbetriebsrat von Festo eine Betriebsver-

einbarung mit der Firmenleitung abgeschlossen hat. Diese gilt bis Mitte August und regelt unter anderem eine Rentenbrücke und die Abfindung, die mit dem Faktor 1,2 berechnet wird, pro Beschäftigungsjahr gibt es also 1,2 Monatsgehälter. Das ist im Vergleich nicht schlecht – aber die Abfindung ist gedeckelt, was besonders langjährig Beschäftigte wie Breger benachteiligt. Auch so kann die Firma sparen.

In Bregers Vertrag, der ihm an jenem Mittwoch vorgelegt wurde, heißt es, der Mitarbeiter werde „ab sofort bis zu dem in §1 genannten Beendigungszeitpunkt unwiderruflich freigestellt“. Gehalt werde gezahlt bis Ende März 2027, mit der letzten Abrechnung komme die Abfindung. In Bregers Kopf drehen sich die Gedanken seitdem. Warum ich? Was bleibt von der Abfindung nach Steuern übrig? Wo finde ich noch einen Job? Soll ich Rentenpunkte kaufen? Ist es klug, jetzt zu unterschreiben?

„Auf jeden Fall muss das gut überlegt sein“, sagt Max Czopf, Bevollmächtigter der IG Metall Esslingen. Wer nicht nahe an der Rente ist, dem rate er eher ab. Gewerkschaftsmit-

und Betriebsräten vorlegt, findet Czopf unsäglich. Marcel Diaw, Vorsitzender des Konzernbetriebsrats (KBR), verweist derzeit auf die „doppelte Freiwilligkeit“, die vereinbart sei. Arbeitgeber und Arbeitnehmer:in müssen zustimmen, damit der Aufhebungsvertrag wirksam wird.

Wie es weitergeht, weiß auch der Betriebsrat nicht

Nun sind solche Freiwilligenprogramme vor allem in Konzernen nicht besonders ungewöhnlich, bekannt sind sie auch von Mercedes. Zuletzt konnten Beschäftigte dort inklusive Turboprämie, wenn sie sich also schnell entscheiden, bis zu 500.000 Euro bekommen. Laut „Handelsblatt“ haben etwa 5.500 Beschäftigte das Unternehmen bis April 2026 verlassen. Im Gegenzug hat der Mercedes-Betriebsrat ausgehandelt, dass die Beschäftigungssicherung bis Ende 2034 verlängert wird.

Wenn Unternehmen viele Jobs streichen wollen, stellt der Betriebsrat in der Regel fest,



Hohe Abfindungen sind nicht alles, warnt Max Czopf von der IG Metall Esslingen.

glieder können sich bei der IG Metall beraten lassen. „Wir haben schon kollektiv Betroffenen erklärt, was zu beachten ist, und wer noch individuelle Fragen hat, kann einen Extratermin mit unserem Rechtsschutz ausmachen“, sagt Czopf. „Manche Kolleg:innen kommen und haben wegen der Abfindung ein ganz gutes Gefühl. Wenn wir ihnen vorrechnen, was übrigbleibt, sind sie deutlich schlechter drauf. Das ist wirklich bitter zu erleben.“ Schließlich werden Steuern auf die Abfindung fällig, und die ersten drei Monate bekommen sie in der Regel kein Arbeitslosengeld, weil sie ja „freiwillig“ aus einem unbefristeten Arbeitsverhältnis aussteigen.

Dass Festo solche Aufhebungsverträge auch Schwerbehinderten, Alleinerziehenden

dass es sich somit um eine Betriebsänderung handelt und fordert die Arbeitgeberseite zu einem Interessenausgleich auf, anschließend wird ein Sozialplan verhandelt. In dem werden Kriterien festgelegt wie Sozialauswahl – also die Berücksichtigung von Faktoren wie Alter, Dauer der Betriebszugehörigkeit, Unterhaltspflichten für Kinder oder Schwerbehinderung – und auch die Höhe der Abfindungen. Zudem kann ein Betriebsrat mit Interessenausgleichs- und Sozialplanverhandlungen den Stellenabbau hinauszögern und eventuell Abfindungen in die Höhe treiben. Ein solches Verfahren ist dann transparent, zumal das Management seine Abbaupläne begründen muss, also eine Strategie vorlegt. Jedenfalls wenn's gut läuft.

Die Strategie bei Festo ist bislang offenbar geheim. Auch KBR-Chef Diaw weiß nicht, wie und mit wie vielen Mitarbeitenden sich der Konzern künftig aufstellen will. Wo sollen denn die 1.300 Jobs gestrichen werden? Wie stark trifft es Esslingen, wie stark das Saarland, wo der 47-jährige Diaw im Werk in Rohrbach arbeitet? „Das wissen wir nicht“, sagt der KBR-Chef, aber er könne sich vorstellen, welches Abbaupotenzial in den zwei Bundesländern stecke. Genauer will er nicht werden. Mitte August werde die Geschäftsleitung die neue Organisationsstruktur vorstellen. Dann werde man sehen. „Wir halten die Stellenabbaupläne für maßlos überzogen“, betont Diaw. Doch verhindern könne man sie nicht. Als Arbeitnehmervertretung sei für ihn das wichtigste, betriebsbedingte Kündigungen zu vermeiden.

Enttäuscht von der Gründerfamilie Stoll

Im Unternehmen wird vom Sparkonzept unter dem Stichwort „shape to grow“ (etwa: gestalten, um zu wachsen) gesprochen. Aber mit wem wolle man wachsen?, fragt sich Gabriele König (Name ebenfalls geändert). Auch sie hat einen Aufhebungsvertrag vorgelegt bekommen, auch sie arbeitet seit über 30 Jahren für den Automatisierungsspezialisten. „Ich war im Laufe der Jahre in verschiedenen Abteilungen“, sagt sie, ihre Arbeit habe sie gerne gemacht – weil Festo einfach ein gutes und soziales Unternehmen gewesen sei. Als sie nun im Personalgespräch wissen wollte, nach welchen Kriterien die Leute denn ausgesucht würden, ob es um ihre Leistung gehe, habe sie keine Antworten bekommen. Die Firma begrüße es, wenn sie sich schnell entscheide, auf Wiedersehen.

„Das ist doch keine Art“, findet König. „So viele Menschen haben alles gegeben für die Firma. Und jetzt das!“ Lange habe sie gedacht, die Eigentümer, also die Stolls, würden mal eingreifen, erzählt sie nicht als einzige. Doch der Betriebsrat klärte übers Intranet auf: „Der Aufsichtsrat (darunter vier Mitglieder der Familie Stoll) trägt den Stellenabbau mit.“

König lässt sich von den aktuellen Entwicklungen nicht entmutigen. Die Endfünffzigerin ist sicher: „Ich habe Perspektiven.“ Aber sie ist tief enttäuscht und glaubt, dass es für Festo nicht gut weitergehen wird. „Es ist ja nicht so, als hätten wir uns bei der Arbeit gelangweilt. Im Gegenteil, wir hatten mehr als genug zu tun.“ Wie also, fragt sie sich, will die Firma mit weniger Leuten mehr rausholen? „Und wer will denn bei so einem Unternehmen arbeiten?“ Sie habe zudem den Eindruck, dass der Betriebsrat nicht gerade kämpferisch mit der Situation umgehe. Dessen Vorsitzende in Esslingen Kaja Helbig erklärt auf Anfrage, der Betriebsrat berate ununterbrochen betroffene Kolleg:innen. Das Gremium wisse auch nicht, wer seinen Job aufgeben soll, Interessenausgleich und Sozialplanverhandlungen stünden noch an und man sei in ständigem Kontakt mit einem Rechtsanwalt und der IG Metall.

Die Pressestelle spricht von Respekt und Transparenz

Aber König fehlten und fehlen Informationen und Diskussionen, wie auf den Stellenabbau zu reagieren sei. Besonders kämpferisch war die Festo-Belegschaft noch nie – dafür saß der Glaube zu tief, dass die Firma immer gut zu ihren Leuten sei. „Seit einigen Wochen aber treten die Leute bei uns ein“, sagt IG-Metaller Czopf. Auch seien die Vertrauensleute – gewählte Gewerkschaftsmitglieder im Betrieb – sehr aktiv. Immerhin gab es zwei Infostände in der Mittagspause an den Standorten in Esslingen-Berkheim und in Ostfildern-Scharnhausen, bei denen sich laut IG Metall um die 400 Kolleg:innen informiert hätten.

Mittlerweile ist im Betrieb die Stimmung logischerweise schlecht. Niemand weiß, ob er oder sie nicht morgen auch eine Einladung zum Personalgespräch bekommt. Das Üble, so berichten Breger und König übereinstimmend, sei, wie in diesen Gesprächen unterschiedlich Druck aufgebaut werde. „Da wurde angedeutet, man wisse ja nicht, was bei den Sozialplanverhandlungen rauskommt, man solle lieber jetzt unterschreiben.“ Darauf angesprochen, erklärt die Festo-Pressestelle: „Die Personalgespräche führen wir mit größtem Respekt und Transparenz. (...) Niemand wird bei Festo unter Druck gesetzt, einen Aufhebungsvertrag zu unterschreiben.“

Das können Breger und König, also zwei von denen, die es erlebt haben, nicht bestätigen. „Das hat mit Freiwilligkeit nichts zu tun“, sagt König. Beide erinnern sich, wie gut die Stimmung im Unternehmen einst war. „Wenn es schwierige Situationen gab, hieß es, jetzt legen wir mal eine Schippe drauf. Und das hat dann auch geklappt“, sagt Breger. Immer wieder habe es geheißt: „Festo ist das Werk vieler Hände“. Doch das ist Vergangenheit. Festo will mehr Gewinn, um zu wachsen, und vielleicht auch für die Eigentümerfamilie Stoll. Die belegt mit 3,5 Milliarden Euro Vermögen Platz 77 in der Liste des „Manager-Magazins“ der hundert reichsten Deutschen.



Kühler Stollen in Eiswürfeloptik: Projektion im Schaubergwerk Bad Friedrichshall. Fotos: Julian Rettig

Im Reich des Zwiespalts

Gesellschaft

Faszination und Beklemmung, Himmel und Hölle: Das Besucherbergwerk Bad Friedrichshall bietet nicht nur Zuflucht vor Hitzewellen, sondern auch eine lehrreiche Tour der Gegensätze.

Von Martin Mezger

So ein Förderkorb ist kein Hotellift, mit dem man sanft von Geschoss zu Geschoss schwebt. Dieser Metallkäfig hier ist selbst ein Geschoss. Im Höllentempo rast er in den Abgrund, rüttelt und schüttelt, schrammt gegen die Schachtwand – eine Mischung aus freiem Fall, Hobel und Highway to Hell.

Die Hölle, 50 Sekunden und 180 Meter tiefer, ist wohltemperiert: Angenehme 18 Grad bieten Zuflucht vor jeder Hitzewelle. Dafür sorgt die Bewetterung, wie die Bergleute sagen, die Belüftung und Klimatisierung der Grube. Seit die Bewetterung über Tage ebenso menschengemacht ist wie die unter Tage, bietet das Bergwerk eine willkommene Gegenwelt zur klimakatastrophischen Außenwelt. Wer weiß, vielleicht verkriechen sich künftig noch ganz andere Besuchermassen als heute in den Gängen und Klüften des Salzbergwerks Bad Friedrichshall-Kochendorf: wenn draußen 40 Grad Dauerhitze glühen und wegen der zahllosen Klimaanlage mal wieder der Strom ausgefallen ist. So viel Dystopie muss sein, wenn man zur Hölle fährt.

Hölle? Aber, aber. Ein Ausflug ins Besucherbergwerk ist interessant, informativ, ein bisschen abenteuerlich und sehr lustig mit der finalen 42-Meter-Rutsche. Bei Nutzung ohne Matte ist die Klimakatastrophe allerdings am Arsch: Die Reibung erzeugt einen höllenheißen Hintern.

Nur das Salz blieb zurück

Einen Sonnenstrahl indes hat die Unterwelt im Salzstock seit zarten 200 Millionen Jahren nicht mehr gesehen. In jenen urschwäbischen Zeiten sah es hier eher unschwäbisch aus: Über einem flachen Binnenmeer sticht eine heiße Sonne, ums sumpfige Gewässer kreuchte und fleuchte die Ur-Fauna, darunter allerlei Saurier (im Bergwerk erfreuen Nachbildungen nostalgische Dino-Fans). Durch schmale Verbindungen mit dem Weltozean floss Salzwasser ins flache Binnenbecken. Drumherum der einzige Erdteil, den es damals gab: ein Gesamtkontinent, zu dem die Kontinentaldrift die Landmassen der Erde alle paar hundert Millionen Jahre zusammenschiebt und sie dann wieder trennt – ein fortwährendes Slow-Motion-Ballett der Plattentektonik.

Das Wüstenklima trocknete die Zuflüsse samt Binnenmeer allmählich aus. Zurück blieb das Salz: Jahrmillionen später und 180 Meter unter die Erdoberfläche gedrängt eine 25 Meter dicke Schicht, aus der die Salzkristalle

wie schimmernde Augen im Schummerlicht des Bergwerks glänzen.

Freundliche Bergleute haben immer einen Haufen Bruchmaterial aufgeschüttet, wo man



Eine Salzhalle diente der Rüstungsindustrie. Hunderte Zwangsarbeiter kamen dort 1944/45 ums Leben.

kleine Salzkristalle mitnehmen kann, bei Kindern auch beliebt als Lecksteine – die einen sakrischen Durst machen. Richtig sakral mutet der Kristallsaal mit den schönsten und größten Exemplaren unter dem Segen der heiligen Barbara an. Aus einer Nische vis-à-vis der Steinkanzel blickt die Schutzpatronin des Bergbaus in die glitzernde Kaverne, wo die Transparenz der kubikmetergroßen Salzquader einen paradoxen Kontrast bildet zu den opaken Gesteinsmassen, aus denen sie herausgeschnitten wurden.

Eine Berührung von Gegensätzen, wie es sich für die mystische Finsternis des Erdinneren ziemt. Nicht ohne Grund haben die nachtschwärmerischen Romantiker das Bergwerk zu einem ihrer zentralen literarischen Motive erkoren: E.T.A. Hoffmann in „Die Bergwerke zu Falun“ als Schauerstätte dämonischer Mächte und Gewalten; Novalis als Gleichnis der Innerlichkeit, der Schätze und Abgründe der menschlichen Seele: als „ernstes Sinnbild des menschlichen Lebens“, verborgen „in dem Schooße der Felsen“.

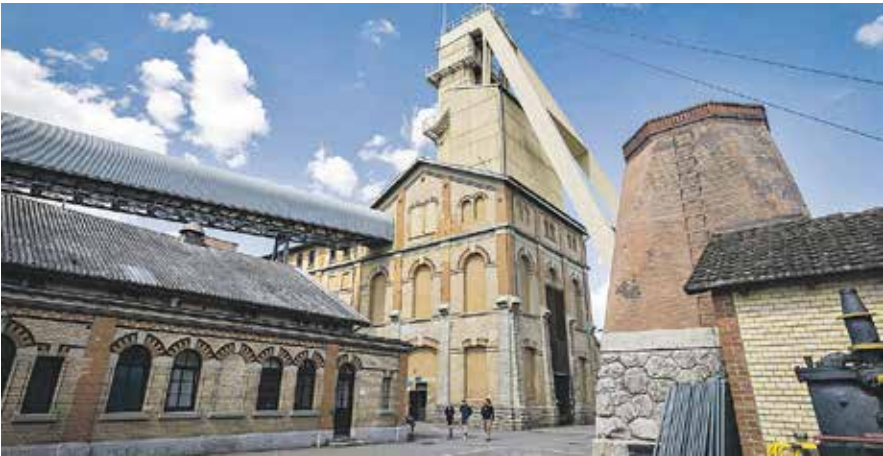
Bei der Enthauptung vom Blitz getroffen

Anderthalb Kilometer misst der Besucherrundgang, auf dem man sich nicht verirren kann.

Anders als auf dem Gedankenspaziergang zwischen Ur- und Zeitgeschichte. Assoziativ scheinen sich fernste Zeiten zu begegnen: Schaut man an die Decken der riesigen Abbaukammern, meint man in der wellengekräuselten Steinstruktur mit ihren weißen Salzkanten die Gischt des Urmeers wiederzuerkennen – kopfüber, quasi am Himmel.

Wo oben und unten, Raum und Zeit ihre Relation verändern, sind auch Extreme relativ: Schutz und Gefahr, Dauer und Veränderung, Himmel und Hölle gehen ineinander über. Wer's glaubt, findet's präfiguriert in der Barbara-Legende. Die Märtyrerin floh vor dem Zorn ihres heidnischen Vaters in einen wundersam sich öffnenden Felsen – daher ihr Bergwerk-Schutzpatronat. Doch der Schutz bewahrte die Patronin weder vor Folter und Tod noch vor militanter Umdeutung. Als ihr

Vater sie enthauptete, wurde er vom Blitz getroffen, erzählt die Legende – und bahnte so den Weg zur Verwandlung der Nothelferin in eine Frontheilige. Ihr zweites Schutzpatronat gilt der Artillerie, der unseligen Kanonensegnerei.



Über dem Bergwerksschacht – dort geht es 180 Meter in die Tiefe.

Alles ist ambivalent, alles fließt, Instabilität ist Seinsprinzip. Anfang der 1990er-Jahre meldete sich die „Instabilität der Gebirgsmechanik“ mit Wassereinbrüchen und Messwerten zu Wort, die für die nähere Zukunft Einsturzgefahr samt Geländeverwerfungen an der Oberfläche signalisierten. Hatte der Salzabbau seit 1899 doch 15 Millionen Kubikmeter an Hohlräumen hinterlassen. 1992 ordnete das Landesbergamt ihre Sicherung durch „Versatz“ – also Verfüllung – an.

Auffüllungen nur mit Bergbaurückständen hätten nicht ausgereicht, die Kosten zusätzlichen Füllmaterials das Unternehmen in die Insolvenz getrieben, schreibt Gerd Bohnenberger in der Chronik „100 Jahre Bergwerk Kochendorf“. Statt pleitezugehen, wechselten die Eigentümer – die Südwestdeutschen Salzwerke (SWS), eine Aktiengesellschaft im hälftigen Besitz der Stadt Heilbronn und des Landes Baden-Württemberg – das Geschäfts-

modell. Die Deponierung von Sondermüll in den Abbaukammern – etwa kontaminiertes Erdreich, Filterstäube aus der Rauchgasentschwefelung, Schlacken aus Müllverbrennungsanlagen – versprach lukrative Umsätze. Kohle machen, wo Salz war, stieß jedoch auf rechtliche und politische Einwände. Erst 2002 klärte der Europäische Gerichtshof, dass die Deponierung keinen Verstoß gegen das Abfall-Verwertungsgebot darstellt.

Müll und Meisterwerke lagern im Bergwerk

Bevor sich neues und altes Geschäft in die Quere kamen, stellte die SWS 1994 den Salzabbau in Kochendorf ein. Die Grube Heilbronn stemmt seither die ausfallende Fördermenge – überwiegend Industrie- und Tausalz – zusätzlich. Dass aber auch die sichere Entsorgung im Salzstock nur relativ ist, zeigten die 2020 entdeckten krebserregenden Nitrosamine. Fünf Jahre lang blieb das Besucherbergwerk geschlossen, bis das Problem gelöst, der gefährliche Stoff beseitigt war. Gießereirückstände hatten die Nitrosamine gebildet. Problematische Abfälle solchen Kalibers werden nicht mehr angenommen.

Nicht nur Müll, auch Meisterwerke bunkerte das Bergwerk. Ab 1942 wurden Kulturgüter und Archivalien eingelagert. Vom Hauptstaatsarchiv bis zur Staatsgalerie schickten Institutionen und Privatleute ihre Schätze, um sie vor den Kriegsbomben zu bewahren. Prominenteste Geflüchtete im Kochendorfer Untergrund war Grünewalds Stuppacher Madonna.

Die Zufluchtstätte aber war zugleich die Hölle: Die nationalsozialistischen Verbrecher missbrauchten ab 1944 das Bergwerk zur unterirdischen Rüstungsproduktion und die Häftlinge des eigens eingerichteten KZ-Außenlagers als Arbeitsklaven. Rund 2.000 Männer mussten bis zum Todesmarsch kurz vor Kriegsende für den „Endsieg“ schuften. Mindestens 447 haben nicht überlebt. Der Journalist Klaus Rixinger und die Miklos-Klein-Stiftung – benannt nach einem sadistisch ermordeten Häftling – haben die Geschichte des Konzentrationslagers erforscht und die Gedenkstätte im Besucherbergwerk eingerichtet.

Erzengel Michael statt Hitler

Der 1933 eingesetzte Bergwerksdirektor Ernst Baur, ein strammer Nazi, konnte laut der Historikerin Nina Schnutz nach dem Krieg belegen, dass er Pläne verhindert habe, die Förderanlagen zu zerstören und die in der Grube eingeschlossen Zwangsarbeiter verhungern zu lassen. Zwölf Jahre vorher hatte Baur den Auftrag gegeben für ein Kunstwerk, das das Bergwerk nicht mehr verlassen sollte: ein Salzstein-Relief als Huldigung an die Machtergreifung Hitlers, im Kuppelsaal neben der Rutsche zu sehen.

Der Bildhauer Helmuth Uhrig, der 1930 bereits ein Barbara-Relief in den Stein gekerbt hatte, löste den Auftrag allegorisch. Die Fahne hoch und ruhig festen Schritts führt nicht Hitler, sondern der Erzengel Michael die Bergarbeiter an. Dabei musste Uhrig, begeisterter Wandervogel und religiös geprägt, 1933 die Stuttgarter Kunstgewerbeschule verlassen, angeblich weil er nicht in die NSDAP eintreten wollte. In einer Selbstinterpretation des Künst-



Riesige Salzquader kontrastieren mit den Gesteinsmassen, aus denen sie herausgeschnitten wurden.



AfD-Landeschef Markus Frohnmaier (links), hier mit Parteichef Tino Chrupalla, steht sich zum Ausmistern berufen. Fotos: Julian Rettig

„Dann wird ausgemistet“

Politik

Von Johanna Henkel-Waidhofer

Der baden-württembergische Ministerpräsident Cem Özdemir (Grüne) hat die AfD aufgefordert, sich zu entscheiden, ob sie eine Partei im Rahmen der Verfassung sein will. Oder den Weg des Völkischen vorzieht. Die Richtung wird erkennbar an den Reden und Zwischenrufen ihrer Abgeordneten.

Ausgerechnet der neue AfD-Fraktionschef und Oppositionsführer im baden-württembergischen Landtag hat sich in der letzten Plenarsitzung vor der Sommerpause am 23. Juli selbst entlarvt. Dabei sollte Martin Rothweiler aus dem Wahlkreis Villingen-Schwenningen, blitzbefördert ohne landespolitische Erfahrungen, doch die Rolle des gemäßigten Aushängeschilds an der Spitze der 35 Abgeordneten spielen. Überraschend schnell fiel er lärmend aus ihr heraus, als der frühere Landtagspräsident Guido Wolf (CDU) in der Grundsatzdebatte über die AfD auf den Wolf im Schafspelz zu sprechen kam. „Das hat schon Goebbels gesagt“, dröhnte Rothweiler sein einschlägiges Wissen in den Plenarsaal.

Dem 48-Jährigen werden solche Kenntnisse kaum im FH-Studium der Betriebswirtschaft oder in Madrid, als er den Master in Internationaler Unternehmensführung machte, zugeflogen sein. Eher also zählt das Goebbels-Zitat zum AfD-Kanon, zum historischen und jederzeit abrufbaren Wissen. Im Wahlkampf 1928 hatte der spätere Propagandaminister das Selbstverständnis der NSDAP-Kandidaten entblättert, die dann, demokratisch gewählt, zu zwölf in den Reichstag einzogen: „Wir kommen nicht als

Genossen Binder klagte. „Vielleicht unbewusst“ habe der „zum Trauzeugen einer schmutzigrünen Hochzeit degradiert“ werden sollen, so der AfD-Fraktionschef weiter, „deren einziger Ehezweck Ihre Machtoptionen sind“. Rothweiler hingegen blieb unbegrüßt, was dieser als Verstoß gegen „demokratische Prinzipien, Anstandsregeln und das Neutralitätsgebot des Staates“ wertete und natürlich als Missachtung der eigenen Wählerschaft.

Täter-Opfer-Umkehr-Expert:innen

Özdemir hielt dagegen. Gemäßigter und ministerpräsidentieller als bei seiner Bundestagsrede im Februar 2018, als er Teilen der AfD vorwarf, die Werte der Aufklärung sowie die liberale deutsche Gesellschaft zu verachten. Im Landtag stellte er den AfD-Abgeordneten eine Reihe von Fragen: „Wie stehen Sie zu unserem deutschen Grundgesetz? Wie stehen Sie zu unserer Landesverfassung? Wie stehen Sie zu unserer liberalen Demokratie? Wie stehen Sie zu unserer freiheitlichen Gesellschaft? Wie stehen Sie zu verfassungsmäßigen Garantien, dem Rechtsstaat?“ Und auch er hatte ein Zitat dabei von



Ministerpräsident Cem Özdemir (Grüne) will es wissen: Wie steht die AfD zum Grundgesetz?

Freunde, auch nicht als Neutrale. Wir kommen als Feinde! Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir!“ Das erinnert schon lebhaft an den Ausspruch des baden-württembergischen AfD-Landesparteičhefs Markus Frohnmaier: „Wenn wir kommen, dann wird aufgeräumt, dann wird ausgemistet.“

Auslöser des Schlagabtauschs vor den Ferien war die AfD-Fraktion selber. Sie wollte Cem Özdemir (Grüne) an den Karren fahren, weil der als gastgebender Ministerpräsident auf der traditionellen Stallwächter-Party in der Berliner Landesvertretung am 9. Juli „vor rund 1800 Gästen die 5,5-Prozent-Splitterpartei SPD begrüßt hat und deren Fraktionsvorsitzenden mit ‚Mein lieber Sascha‘ umgarnte“, wie Rothweiler über die Vorzugsbehandlung für den

ehemaligen AfD-Abgeordneten, darunter einem Vorgänger von Rothweiler, von Jörg Meuthen. Denn nach dessen Einschätzung habe „die AfD inzwischen ganz klar totalitäre Anklänge“, weil weite Teile „nicht auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung stehen“. Die AfD müsse sich entscheiden, forderte Özdemir, ob sie Teil „einer demokratischen Partei am rechten Rand“ sein wolle oder den Weg des Völkischen vorziehe, „der uns schon einmal in den Abgrund geführt hat“.

Antworten bekam der Ministerpräsident keine, aber er löste Kaskaden von Zwischenrufen aus, darunter von Rothweiler: „Das ist Täter-Opfer-Umkehr, was Sie hier machen!“ Tatsächlich aber sitzen die Täter-Opfer-Umkehr-Expert:innen ganz rechts außen. Die ersten

zehn Plenartage der Legislaturperiode haben hinlänglich gezeigt, wie faktenwidrig von der AfD berechnete Kritik an ihren Positionen verdreht wird, im Netz oder mit Blick auf die in der Regel gut besetzte Besucher:innen-Tribüne des Landtags. Der neue CDU-Fraktionschef Tobias Vogt zog den Vergleich zu Mimosen, in die sich AfD-Abgeordnete verwandelten, wenn jemand gegenhalte. Der Ministerpräsident sei aber kein Mimosengärtner. Er müsse die Rechte der Opposition achten, sie aber keineswegs vor politischer Kritik schützen. „Widerspricht man Ihnen, sehen Sie Ihre Grundrechte in Gefahr“, so Vogt. Woraufhin der Calwer AfD-Abgeordnete Miguel Klauf sogleich brüllte: „Wehret den Anfängen!“

Die Immunität von Klauf ist wegen des Verdachts der Volksverhetzung Ende Juni durch die Landtagsmehrheit aufgehoben worden. Die Staatsanwaltschaft Tübingen wirft dem parlamentarischen Geschäftsführer daneben die Billigung von Straftaten vor. Seit seinem Einzug in den Landtag 2021 geriert sich der langjährige frühere Mercedes-Benz-Mitarbeiter als Hardliner, der den Diskurs der konkurrierenden Parteien mit seinen krachledernen Eingebungen befeuert. Die CDU, findet er, „ist das Grundübel unserer Zeit“, der SPD sagt er den Untergang voraus, er fabuliert von millionenfachen Ausreisen, nach einer entsprechenden Aufforderung durch Özdemir verweigert er ausdrücklich jegliche Distanzierung vom Thüringer Bernd Höcke. Die AfD versucht er als „normale rechte Partei“ hinzustellen, und wenn Mitglieder seiner Fraktion kraft Mehrheitsbeschluss der anderen drei Parlamentsfraktionen nicht in Gremien entsandt werden, ist das für ihn nichts Geringeres als eine Missachtung des Wählerwillens.

Krude Positionen, aber eine Million Wähler:innen

Seit 2016 sitzen AfD-Abgeordnete im baden-württembergischen Landtag, gewählt mit Spitzenergebnissen im Ranking westdeutscher Wahlkreise. Seit 2016 haben Politiker:innen von Grünen, CDU, SPD und bis 2025 der FDP in inzwischen zahllosen fachpolitischen Debatten versucht, einerseits die Realitätsverleugung und die Demokratieverachtung bei der AfD herauszuarbeiten. Und andererseits die kruden inhaltlichen Positionen in der Bildungs- oder der Wirtschaftspolitik, in Fragen der Inneren Sicherheit oder der Gesundheitsversorgung zu begegnen, von der Klimapolitik ganz zu schweigen. Das Ergebnis ist erschütternd. Gut eine Million Baden-Württemberger:innen haben 2026 die vom Verfassungsschutz als rechtsextremistischer Verdachtsfall eingestufte Partei gewählt – mehr als doppelt so viele wie fünf Jahre zuvor.

Die Hoffnungen, die AfD politisch bekämpfen zu können, sind weitgehend zerstoßen. Hetze und Faktenferne gehören zum Standard-Repertoire, dem mit Argumenten nicht beizukommen ist. Gerade im Hitzesommer 2026, in dem die menschengemachte Erderwärmung immer weiter geleugnet wird, „Zwangsgeldern sind kein Freibrief für Klimapropaganda“, poltert der medienpolitische Sprecher der Landtagsfraktion Dennis Klecker in Richtung des SWR. Und wenn der der neue innenpolitische Sprecher Chris Hegel ungeniert nach Remigration verlangt, wenn Uwe von Wagenheim, der neue kultuspolitische Sprecher, dem Literaturbetrieb vorwirft, „Links‘ als ‚normal‘ und ‚Rechts‘ als gefährlich zu framen“. Keine Rede ohne Verdrehungen, keine Pressemitteilung ohne haltlose Unterstellung.

Auch Teile der CDU sind für ein Verbotsverfahren

Grüne und SPD im Landtag befürworten deshalb zusätzlich zur inhaltlichen Auseinandersetzung die genaue verfassungsrechtliche Prüfung eines Verbotsverfahrens. Sie verweisen

auf Artikel 21 des Grundgesetzes, in dem das von den Müttern und Vätern des Grundgesetzes bewusst verankert worden ist. „Daraus“, sagt Ministerpräsident Özdemir, „erwächst ein politischer Auftrag, diesen Schutzmechanismus bei Bedarf anzuwenden.“ Teile der CDU argumentieren ähnlich, allen voran Daniel Günther, Regierungschef in Kiel. Ein Staat müsse sich vor seinen Feinden schützen, und das Verbotsverfahren sei selbst bei einem theoretischen Restrisiko „eine Pflicht“.

Die Südwest-CDU allerdings zögert. Seine laute Pro-Stimme hat Roderich Kiesewetter erhoben. Der Unions-Bundestagsabgeordnete aus dem Wahlkreis Aalen-Heidenheim gehörte zu den Erstunterzeichner:innen eines in der vergangenen Legislaturperiode noch gescheiterten parteiübergreifenden Gruppenantrags. Sein Parteifreund Guido Wolf öffnete an dem denkwürdigen Plenartag im Juli die Tür einen Spalt weit mit dieser Feststellung: „Unsere Verfassung ist nicht Ihr Schutzschild, sie ist die Grenze Ihrer Politik, und wir werden diese Grenze jeden Tag mit Leidenschaft, Herzblut und Überzeugung verteidigen.“

Der Verfassungsschutz Mecklenburg-Vorpommern, wo am 20. September ein neuer Landtag gewählt wird und die AfD in Umfragen mit 36 Prozent Platz eins belegt, liefert nicht nur Argumente genau dafür. Sondern er beschreibt in der eigenen Entstehungsgeschichte auch die Toleranz gegenüber Extremisten vor 100 Jahren, um auf die Notwendigkeit effektiver Instrumentarien gegen Verfassungsfeinde zu verweisen. Unterfüttert mit einem Zitat, mit einem von Joseph Goebbels übrigens: „Wir gehen in den Reichstag hinein, um uns im Waffenarsenal der Demokratie mit deren eigenen Waffen zu versorgen. Wir werden Reichstagsabgeordnete, um die Weimarer Gesinnung mit ihrer eigenen Unterstützung lahmzulegen.“

Das sollte Warnung genug sein.

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

In Scheuers Fußstapfen

In der Mobilitätspolitik in Deutschland lief so viel schief in den letzten Jahren, dass Steffen Bilgers (CDU) Rückkehr ins Bundesverkehrsministerium reichlich kühn anmutet. Mit innovativen Gedanken fiel er noch nicht auf.

Von Johanna Henkel-Waidhofer

Abkühlung unter Vorbehalt

Stuttgart hat viele Bäder, doch für Bürger:innen wird das Schwimmengehen immer schwieriger. Das trifft Gesundheit, Erholung, Abkühlung. Und zeigt, was auf dem Spiel steht, wenn Kommunen ihre öffentliche Daseinsvorsorge neoliberaler Sparlogik unterordnen.

Von Mark Schwarz

Armutszeugnis

Die Bilder aus Ceuta waren eindrucksvoll. Viel eindrucksvoller aber ist, dass Europa in mehr als zehn Jahren keine einzige sinnvolle Idee hatte, pragmatisch mit Migration umzugehen. Spanien hat es immerhin versucht und wird zur Zielscheibe.

Von Anna Hunger

Kontext fördern

Unterstützen Sie Kontext dauerhaft mit einer Spende von 10,00 € | Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.
Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM333
KONTEXT e. V. ist gemeinnützig. Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter Telefon 0711 66 48 65 48.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. **KONTEXT:Wochenzeitung** erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der wochentaz.
Herausgeber: KONTEXT Verein für ganzheitlichen Journalismus e. V., Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de
Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Frank Böhringer (Vors.), Anni Endress Annemarie Raab, Michael Schulze und Johannes Rauschenberger.
Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, redaktion@kontextwochenzeitung.de
Redaktionsleitung: Anna Hunger (verantw. gem. § 8 PresseG BW | § 55 RStV.)
Produktion: büro uebele visuelle kommunikation Marei Hager, Lukas Osele, Andreas Uebele
Druck: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.